

Werner Wilhelm

Sein Leben in Wort und Bild

1928-1993



Otto Paul Eschenbach, Margaret Eisenschmidt, Margarete, Martha, Helmut & Gunther Eschenbach

Willy genoss gerade gemeinsam mit seinen Eltern einen schönen Rinderbraten in ihrem Haus in Saalfeld, als plötzlich mitten im Essen russische Soldaten eindrangten, ihn unter den Armen fassten, und aus dem Haus trugen. Er wurde im September 1945 nach Buchenwald gebracht und blieb dort bis 1953 eingesperrt. Der Grund für seine Entlassung war dann der, dass die Russen einen Aufstand der wegen der russischen Herrschaft höchst aufgebrachten Deutschen befürchteten. So lockerten sie den Druck etwas, um die breite Masse des deutschen Volkes zu besänftigen. Onkel Willy erzählte, er habe sich drei Mal um ein Gespräch mit dem Gefängnisdirektor bemüht, da ihm seine Gefangenschaft in Buchenwald absolut unerklärlich war. Seine Anträge blieben jedoch ohne Erfolg – es kam nie zu einem Gespräch. Willy hatte sich während seiner Haft in Buchenwald als Freiwilliger zu den Sanitätern gemeldet. Das hatte zwei Vorteile: Erstens bekam man mehr zu essen, und zweitens stand einem das Reiswasser der sterbenden Patienten, die nichts mehr zu sich nehmen konnten, zur Verfügung. Und trotzdem...Bei seiner Aufnahme in Buchenwald hatte Willy bei einer Größe von etwa 1,83 m ein Körpergewicht von 90 kg. Bei seiner Entlassung wog er 47 kg! Aus der Buchenwald-Zeit sind drei Ereignisse ganz besonders in Willys Erinnerung haften geblieben: Einmal ging er mit einer Schubkarre durch das Lager. Er befand sich gerade unterhalb eines Fensters der russischen Familienunterkünfte, als eine russische Hausfrau einen Laib Brot aus dem Fenster in seine Schubkarre warf. Ein Massenspektakel brach aus, da sich Willy zusammen mit allen anderen Gefangenen auf dieses Brot stürzte. Jeder, der sich in greifbarer Nähe befand, bekam ein Stück ab. Die zweite eindrucksvolle Begebenheit ereignete sich, als er mit einem Mitgefangenen einen großen Bottich voll heißen Reiswassers in den Speisesaal tragen sollte. Dieser Bottich beinhaltete das "Essen" für alle Gefangenen. Es war ein kalter Wintertag mit Schnee und Eis. Auf halbem Wege über den Hof des Lagers rutschten Willy und der andere Gefangene auf einer vereisten Stelle aus. Sie verloren das Gleichgewicht und das Reiswasser ergoss sich auf den Boden. Willy und der Mitgefangene schleckten dann auf Händen und Knien das Reiswasser auf. Der dritte Vorfall geschah am Tag seiner Entlassung. Willy kannte die ganze Zeit über den Grund seiner Gefangenschaft nicht und wusste auch nicht, warum er plötzlich freigelassen wurde. Die Russen öffneten einfach eines Tages die Buchenwald-Tore und befahlen Willy und den anderen Gefangenen wegzugehen. Als Willy dann gemeinsam mit den anderen das Lager verließ, begannen die Russen plötzlich, Tomaten auf die Gruppe zu werfen. Welch ein Tumult, als alle versuchten, eine Tomate zu erhaschen!

Willy ging zu Fuß heim nach Tünschütz, wo er nun wieder seine Familie und die bereits fast erwachsenen Kinder vorfand. Die Familie war überrascht, Willy zu sehen. Sie hatten keine Ahnung, wo die Russen ihn hingebracht hatten, und ob er überhaupt noch lebte. Willy erfuhr, dass es die Farbenfabrik schon lange nicht mehr gab. Die Russen hatten sie gleich nach Willys Einlieferung in Buchenwald dem Erdboden gleichgemacht. Jetzt wurde ihm endlich auch der Grund seiner Gefangennahme klar. Er hatte in Deutschland

zur herrschenden Klasse gehört und die Russen hatten beschlossen, alle wohlhabenden und einflussreichen Leute wegzusperren, damit sie der russischen Übernahme nicht im Wege stehen würden. Jeder Unternehmer, der mehr als acht Arbeitnehmer beschäftigte, war automatisch ein Gefängniskandidat.



Otto Paul Eschenbach, Margaret Eisenschmidt, Margarete, Martha, Helmut & Gunther Eschenbach

Willy musste auch erfahren, dass sein Schwiegervater, Otto Paul Eschenbach, 1947 im noch relativ jungen Alter von 63 Jahren an Herzversagen gestorben war. Die Familie führte seinen Tod auf all den Kummer zurück, den der Verlust beider Söhne und das Einfallen der Russen in sein Gut mit sich gebracht hatten. Die unmittelbare Todesursache waren vom Arzt verordnete Schlaftabletten, die für sein geschwächtes Herz zu stark waren. Willy stellte fest, dass es nun auf dem Gut einen Verwalter gab, der für die betriebliche Leistung verantwortlich war und die von den Russen für diesen landwirtschaftlichen Betrieb vorgeschriebenen Vieh- und Getreidequoten zu erfüllen hatte. Willy war ganz froh über diese Regelung, denn so musste nicht er, sondern dieser Verwalter den Russen gegenüber Rede und Antwort stehen, was die Führung des Betriebes anging. Eines Tages wandte sich der Verwalter mit einer Bitte an Willy. Er wollte nach Eisenberg fahren und dort eine Kuh und ein Schwein verkaufen, um für den Betrieb benötigtes Bargeld aufzutreiben. Er bat Willy, ihm dabei zu helfen, die Tiere zum Markt zu bringen. Willy sagte sofort zu. Das Verladen des fast 150 kg schweren Schweines auf den Wagen kostete Willy und den Verwalter einige Mühe. Dann band Willy die Kuh hinten an den Wagen und hielt den Strick fest, damit sie nicht entkommen konnte. Sie schafften es problemlos nach Eisenberg und die Tiere verkauften sich schnell zu einem guten Preis. Willy freute sich für den Verwalter über das gute Gelingen, aber die Freude währte leider nicht lange.

Als Willy am nächsten Morgen aufstand, waren der Verwalter, sein Wagen, und seine Familie spurlos verschwunden. Eine ganze Woche verging, bevor es Willy dann langsam klar wurde, dass der Verwalter den Erlös aus dem Verkauf der Tiere für seinen Absprung in den Westen verwendet hatte. Willy führte auf der Farm eine Bestandsaufnahme durch und stellte bald fest, dass das von den Russen für jenes Jahr vorgeschriebene Soll so gut wie unmöglich erfüllt werden konnte. Er sah auch ganz deutlich, dass die Viehzucht in den folgenden Jahren verringert werden musste, um den Quoten gerecht werden zu können. Willy wusste, dass da eine besonders verzwickte Situation vorlag. Kaum hatte er seine Berechnungen abgeschlossen, wurde er auch schon von einem hochrangigen Russen, der sich in der Nachbarschaft einquartiert hatte, zu einem Gespräch 'eingeladen'. Willy begab sich also zu diesem Treffen mit den Russen in Eisenberg. Thema der Diskussion war der verschwundene Verwalter und die Notwendigkeit, die Quoten zu erfüllen. „Wir brauchen keinen neuen Verwalter,“ sagten die Russen, „Sie können die Leitung des Gutes übernehmen.“ „Selbstverständlich,“ antwortete Willy. (Er wusste ganz genau, wie man mit den Russen umzugehen hatte. Man musste in ihrer Gegenwart allem

zustimmen, und wenn man dann nicht mehr direkt in ihren Klauen war, versuchen, seine Haut zu retten.) „Wir werden Ihnen keine neuen Quoten auferlegen, Sie brauchen nur das alte Soll erfüllen,“ boten sie ihm großzügig an. „Alles klar,“ war Willys Antwort. Ein Händedruck, begleitet von einem breiten Lächeln, beschloss das Treffen und Willy kehrte nach Hause zurück. „Einmal kann man sich erwischen lassen,“ sagte er zu sich selbst, „aber ich bin nicht so dumm, mich ein zweites Mal erwischen zu lassen. Oh nein!“ Willy eröffnete seiner Frau und den Kindern, dass sie eine Bahnreise nach Berlin machen würden. Er und seine Frau zogen sich fein an, die beiden Töchter wurden jedoch in russische Pfadfinderuniformen gesteckt, komplett – einschließlich roter Krawatte. „Wenn Euch jemand fragt wo Ihr hinfahrt, sagt Ihr, dass wir nach Berlin reisen, um uns die neue Stalin-Statue anzusehen,“ trug er den Kindern auf, „ansonsten haltet Ihr Euch geschlossen und sprecht mit niemandem!“ Die Familie Eberlein gelangte unbehelligt nach Berlin und konnte die Grenze nach West-Berlin ohne Zwischenfälle passieren. Willy erzählte, dass ihm nach der Überquerung der russischen Grenze eine große Last vom Herzen gefallen war und er wieder frei atmen konnte. Seine Töchter berichteten, sie hätten während der gesamten Bahnfahrt schreckliche Angst vor einer Konfrontation mit den Russen ausgestanden. Sie wussten nicht, ob sie mutig und stark genug gewesen wären, entsprechende Fragen überzeugend genug zu beantworten. Glücklicherweise erreichten sie aber die West-Berliner Grenze, ohne angesprochen worden zu sein.



Herbert Eschenbach & Werner Wilhelm II

In West-Berlin angekommen, suchte Willy Onkel Herbert auf und erfuhr von ihm, dass Werners Mutter sein Haus gerade verlassen hatte, nachdem sie sechs Wochen lang bei ihm gewesen war. Sie war über die Luftbrücke zu ihrem Bruder Otto Brehmer gebracht worden, der sich im westlichen Reiffenhausen niedergelassen hatte. Also hatte Herbert nun Platz für die nächste Ladung Flüchtlinge. Willy meldete sich bei den Amerikanern für die Inanspruchnahme der Luftbrücke nach Westdeutschland an. Sechs Wochen später war es dann soweit und er wurde gefragt, wo er denn hin wolle. Willy nannte München als Wunschziel, da er vor dem Krieg mit der Farbenfabrik dort gewesen war, und er sich in der Stadt auskannte. Die Amerikaner flogen ihn daraufhin nach München.



Margarete, Helga and Willy Eberlein

Willy erzählte, er sei bei seiner Ankunft in München 53 Jahre alt gewesen. Er hatte Frau und zwei Töchter, kein Geld, keine Arbeit, kein Fortbewegungsmittel, nichts zu essen und kein Dach über dem Kopf. Er sagte, er sei voller Angst dagestanden und habe überlegt, was er als nächstes machen sollte und welche Zukunft er wohl hätte. Schon bald wurde jedoch Unterkunft bei einer Familie gefunden. Willy und seine Familie waren dort nicht im Geringsten willkommen. Die deutsche Regierung hatte nämlich damals die Bevölkerung gezwungen, Flüchtlinge bei sich aufzunehmen, bis eine Wohnung für sie gefunden werden konnte. Willy fand eine einfache Arbeitsstelle bei Esso. Mit seinem ersten Lohn kaufte er sich ein Fahrrad, um damit zur Arbeit zu fahren. Es sträubte sich alles in ihm, diese geringe Arbeit auszuführen, denn er kam ja aus einer Millionärsfamilie und hatte immer der Chef-Etage angehört. Auch im Krieg war er ein hoher Offizier gewesen und gewöhnt, Befehle zu erteilen, nicht zu empfangen. Aber immerhin konnte er im Moment seine Familie ernähren. Es dauerte nicht allzu lange, und er hatte genug Geld für eine eigene Wohnung gespart. Das war nicht einfach, denn das Geld musste hart verdient werden und freie Wohnungen waren rar. Nach einigen Jahren in dieser erniedrigenden Arbeitssituation hörte er eines Tages zufällig ein Gespräch im Büro bei Esso mit. Die Firma hatte jemandem die Generalvertretung entzogen und suchte nun einen Nachfolger, der als einzige Voraussetzung 38.000,00 Dollar in bar aufzubringen hatte. Willy wusste, dass dieses Angebot schnell vergriffen sein würde, da es sich um eine grandiose Gelegenheit handelte. Er wünschte sich nichts sehnlicher, als diese Generalvertretung zu bekommen, jedoch reichten seine Ersparnisse von einigen tausend Dollar nicht aus. Willy verbrachte schlaflose Nächte und grübelte, wie er bei dieser ruinierten Wirtschaftslage an das erforderliche Geld kommen könne. Schließlich fiel ihm eine Möglichkeit ein. Er erinnerte sich an einen wohlhabenden Bekannten, mit dem er früher in Verbindung gestanden hatte, als er noch Eigentümer der Münchner Farbenfabrik war. Dieser Mann war nicht im Krieg gewesen und schien mit seinem Geschäft recht gut durch die Kriegsjahre gekommen zu sein. Willy klopfte dann also an die Haustür dieses Bekannten und trug ihm sein Anliegen vor. Er sagte, es sei ihm sehr peinlich um Geld zu bitten, jedoch bräuchte er am nächsten Tag bis spätestens neun Uhr morgens 38.000,00 Dollar in bar. Der Mann sah Willy an und sagte, „Willy, ich kannte dich als guten Geschäftsmann vor dem Krieg und bin sicher, dass du auch heute noch ein guter Geschäftsmann bist. Morgen früh liegen deine 38.000,00 Dollar bereit.“ Willy holte am nächsten Morgen das Geld ab, fuhr zu Esso, unterzeichnete den Vertrag und erwarb damit die Esso-Vertretung. Das erste Geschäftsjahr war ein finanzieller Albtraum. Willy wandte sich an Esso und legte dar, er wisse jetzt warum sein Vorgänger hatte aufgeben müssen. Er erklärte, dass der Betrieb unter den bestehenden Vertragsbestimmungen keine Chance hätte, und wenn er als erstklassiger Geschäftsmann es nicht schaffte, würde es

auch kein anderer schaffen. Da das Unternehmen Willys Kompetenz erkannte und ihn nicht verlieren wollte, wurden die Vertragsbestimmungen dahingehend geändert, ihm etwas mehr Freiraum zu gewähren. Daraufhin lief es wie am Schnürchen. Bald konnte Willy weitere Vertretungen und Verkaufsstellen übernehmen, und als er im Alter von 84 Jahren starb, war sein Imperium nach Werners Schätzung etwa 24 Millionen Dollar wert. Nicht schlecht für einen Mann, der mit 53 Jahren vor dem absoluten Nichts stand! Sein Lebensstandard hatte sich übrigens auch erheblich verbessert. Er bewohnte in München-Oberschleißheim die Dachterrassenwohnung eines sehr noblen Wohnblocks, der ihm gehörte (und wir wurden in seinem neuen Mercedes herumchauffiert). Außerdem besaß er ein Chalet in einem feudalen Ferienort in den Alpen.



Margarete & Willy Eberlein, Werner Wilhelm II and Willy Fichter

Ich war diejenige, die Werner schließlich dazu überreden konnte, Onkel Willy zu besuchen. Ich musste ihm lange in den Ohren liegen und ihm keine Ruhe lassen, weil Werners Kusine ihm erzählt hatte, Willy sei am Telefon sehr kurz angebunden gewesen, als sie ihm sagte, sie wolle ihn besuchen. Werner wollte nun wirklich nicht die gleiche Peinlichkeit erleben. Ich sagte zu ihm, „Hör zu, du hast es aus eigener Kraft zum Millionär gebracht. Willy wird bestimmt von deiner Lebensgeschichte genauso fasziniert sein, wie du von seiner.“ Endlich, obwohl mit einem Gefühl der Beklommenheit, hob Werner den Hörer des Telefons in Astrids Wohnzimmer ab und rief Willy in München an. „Oh ja, ich würde mich sehr freuen, dich zu sehen,“ sagte Willy und sprach mit Werner einen Termin ab. An dem vereinbarten Tag fuhren Werner und ich mit dem Zug von Mühldorf nach München. In München nahmen wir dann die Straßenbahn, was gar nicht so einfach war. Trotz Onkel Willys ausgezeichnete Wegbeschreibung wussten wir nicht so genau, wo wir am besten aussteigen sollten. Aber nachdem wir dann ein Stück zu Fuß zurückgelegt hatten, fanden wir das Haus doch irgendwie. Das elegante und aufwendige Gebäude war sehr imposant, und als wir dann seine Dachterrassenwohnung, die sich über die gesamte Grundfläche des Gebäudes erstreckte, sahen, waren wir maßlos beeindruckt! Das Sicherheitssystem verwehrte uns zunächst den Eintritt (ich wette, Fort Knox ist nicht so gut abgesichert), aber Willy und seine Frau begrüßten uns trotz Werners reservierter Art überschwänglich und auf das herzlichste. Sie freuten sich sichtlich, uns zu sehen. Willy und Werner unterhielten sich höchst angeregt und stellten einander unzählige Fragen bezüglich ihrer Geschäfte und ihrer Lebenserfahrung. Ich hörte gebannt zu, als Willy von seinem Aufenthalt im Konzentrationslager erzählte und ließ Werner jedes Wort übersetzen, damit mir nichts entging. Werner war nicht besonders erfreut, denn er hasste das Übersetzen. Ich konnte Onkel Willy umfangreiche Informationen bezüglich der Familiengeschichte seiner Frau übermitteln, da ich mich als leidenschaftliche Stammbaumsforscherin intensiv mit der Familie von Werners Mutter befasst hatte. „Es ist schon beschämend, dass diese Frau mehr über unsere Familie weiß,

als wir,” sagte Onkel Willy zu Werner. Dann bekam ich ein großartiges Kompliment von Onkel Willy. Er sagte zu Werner, „Diese Frau ist hochintelligent. Du heiratest sie am besten schnell, bevor sie dir entwischt!“ Dieses Kompliment aus dem Munde eines so reichen, mächtigen und intellektuellen Mannes bedeutete mir damals und bis heute sehr viel. Danke, Onkel Willy! Ich überreichte ihm eine Kopie von Onkel Herberts Lebensgeschichte, die ich säuberlich getippt hatte und von der es auch eine englische Übersetzung gab. Onkel Willy fühlte sich geehrt, diese Kopie zu erhalten und beschäftigte sich in den folgenden Wochen intensiv damit. Willy wollte uns zum Abendessen in ein feines Restaurant ausführen, da es mittlerweile viel später geworden war, als wir eigentlich vorhatten zu bleiben. Aber es gab ja so viele Jahre und so viele Themen aufzuarbeiten. Werner und ich wollten jedoch nicht zum Essen gehen, da Onkel Willy nicht so ganz sicher auf den Beinen war und das Verlassen der Wohnung für ihn anstrengend gewesen wäre. Wir genossen dann eine wunderbare kalte Platte mit feinstem Käse und Aufschnitt. Willys Enkel, Willy Fichter, der gerade eine halbe Stunde vorher von seinen Flitterwochen auf Jamaika zurückgekehrt war, setzte sich zu uns und fuhr uns dann später zum Münchner Bahnhof. Willy hatte einen Fahrplan der Deutschen Bundesbahn zu Hause, aber je später es wurde, desto vertiefter waren wir in unser Gespräch. Ein Zug nach dem anderen fuhr ab, während wir immer noch im Wohnzimmer saßen und die Vergangenheit wieder aufleben ließen. Schließlich mussten wir uns doch losreißen, da der allerletzte Zug nach Mühldorf bald abfuhr. Onkel Willy trug dem jungen Willy auf, den neuen Mercedes zu benutzen, und uns, falls wir den Zug verpassten, nach Mühldorf zu bringen. Wir schafften es jedoch rechtzeitig und befanden uns zehn Minuten vor Abfahrt des Zuges am Bahngleis. Willy brachte uns fast ganz bis zu dem wartenden Zug, und damit endete ein wundervoller Tag. Kurze Zeit später erhielten wir einen schwarzumrandeten Briefumschlag. Onkel Willy war nach einem reichen und erfüllten Leben an Leukämie gestorben.



Margarete Eberlein



Willy's oil tanks

Nach Onkel Willys Tod zerbröckelte sein Imperium. Seine Angehörigen verkauften alle Esso-Anteile und wandelten den Nachlass in Bargeld um. Gemäß Willys Testament hätte das gesamte Vermögen an seine Frau Margarete übergehen sollen. Wie wir jedoch später von ihrer Schwester erfuhren, hatten Margaretes Kinder ein Gerichtsverfahren eingeleitet, in dem sie ihre Mutter für geschäftsunfähig erklären ließen. So konnten sie dann selbst die Verwaltung des Geldes übernehmen. Ihre Schwester sagte, Margarete sei über dieses Verhalten der Familie zutiefst erschüttert gewesen.



Werner Wilhelm II vorne garage Haus, Grossobringen

Nachdem Werners Mutter, Martha Klodmann, unbemerkt und mit maßloser Bestürzung die bereits erwähnten Worte aus dem Mund ihrer Schwägerin Martha Wilhelm Bamberg vernommen hatte, beschloss sie, nach Grossobringen zurückzukehren und in dem Garagenhaus zu wohnen. Die Wohnung dort war frei, weil der Doktor und Charlotte in den Westen geflohen waren.

Als Werner nach Zschippach zurück kam, musste er schockiert feststellen, dass man in der Villa Installationen, Elektro- und Heizelemente, Parkettböden und wertvolle Fliesen herausgeholt hatte, und die Kommunisten dabei waren, das Gebäude dem Erdboden gleichzumachen. Werner suchte vergeblich nach seinen Kirschmöbeln. Martha hatte ihn gebeten, ihre Damast-Tischdecken, das Meißener Porzellan und das Silberbesteck in Sicherheit zu bringen. Bei seinem Eintreffen hatten die Bauern aus dem Dorf jedoch schon alles entwendet. Der Verlust der Erbstücke, die sich seit mehreren Generationen in der Familie befunden hatten, machte seiner Mutter schwer zu schaffen. „Ach, Mama, was willst du denn mit dem ganzen alten Zeug,“ sagte Werner zu ihr, „wir können doch alles neu kaufen!“ Martha sah ihren Sohn an und brach in Tränen aus. Erst Jahre später verstand Werner, wie sich seine Mutter bezüglich dieser Familienschätze gefühlt haben muss. Seine damaligen Worte taten ihm dann sehr leid, besonders da sich das in einer schwierigen Phase ihres Lebens zugetragen hatte.

Martha Klodmanns Besitz umfasste auch wertvolle landwirtschaftliche Maschinen, die sie aufbewahren wollte bis die Russen abzogen, um sie dann, wenn wieder Normalität einkehrte, weiter zu benutzen. Martha stand völlig unter Schock, als die Russen alle Maschinen und die guten Pferde konfiszierten, die Ernte verkauften und den gesamten Erlös einbehielten. All das wurde zum Entsetzen und dem Zorn von Martha und der anderen Rittergut-Besitzer noch davon übertroffen, dass die Russen auch noch von ihnen verlangten, die Kredite für die Landwirtschaftsmaschinen, die Pferde und den Samen für die Ernte abzutragen! Dr. Wilhelm wollte den großen Motor für das Förderband in seiner Sauerkrautfabrik bis nach dem Abzug der Russen verstecken. Er war aber in den Westen, nach Kassel, abgesprungen, und Martha war aus der Gefangenschaft geflohen und durfte sich nicht blicken lassen. So wurde Werner damit betraut, ein Versteck zu finden. Werner wandte sich an seine Berger Cousins im benachbarten Dorna und fragte sie, ob sie den Förderbandmotor seines Vaters samt Ausrüstung in ihrer Scheune verstecken würden, weil die schweren und sperrigen Teile nicht weit transportiert werden könnten. Ohne zu zögern sagte die Familie Berger, deren Tochter gesagt hatte Werner würde so süß schielen, zu.



Friedhof vorne Gut Tuenschuetz



Otto Paul Eschenbach, Margaret Eisenschmidt, Margarete, Martha, Helmut & Gunther Eschenbach

Dann setzte sich Werner auf sein Fahrrad und begab sich auf die lange Fahrt nach Tünschütz, um seinen Cousin, Otto Paul Eschenbach, den letzten Eigentümer und Betreiber von Tünschütz zu fragen, ob er die großen Landwirtschaftsmaschinen so lange in seinen Wirtschaftsgebäuden unterstellen könne bis die Russen abzogen. Werner kam gegen halb zwei nachmittags dort an. Ottos Frau Martha Eisenschmidt Eschenbach räumte gerade das Geschirr vom Mittagessen weg, und Otto, der aufgrund seines kranken Herzens schwach und müde war, hatte sich zu einem Mittagsschläfchen hingelegt. „Wenn wir gewusst hätten, dass du vorbeikommst, hätten wir mit dem Mittagessen auf dich gewartet,“ sagten sie. Martha bot ihm einen Stuhl an und servierte ihm eine gute Mahlzeit. Als er gegessen hatte, trug Werner den Anlass für seinen Besuch vor, und Otto war sofort einverstanden. Etwa eine Stunde später machte sich Werner dann zum Aufbruch bereit. Otto trug seiner Frau mit strenger Stimme auf, dem Jungen für den langen Heimweg eine Tasche voll belegter Brote mitzugeben - aber die Brote waren bereits gerichtet. Werner sagte, er sei zu jener Zeit ziemlich ausgehungert gewesen. Zuerst hatte er im Gefängnis von Wasser und Brot leben müssen, und dann war seine Mutter nicht da, um für ihn zu kochen. Er hatte kein Geld und war deshalb überglücklich, eine Tasche voller Brote zu bekommen. Er verließ das Gutshaus in Tünschütz, radelte ein kleines Stück die Strasse entlang bis er außer Sichtweite des Gutshauses war, und hielt dann an, um sich an die Brote zu machen. Werner hat die Freundlichkeit von Otto Paul und seiner Frau nie vergessen und diese Begebenheit oft erzählt. In jener schrecklichen Zeit hatte ihm die Warmherzigkeit dieser Menschen sehr viel bedeutet. Otto starb wenige Monate nach Werners Besuch. Er liegt auf dem Kirchof in der Eschenbach-Gruf schräg gegenüber des Gutshauses begraben.



Karl Brehmer, Werner Wilhelm, Karl Jr, Ilse Brehmer & Kinder

Werners Mutter war von der Großgrundbesitzerin und mehrfachen Millionärin abgestiegen zu jemandem der nicht wusste, wo er seine nächste Mahlzeit herbekam. Sie hatte kein Einkommen und keinerlei Unterstützung. Es stand ihr kein Fortbewegungsmittel zur Verfügung, da ihr die Russen alle landwirtschaftlichen Geräte,

Pferde, Traktoren usw. abgenommen hatten. Wenn sie lange kein Fleisch gegessen hatte, ging sie 8 km zu Fuß zu ihren Brehmer Verwandten in Ostramondra und bekam dort eine Ente für sich und Werner. Die Brehmers waren in jenen Zeiten der Not sehr gut zu Martha und Werner, deshalb wurden sie auch in Werners Testament bedacht. Lotte Dassler erinnert sich, wie Martha einmal auf einem kleinen Wagen, mit einer heruntergeklappten Seite und von einem Pony gezogen, nach Ostramondra fuhr.



Edgar Mueller

Doktor Wilhelms Leben war 1945 auch völlig chaotisch. (Bevor die Russen nach Derenburg und Weimar kamen, war seine Zeit auf drei Stellen verteilt: Die Praxis in Grossobringen, die Konservenfabrik auf Marthas Anwesen in Zschippach, und die Apotheke seines Bruders Kurt in Derenburg.) Wie bereits erzählt, war Dr. Wilhelm den ganzen Tag unterwegs, erreichte um etwa 23 Uhr Derenburg, und fuhr dann mit seiner Familie die ganze Nacht durch, bis dann in Kassel der Tank leer war. Onkel Edgar war gerade ausgebombt worden und konnte den Wilhelms keine Unterkunft anbieten, da er ja selbst kein Dach mehr über dem Kopf hatte. Dr. Wilhelm, seine Frau und seine vierjährige Tochter waren obdachlos.

Dr. Wilhelm war offiziell als obdachloser Flüchtling registriert. Die westdeutsche Regierung wies ihm dann bei einer Familie in der Wilhelmshöher Allee, der Hauptverkehrsader von Kassel, eine Wohnung in deren Obergeschoss zu. Die Eigentümerin war überhaupt nicht begeistert, die Fremden in ihrem Haus zu haben. Es handelte sich jedoch um eine gesetzliche Vorschrift, die sie nicht umgehen konnte. Die Regierung hatte überall da die Aufnahme von Flüchtlingen angeordnet, wo Platz zur Verfügung stand. Die Eigentümerin ließ sich ihre Abneigung gegen die bestehende Situation deutlich anmerken, was dem beiderseitigen Verhältnis nicht förderlich war. Der Familie Wilhelm war ein einziges kleines Zimmer zum Wohnen, Essen und Schlafen zugewiesen worden, in dem es sich, besonders mit einem kleinen Kind, nur unbequem leben ließ. Was das Ganze noch schlimmer machte war, dass Dr. Wilhelm und Charlotte des öfteren nach Ostdeutschland zurück mussten, um zu versuchen einiges an Hab und Gut zu retten, das sie dann des Nachts über die Grenze brachten. Da sie das vierjährige Kind nicht mitnehmen konnten, zwangen sie die Hauseigentümerin, inzwischen auf Astrid aufzupassen. Astrid bekam es immer mit der Angst zu tun, wenn man sie mit dieser feindseligen Fremden allein ließ. Sie jammerte und heulte jedes Mal, wenn sie merkte, dass es wieder so weit war. Sie hatte fürchterliche Angst davor, dass ihre Eltern nicht mehr zurückkommen würden. Jahre später sagte sie zu Werner, dass er nicht der einzige war, der Entbehrungen hatte hinnehmen müssen, sondern dass auch sie aufgrund des Krieges und des anschließenden Neubeginns eine unschöne Kindheit verlebt hatte.



Dr. Med Werner Wilhelm, Astrid & Charlotte Wilhelm

Astrid war ein sehr nervöses Kind. Dr. Wilhelm erwartete von ihr die gleich guten schulischen Leistungen wie von dem kleinen Werner und das versetzte sie in panische Angst. Sie konnte mit dem Schreien ihres Vaters und seinem Griff zum Gürtel nicht gut umgehen und entwickelte ein schlimmes Stressekzem. Dr. Wilhelm musste ihren ganzen Arm mit Salbe behandeln und verbinden. Als sich Astrid später um eine Arbeitsstelle bewerben wollte, riet ihr der Vater, dieses Ekzem niemals auf einem Bewerbungsformular zu erwähnen. Er sagte, ein Ekzem sei ein Zeichen für eine Erkrankung des Nervensystems, und ein deutscher Arbeitgeber würde niemanden mit einem Nervenleiden einstellen wollen. „Probleme mit den Nerven dürft Ihr niemals zugeben,“ belehrte Vati die Kinder, „in Deutschland wird das übel aufgenommen!“ Auch als erwachsene Frau leidet Astrid noch an Nervosität. Ihr Mann, Dr. Diebl, meinte, ohne ihn hätte sie es wohl nicht geschafft. Aufgrund seiner psychiatrischen Ausbildung habe er ihr durch so manche emotionale Krise geholfen.



Werner Wilhelm II & Kurt Wilhelm

Ende der vierziger Jahre verletzte Dr. Wilhelm seinen Sohn sehr. Er gab Werner das Gefühl, nicht zur Familie zu gehören. Als Dr. Wilhelm nämlich für die ganze Familie die Flüchtlingsformulare ausfüllte, vergaß er Werner namentlich aufzuführen! „Wie konnte er mich nur vergessen? Seinen eigenen Sohn!“ fragte er mich. Diese Auslassung führte später, in den siebziger Jahren, zu Problemen, als Werner eine den Flüchtlingen aus dem kommunistischen Regime zustehende Sonderentschädigung von zehn Prozent beantragen wollte. Alles was er dafür gebraucht hätte, war seine namentliche Aufführung in den besagten Flüchtlingsunterlagen. Da ihn sein Vater nicht eingetragen hatte, musste Werner beeidigte und notariell beglaubigte Erklärungen von Verwandten beibringen, die seine Flucht vor den Russen aus Ostdeutschland bezeugten. Bei einem unserer Besuche in Mühldorf bat er Mutti, ihm eine solche Bescheinigung auszustellen. Mutti war ohne weiteres bereit, diese Erklärung abzugeben, aber dann sorgte Astrid für große Aufregung. Sie behauptete, dass Mutti Gefahr laufe ins Gefängnis zu kommen, wenn sie so eine Erklärung unterschreibe, denn Werner wäre aus Ostdeutschland geflohen, weil er Kaffee verkauft habe. Werner fand das theatralische Getue seiner Schwester Astrid widerlich. Er sagte zu ihr, er gehe jetzt zu Bett, würde am nächsten Tag abreisen und einfach andere Verwandte bitten, die Erklärung zu unterschreiben. Das machte Astrid nur noch wilder und sie versuchte, andere Versionen dieser Bescheinigung zu formulieren. Werner sagte

nur, es wäre schon in Ordnung. Wenn sie kein Zusammengehörigkeitsgefühl für die Familie besitze, wie es ihr Vater immer gepredigt hatte, sei das ihr Problem und nicht seines. Mutti war das alles sehr unangenehm. Sie wollte die Erklärung ja unterschreiben, war aber dann ganz verwirrt und unsicher, als Astrid sagte, sie könne sich damit in Schwierigkeiten bringen. Werner schimpfte, bedachte die beiden mit ein paar ausgewählten Worten und stapfte dann in sein Schlafzimmer. Ich war froh, dass endlich Ruhe einkehren würde. Ich lag in meinem Bett im ersten Stock unweit vom Salon. Der Marmor in den Gängen diente als guter Schalleiter und Schallverstärker. Plötzlich, nach etwa zehn Minuten zwar gedämpfter jedoch immer noch hysterischer Unterhaltung zwischen Mutti und Astrid, flog die Tür zu meinem Schlafzimmer auf, und hereingestürzt kamen Mutti und Astrid. Sie redeten hektisch und lautstark auf mich ein, zogen mich aus meinem Bett, und karrten mich in den Salon. Dort bearbeiteten sie mich dann in schnellem und kompliziertem Deutsch weiter. Erst später habe ich herausgefunden, dass man mir mit den vielen Worten erklären wollte, warum die Unterschrift für Werner nicht geleistet werden konnte. Ich sah dieses Schriftstück nicht als mein Problem an, sondern als eine Sache zwischen Werner und den beiden. Zu jener Zeit verstand ich kaum Deutsch, und von der Flüchtlingssituation und der kommunistischen Vereinnahmung Thüringens verstand ich noch weniger. (Das Verstehen sollte erst viel später kommen, nämlich als ich dann gemeinsam mit Werner durch dieses Verfahren ging.) So saß ich einfach nur da und war müde und ärgerlich über die unverschämte Störung meiner Nachtruhe, wo ich doch am nächsten Morgen um Viertel vor fünf aufstehen musste, um meinen Zug nach Frankfurt zu bekommen.

Während ich mich am folgenden Morgen wusch, anzog, und meine Taschen packte, setzten sich die heftigen und lauten Dialoge zwischen Werner und Astrid fort. Mutti war nicht zugegen; sie holte die verlorenen Stunden Schlaf des vergangenen Abends nach. Wir fuhren mit dem Zug nach Kassel, wo wir uns am Nachmittag mit Onkel Kurt trafen. Kurt war aus Ostdeutschland angereist, um uns zu sehen. Am nächsten Tag überlegten Onkel Kurt und Werner, welcher Notar für die Beglaubigung von Werners Flüchtlingsstatus wohl der beste sei. Sie versuchten sich zu erinnern, wen Dr. Wilhelm benutzt hatte, um dort nicht hinzugehen. Werner wollte nämlich die Anschrift seines Vaters, Annastrasse 9 in Kassel, angeben, um als deutscher Staatsbürger aufzutreten. Er hatte sogar einen deutschen Personalausweis. Sie suchten dann einen Notar aus dem Telefonbuch heraus und vereinbarten einen Termin. Wir gingen alle zusammen hin und Werner trug mir auf, meinen Mund zu halten, damit ich nicht als Amerikanerin identifiziert wurde.

Während wir im Wartezimmer der Notariatskanzlei saßen, musste Werner plötzlich ganz dringend zur Toilette. „Wo ist denn hier die Toilette?“ fragte er Onkel Kurt - und es klang dringend. Kurt sah sich schnell im Raum um, und zeigte dann lachend auf eine riesige Topfpflanze in der Ecke. Werner musste auch lachen und beschloss dann die Sekretärin nach der Toilette zu fragen. Als wir aufgerufen wurden, gab Kurt unter Eid seine Erklärung ab und setzte seine Unterschrift darunter. Erleichtert und mit dem ersehnten Dokument in der Hand verließen wir die Notariatskanzlei. Die Angst, dass die falsche Anschrift entdeckt würde, hatte die beiden Männern schon recht zum Schwitzen gebracht. Werner bedankte sich bei Onkel Kurt für die geleistete Erklärung, worauf Kurt

sagte, „Für die Familie unterschreibe ich alles. Mein Bruder hat mir beigebracht, sehr vorsichtig mit meiner Unterschrift umzugehen, aber er hat auch gesagt, die Familie müsse immer zusammenhalten und für einander da sein.“

Dr. Wilhelm, der geräumige und kultivierte Wohnbedingungen gewöhnt war, wusste, dass er die gegenwärtige Situation nicht sehr lange würde tolerieren können. Er pflegte durch Kassel zu gehen, und dabei Ausschau nach einer ordentlichen Wohnung und Praxisräumen zu halten. Wohnungen waren äußerst rar, da die Amerikaner die Stadt ausgebombt hatten, und von zahlreichen Gebäuden nur noch Schutthaufen übrig waren. Es war gar nicht so einfach, sich in der Stadt fortzubewegen. Die Strecken der öffentlichen Verkehrsmittel waren durch Trümmer blockiert. Dr. Wilhelm ging also meist zu Fuß und musste dabei teilweise Berge bewältigen, da überall Ziegelhaufen von eingestürzten Gebäuden lagen, die ihm den Weg versperrten. Man konnte gar nicht mehr nachvollziehen, wo früher der Gehsteig war, und wo die Gebäude gestanden hatten. Das Ausmaß des angerichteten Blutbades in dieser Stadt war unglaublich. In einer einzigen Nacht kamen 10.000 Menschen im amerikanischen Bombenhagel um. In den Wochen vor und nach dieser berüchtigten Nacht starben weitere Zehntausende. Die Regierung stand vor einem heillosen Durcheinander als es um Grundeigentums- und Verkaufsrechte ging, denn teilweise waren ganze Großfamilien ausgelöscht worden. Es nahm eine geraume Zeit in Anspruch festzustellen, was den toten Familien gehört hatte und in welchem Umfang Überlebende Eigentumsansprüche besaßen. Dr. Wilhelm hatte Glück. Er fand zwei ausgebombte Gebäude und ein unbebautes Grundstück mit unbelasteter Eigentumsurkunde. Das eine Gebäude war ein komplett ausgebombter Wohnblock in der Annastrasse 9, Ecke Wilhelmshöher Allee, und von daher in sehr attraktiver Lage. Das andere war auch ausgebombt und lag in der Germaniastrasse, ebenfalls an der Ecke der Hauptdurchgangsstrasse. Das dritte Objekt war ein unbebautes Stück Land, auf dem der Doktor später bauen wollte.

Der Doktor machte sich sofort daran, in der Germaniastrasse eine neue Praxis aufzubauen. Im vorderen Teil des Gebäudes entstanden ein paar Untersuchungsräume und das Wartezimmer. Die Rückseite des Gebäudes war so zerstört, dass man von innen den Himmel sehen konnte. Diesen rückwärtigen Teil renovierte der Doktor dann später. Es dauerte eine ganze Weile, bis das Objekt Annastrasse für die Familie bewohnbar war. Da stand nämlich nur eine einzige Mauer in der Höhe von etwa zweieinhalb Wohngeschossen. Das gesamte Gebäude musste neu errichtet werden. Der Doktor schuf dort einen neuen Wohnblock mit fünf Geschossen (höher als vor der Bombardierung), bezog dann mit Frau und Tochter die oberste Wohnung und vermietete den Rest.

Bis zum Abschluss der Bauarbeiten wohnte der Doktor mit seiner Familie immer noch bei den Leuten, die gezwungen waren, ihn in ihrem Haus aufzunehmen. Der Doktor, Mutti, und Werner überquerten viele Male zu Fuß die Grenze zwischen Ost- und Westdeutschland bei Bebra, um ihre Habe zu holen. Unvergesslich blieb das Gewicht der exquisiten Perserteppiche, die sie den ganzen langen Weg in den Westen auf ihren Schultern trugen. Sie konnten sie nicht mit der Bahn über die Grenze bringen, da alles Mitgeführte untersucht und wertvolle Gegenstände konfisziert wurden. Also hatten sie

keine andere Wahl als sie des Nachts durch die Felder zu tragen, und die Grenze in ländlichen, bewaldeten Gegenden zu überqueren.

Astrid war beim Erzählen dieser Geschichte recht aufgewühlt, denn sie wurde während dieser Grenzgänge ihrer Eltern bei der Vermieterin zurückgelassen, von der sie gehasst wurde. Sie hatte Angst vor dieser Frau und flehte ihre Eltern an, sie nicht dort zu lassen. Aber es war Kriegszustand und es gab Dinge, die man für das Überleben bis zum Wiedereintritt der Normalität einfach tun musste, ohne auf die Kinder Rücksicht zu nehmen. Also weinte sich Astrid abends in den Schlaf, während ihre Eltern bis in die frühen Morgenstunden als Packesel arbeiteten.

Schließlich konnte das Bauprojekt dann zum Abschluss gebracht werden, und Dr. Wilhelm zog mit seiner Familie in das Wohnhaus. Bis auf wenige Ausnahmen war die neue Wohnung hauptsächlich mit den Dingen eingerichtet, die über die Grenze gebracht worden waren. Innerhalb kurzer Zeit schuf sich Dr. Wilhelm Anerkennung als kompetenter und fürsorglicher Arzt, und sein Wartezimmer füllte sich. Aber er war nicht mit ganzem Herzen dabei. Er vermisste seine Heimat, seine alte Praxis und die Patienten in Grossobringen. Er wäre sehr gerne wieder zurückgekehrt, wollte aber wegen der Kinder nicht in einem kommunistischen Land bleiben. Er sagte den Kindern auch deutlich, dass er nur ihretwegen nicht nach Grossobringen zurückgegangen sei und er gerne den Rest seines Lebens als der geliebte Hausarzt der Region verbracht hätte. Er vermisste auch seinen Posten als Leiter des Gesundheitsamtes Coburg, den er bereits als Mittzwanziger übernommen hatte. (Er war der jüngste Arzt, der dieses Amt jemals innegehabt hatte.) Seine Patienten trauerten ihm auch nach. Sie hatten gehofft, das kommunistische System würde sich auflösen und ihr geliebter Doktor würde zu ihnen nach Grossobringen zurückkehren. Dazu kam es jedoch nicht. Der Doktor ließ sich mit seiner Praxis in Kassel nieder, aber mit dem Herzen war er nicht dabei. Diese Menschen waren Fremde für ihn, und er für sie. Er fungierte einfach nur als Mittel zur Wiederherstellung der Gesundheit. Er wurde nicht als Mensch aus Fleisch und Blut, mit eigener Persönlichkeit, Wünschen und Bedürfnissen gesehen. Niemand in Kassel wusste, dass er seine Familie anschrie und schlug, wenn sich Schulnoten verschlechterten. Hier drehte sich der Klatsch der gesamten Stadt nicht darum, was es im Haus des Doktors Neues gab. Niemand wusste es und niemanden interessierte es. Hier gab es keine Nachbarn, die des Doktors Handwerkerrechnungen bezahlten oder für ihn nähten. Er war nur ein Mensch unter vielen, ohne Gesicht, in einer kalten und unpersönlichen Großstadt.

Ungefähr im Jahr 1951 kam ein verlockendes Angebot des Weges. Der Doktor wurde gebeten, nach Grossobringen zurückzukehren. Beigefügt war eine Einladung zu einer formellen Besprechung mit Gala-Essen bei Herrn Ulbricht, dem damaligen führenden Kommunisten in der DDR. Der Doktor nahm die Einladung an und reiste mit seiner Tochter Astrid hin. Dr. Wilhelm war von dem langen komplexen Gespräch mit Ulbricht fasziniert. Er erlebte ihn als sehr versierten, gebildeten und höchst intelligenten Menschen. Thema des Gespräches war der Kommunismus, und obwohl Dr. Wilhelm eine völlig andere Lebensphilosophie vertrat, war er von dieser Unterhaltung gefesselt. „Und wann, glauben Sie, wird Westdeutschland kommunistisch werden?“ fragte Dr. Wilhelm. „Oh, noch lange nicht,“ antwortete Herr Ulbricht, „Zuerst wird sich der Kommunismus in

den Ostblockländern ausbreiten, dann in Südamerika, und dann in Nordamerika. Westdeutschland wird erst ganz zum Schluss drankommen. Früher oder später wird jedoch die ganze Welt kommunistisch sein, und dann sind wir alle Brüder." Astrid war von diesem Gespräch zwar auch fasziniert, hegte jedoch gleichzeitig die Befürchtung, Ostdeutschland nicht mehr verlassen zu können. Deshalb wollte sie auch später nie in die DDR fahren, und hat den Osten erst nach dem Fall der Mauer wieder besucht.

Die Kommunisten schlugen Dr. Wilhelm vor, ihm die Villa seines Sohnes in Grossobringen zurückzugeben, wenn er wieder dort praktizierte und die westdeutsche Staatsangehörigkeit aufgäbe. Schweren Herzens lehnte Dr. Wilhelm dieses Angebot im Interesse seiner Kinder ab.

Dr. Wilhelm hatte keine Angst, nach Ostdeutschland zu reisen. Mehrmals besuchte er seine Schwester in Naumburg, und seinen Bruder und dessen Frau in Derenburg. Die Grenzposten haben ihn kein einziges Mal aufgehalten oder belästigt. Nur Mutti, die immer bei jedem geringsten Affront in Gefechtstellung ging, legte sich mit einer Grenzbeamtin, einer widerlichen Person von beträchtlicher Körperfülle an. Die Grenzbeamtin erklärte Mutti, dass sie kein 'wertvolles' ostdeutsches Geld ausführen dürfe. Sie hätte die Wahl, es entweder in einen Umschlag zu stecken und an Verwandte im Osten zu schicken, oder es für ostdeutsche Souvenirs auszugeben. Mutti wusste genau, dass die Verwandten dieses Geld niemals in der Post erhalten würden, und sie wollte auch den Plunder nicht kaufen, für den sie keine Verwendung sah. Also begann ein Streitgespräch, in dem Mutti ihre Meinung lauthals kundtat. Es war im ganzen Zug zu hören, und niemand zweifelte eigentlich daran, dass sie vorübergehend in einem DDR-Gefängnis landen würde. Aber irgendwie schaffte sie es, ungestraft davonzukommen.



Werner Garage Haus



Jena Universitaat



Jena Student Apartment



Werner Wilhelm vorne Jena Paradies

Nach seiner Entlassung aus dem Gefängnis fuhr der junge Werner zu Vati nach Kassel. Dann, als seine Mutter geflüchtet und zum Garagenhaus in Grossobringen zurückgekehrt war, überquerte er die Grenze wieder und zog zu seiner Mutter. Wenn ich heute darüber nachdenke, wundert es mich, dass Werner in die russische Zone zurückgekehrt ist und sich der Gefahr einer erneuten Verhaftung ausgesetzt hat. Er befand sich zwar nicht im Kreis Gera, wo er sich durch seine Unterschrift nicht mehr aufhalten durfte, war jedoch trotzdem in russischem Gebiet, und wusste, wie wenig man den launischen Russen trauen konnte. Innerhalb kürzester Zeit konnte man ihren Zorn auf sich ziehen und bei Nacht und Nebel auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Werner hing jedoch sehr an seiner Mutter und wollte sie nicht alleine in der russischen Zone zurücklassen. Er schrieb sich dann in der medizinischen Fakultät der Universität Jena ein, wo sein Vater ungefähr 30 Jahre vorher studiert hatte und bezog ein Studentenzimmer im zweiten Stock eines

Mietshauses in Universitätsnähe. Die Wochenenden verbrachte er bei seiner Mutter in Grossobringen.

Da Werner und seine Mutter während der Studienzeit keinerlei Einkommen hatten, musste Werner einen Weg finden, den Lebensunterhalt für beide zu bestreiten. Er entschloss sich zum Verkauf von Kaffee, da ihm dies noch genügend Zeit für sein Studium lassen würde. Also kaufte er zentnerweise Kaffee aus Südamerika und ließ die Sendungen in unbeschrifteter Verpackung zum Weimarer Bahnhof schicken. Dort wurden die Pakete vom Bahnhofspersonal in einem Schließfach deponiert. Ein paar Tage später kam Werner dann und holte den Kaffee aus dem Schließfach. Er brachte die Ware nach Grossobringen in das Haus seiner Mutter, packte ihn in kleine Pakete um, und verkaufte ihn gemeinsam mit seiner Mutter in den umliegenden Ortschaften.

Heutzutage hört sich das alles recht harmlos an, und man fragt sich vielleicht, warum Werner eine so alltägliche Ware wie Kaffee verkaufte und die Leute von ihm statt im Lebensmittelgeschäft kauften. Das erklärt sich folgendermaßen: Die ostdeutsche Währung war gewissermaßen wertlos und kein westliches Land hatte Interesse an einem Handel in ostdeutscher Mark. Folglich stand den Menschen nur das zur Verfügung, was innerhalb der kommunistischen Länder produziert wurde. Kaffee rangierte ganz oben auf der Liste der heißbegehrten, weil unerreichbaren Produkte. Auch Kakao, Bananen, Orangen, Grapefruit, Ananas, und andere tropische Früchte waren in keinem Regal zu finden. Werner bestellte gelegentlich auch eine Sendung Kakao, jedoch keine tropischen Früchte (wahrscheinlich wegen der schnellen Verderblichkeit). Die verbotene Handlung resultierte daraus, dass die Kommunisten die ostdeutsche Mark aufgrund des Handelsbilanzungleichgewichts und dem sich daraus ergebenden Defizit nicht außer Landes bringen wollten. Ostdeutschland hatte bereits genügend Handelsdefizitprobleme mit dem Westen und brauchte kein zusätzliches für Kaffee, Kakao usw. Also wurde ein Gesetz geschaffen, das die Einfuhr und den Besitz von Kaffee, Kakao, tropischen Früchten etc. untersagte. Ein weiteres Gesetz stellte die Ausfuhr von ostdeutscher Mark unter Strafe. Werner machte beides und bewegte sich daher auf dünnem Eis.



Karl Brehmer & Werner Wilhelm II

Die Familie Brehmer in Ostramondra hat Martha und Werner beim Kaffeeverkauf entscheidend geholfen. Deshalb wurden sie auch von Werner in seinem Testament bedacht. Werners Mutter transportierte den Kaffee per Pferdewagen nach Ostramondra, und ihre Verwandten händigten ihr den entsprechenden Verkaufserlös, den sie eingenommen hatten, aus. Werner sagte, die Brehmers wären bei diesem Handel auch nicht schlecht weggekommen, und hätten gutes Geld dabei gemacht.



Henny & Otto Brehmer

Werner fühlte sich nicht wohl dabei, dass der Kaffee direkt zum Weimarer Bahnhof geliefert wurde, und hielt die Chance, von den Behörden entdeckt zu werden, für zu groß. Insbesondere, da die Sendungen regelmäßig eintrafen und Kaffeeduft ausströmen konnte. Werner gelang es tatsächlich, seine vornehme Tante Henny dazu zu überreden, den Kaffee für ihn am Bahnhof bei Lehnstedt zu holen und nach Lehnstedt zu bringen, wo Werner ihn dann abholte. Tante Henny erzählte, sie habe den Kaffee in einem großen Landwirtschaftskarren mit der Hand vom Bahnhof bergauf nach Lehnstedt gezogen. Tante Henny war eine zierliche Person und sie sagte, es sei recht anstrengend gewesen. Ein Mal hätte sie den Kaffee gerade den ganzen Weg nach oben gezogen gehabt, als die Polizei sie anhielt um die Ladung zu inspizieren. Es wurde ihr eröffnet, dass der Transport von Kaffee rechtswidrig sei, und er eingezogen werden müsse. Sie erklärte, dass der Kaffee dazu diene, ihrem Neffen das Medizinstudium in Jena zu ermöglichen und flehte die Beamten an, ihn ihr nicht wegzunehmen. Wahrscheinlich hätte sie es nicht ertragen können, die Sendung zu verlieren, nachdem sie diese außer Atem und unter Aufwendung ihrer ganzen Muskelkraft den Berg hochgezogen hatte. Jedenfalls zeigten die Beamten Erbarmen mit ihr und ihrem Neffen, und sie durfte den Kaffee behalten! Ich finde es unglaublich, dass Werner seine Tante Henny, eine sehr vornehme Dame und Multimillionärin, dazu bringen konnte, persönlich einen Handkarren mit Schmuggelware einen steilen Berg hinaufzuziehen! Es ist schon erstaunlich, wozu Werner Menschen während seines ganzen Lebens überreden konnte. Ich versichere Ihnen, dass andere sich noch nicht einmal die Hälfte von dem hätten erlauben können, was Werner sich erlaubte. Wenn mich jemand nur um die Hälfte von dem gebeten hätte, wozu Werner mich überredet hat, hätte ich Werners Lieblingsausdruck 'Du bist wohl verrückt' benutzt. Jedenfalls scheinen die meisten von uns genau das getan zu haben, worum Werner uns bat, entweder unverzüglich, oder aber wenn seine lautstarke Erinnerung unser Trommelfell durchstieß.

Die Sache mit dem Kaffeetransport ging lange Zeit gut. Eines Tages im Januar 1950 war die Glückssträhne allerdings zu Ende. Die Bahnhofsbehörden waren auf die regelmäßigen Paketsendungen aufmerksam geworden und fanden es ungewöhnlich, dass ein Student so viele Pakete erhielt. So beschlossen sie, eines dieser Pakete zu öffnen und siehe da – Kaffee, eine ganze Menge Kaffee. Dann legten sie das Paket in das Schließfach und warteten auf den Abholer. Eine Woche später tauchte Werner auf. Man beobachtete ihn bei der Leerung des Schließfaches und meldete der Polizei, dass Werner Wilhelm II aus Grossobringen illegalen Handel mit Kaffee betrieb. Am 16. Januar 1950, genau an Werners 22. Geburtstag, erschien die kommunistische Polizei vor dem Garagenhaus in Grossobringen. Die Polizisten betraten das Haus, gingen über die Treppe nach oben und setzten Werner von seiner bevorstehenden Verhaftung in Kenntnis. In

Todesangst stürzte sich Werner auf die Polizisten. Zuerst schlug er dem einen so fest auf den Adamsapfel, dass diesem gänzlich die Luft wegblieb. Dann griff er sich den zweiten, den er über das Geländer die Treppe hinunterschickte. Werner sprang mit einem Satz nach unten und rannte zu den Feldern hinter dem Haus, wo Unkraut und Gebüsch so hoch waren, dass er unentdeckt entkommen konnte. Er legte den gesamten Weg nach Jena zu Fuß zurück – die Bahnfahrt war ihm zu gefährlich, da er eine rasche Bekanntmachung seiner Personenbeschreibung fürchtete. In seiner Wohnung angekommen ließ er sich auf die Couch fallen. Nachdem er eine Weile geschlafen hatte, wollte er seine Bücher und mikroskopischen Geräte zusammenraffen und einpacken. Da klopfte die Vermieterin an seine Tür und berichtete, dass die Polizei kurz vor Werners Eintreffen da gewesen war. Es sei ihr aufgetragen worden, Werners Erscheinen unverzüglich zu melden. Die Vermieterin riet Werner, sofort Reißaus zu nehmen und zwar so schnell ihn seine Beine tragen konnten. Er nahm den Rat an und ließ seine gesamte wertvolle Ausstattung zurück. Er lief in Richtung Autobahn und wurde in der Nähe des Hermsdorfer Kreuzes von einem großen LKW zurück in die Weimarer Gegend mitgenommen. Dort versprach er einem Jungen ein paar Mark für die Abholung seines nagelneuen Anzuges von einer Reinigung und Änderungsschneiderei in Weimar, wo er ihn zum Kürzen abgegeben hatte. Werner traute sich nicht selbst dorthin zu gehen, da die Polizei eventuell von dem Anzug wusste und auf Beobachtungsposten war. Der Junge brachte ihm den Anzug, kassierte seine paar Mark und verschwand. Offensichtlich war der Polizei aber nichts von dem neuen Anzug bekannt, da in der Reinigung keinerlei Fragen gestellt worden waren.



Martha Brehmer Wilhelm Klodmann

Die Wochen nach der Flucht ihres Sohnes über die Felder müssen für die arme Mama Martha schrecklich gewesen sein. Bis sie etwas von Werner hörte, hatte sie ja keine Ahnung ob er in Freiheit oder im Gefängnis war, und ob er überhaupt noch lebte. Als sie dann endlich die Nachricht erhielt, dass es ihm gut ging, war sie bestimmt nervlich fast am Ende.

Werner trennte sich von seinen Kleidern, zog den neuen Anzug an und machte sich zu Fuß auf den Weg in Richtung westdeutscher Grenze. Sein Ziel war Onkel Otto und Tante Henny in Reiffenhausen, etwa anderthalb Kilometer jenseits der Grenze. Am Nachmittag erreichte Werner ein Bauernhaus in einer ländlichen Gegend am Grenzübergang. Der Bauer bot Werner seine Hilfe an und erklärte ihm, dass er den routinemäßigen Ablauf des Grenzdienstes beobachte und genau wüsste, wann die Wachen am weitesten von seinem Hof entfernt seien. Werner hätte somit die besten Chancen die Grenze überqueren zu können, ohne erschossen zu werden. Als Gegenleistung für seine Hilfe verlangte der Bauer alles ostdeutsche Geld, das Werner bei sich hatte, da er ja im Westen mit diesem Geld sowieso nichts anfangen könne. Werner händigte ihm das Geld aus und versteckte sich noch bis vier Uhr morgens auf dem Bauernhof. Vier Uhr war die festgelegte Zeit für

die Grenzüberquerung. Als es dann soweit war und Werner am Feld des Bauern erschien, standen da noch weitere sechs Leute, die auf die Überquerung warteten. Der Bauer trug ihnen auf, sich zu der Stelle auf dem Feld zu begeben, wo Bäume guten Sichtschutz boten, und sich an dieser bewaldeten Stelle flach auf den Boden zu legen. Er betonte 'flach liegen und sich absolut still verhalten', bis er ihnen mit schwenkendem Arm das Startzeichen geben würde. Dieses Zeichen sollte bedeuten, dass die Grenzwatchen am weitesten entfernt seien, und dann hieß es aufstehen und so schnell wie möglich unaufhörlich rennen, bis sich die Flüchtlinge möglichst weit auf westlichem Gebiet befanden.

Werner lag flach am Boden und wartete auf das vereinbarte Startzeichen. Es kam ihm vor wie eine Ewigkeit. Schließlich kam das Signal, und Werner (zusammen mit allen anderen) sprang auf und rannte wie der Teufel durch das bewaldete Stück und dann über eine Lichtung auf die Grenze zu. Werner erzählte, dass sie in dieser Lichtung wohl gesehen worden waren, da Schüsse in ihre Richtung gefeuert wurden. Werner konnte nicht sagen, wie nahe die Gewehrketten an ihn herangekommen waren, denn er hatte große Angst und sah nichts als nur die Freiheit vor ihm. Inmitten dieser Lichtung und während die Gewehrschüsse fielen, versperrten ihm plötzlich Stacheldrahtrollen den Weg. Er sprang über diese Rollen und riss sich dabei sowohl seine neue Anzughose als auch sein Bein auf.

Als er dann Westdeutschland erreichte, besaß er einzig und allein die Kleidung, die er trug (wobei der Anzug nun durch die zerrissene Hose ruiniert war). Wie Willy, hatte auch Werner kein Geld, nichts zu essen, und keine Arbeit, hoffte jedoch erst bei Tante Henny und Onkel Otto in Reiffenhausen unterkommen zu können und später bei seinem Vater. Für ganz wollte er jedoch nicht in Kassel bleiben, denn er konnte dieser Stadt nichts abgewinnen.

Werner erzählte, dass sein Medizinstudium in Jena auch ohne seine Verhaftung zu Ende gewesen wäre. Eine illegale Handlung zog ausnahmslos den unmittelbaren Verweis von der Universität nach sich. Er war zwar früher schon einmal von der Jenaer Polizei wegen des Kaffeehandels gefasst worden, konnte aber durch sein Bitten und Betteln ohne Anklage davonkommen. Die Beamten hatten hinsichtlich seines gefährdeten Medizinstudiums Erbarmen mit ihm und ließen ihn mit einer Verwarnung laufen. Werner musste jedoch versprechen, dass er diese Handlung in Zukunft unterlassen würde.

Kurz vor seinem Tod gab sich Werner noch einmal den Erinnerungen an seine Studienzeit hin. Er fragte mich, ob er denn meiner Meinung nach einen guten Arzt abgegeben hätte. Da musste ich lauthals lachen. Ich fragte ihn, wie viel Geduld er denn für hypochondrische Hausfrauen und deren schreiende Gören aufbringen könne. „Tja...das wäre dann wohl doch nicht das Wahre gewesen,“ antwortete er. Vielleicht in der Forschung, oder als Internist mit hauptsächlich männlichen Patienten, oder als Urologe hätte ich ihn mir schon vorstellen können. „HNO-Arzt wie mein Vater wollte ich auf gar keinen Fall werden,“ fuhr Werner fort. Dann erzählte er mir, wie tief enttäuscht sein Vater war, dass er das Medizinstudium nicht vollendete und somit die Übernahme der Praxis in Kassel nicht in Frage kam. Werner und seine Schwester Astrid sprachen

über die Reaktion des Vaters, als Werner nach Kanada ging und sich für das Ingenieurwesen einschrieb. Der Vater war wütend, deprimiert und empört darüber, dass sein Sohn erst die medizinische Fakultät in Zürich besuchte, dann nach Kanada zog und auf das Ingenieurwesen umschwenkte. Für das dortige Medizinstudium war nämlich eine Wartefrist von zwei Jahren erforderlich, und Werner wollte nicht warten sondern so bald wie möglich gutes Geld verdienen.

Später bedauerte Werner jedoch, das Medizinstudium nicht abgeschlossen zu haben. Er sagte, die zwei besten akademischen Berufe seien Arzt und Rechtsanwalt.

Werner spielte später mit dem Gedanken Jurist zu werden, um die rechtlichen Angelegenheiten, die sich aus seinem Immobiliengeschäft ergaben, selbst in die Hand nehmen zu können. Er unterzog sich der Aufnahmeprüfung und bestand diese. Dann folgte ein Beratungsgespräch an der juristischen Fakultät der Hochschule D in U., in dem Werner gefragt wurde, wofür er die juristische Ausbildung nutzen wolle. Auf Werners Erklärung hin stellte sich heraus, dass ein Studium an der Hochschule in Detroit aufgrund von mehr Praxisnähe viel eher für seine Zwecke geeignet war, als die, an der er sich beworben hatte. Bedingt durch das aufwändige Immobiliengeschäft und der Arbeit bei GM kam es jedoch nicht zur Realisierung seiner Studienpläne. Werners Rechtsanwalt und guter Freund George Armbruster Sr. hatte sich auch sehr für ein solches Studium ausgesprochen und auf den Wert einer juristischen Ausbildung für das Immobiliengeschäft hingewiesen.

Werner hatte die deutsch-deutsche Grenze kurz vor dem weiter oben beschriebenen Vorfall schon einmal überquert, und das begab sich folgendermaßen: Nachdem sein Vater in den Wohnblock in der Annastrasse eingezogen war, beschloss er, sich einen Hund, und zwar einen Boxer anzuschaffen. Er fand eine Zeitungsannonce, in der ein ausgezeichnetes Tier in Ostdeutschland angeboten wurde. Er gab dem jungen Werner das Geld und trug ihm auf, den Boxer zu holen. Werner machte sich auf den Weg über die Grenze nach dem Osten, erwarb den Hund (der Jolly gerufen wurde) und reiste mit diesem per Bahn nach Kassel. Als Werner mit Jolly zur Tür hereinkam, schälte Mutti gerade Kartoffeln für das Abendessen. Mit hungrigem Blick schaute Jolly auf den Topf mit den Kartoffeln. Mutti holte eine Kartoffel heraus und warf sie Jolly zu. Er war so hungrig, dass er sie fast unzerkaut schluckte. Mutti warf ihm dann noch eine zu, die er ebenfalls gierig verschlang, und am Ende war keine rohe Kartoffel mehr im Topf. Jolly war in Ostdeutschland unzureichend ernährt worden und recht mager. Doch durch Muttis gute Fütterung nahm er bald an Gewicht zu. Genau wie die Gefangenen in Buchenwald konnte Jolly anfänglich keine üppige Kost vertragen und musste sich erst langsam an die neue Ernährung gewöhnen.



Dr med Werner Wilhelm

Da Jolly ein sehr großes Tier war, beschloss Dr. Wilhelm ihn in die Hundeschule zu schicken, damit er gehorchen lerne. Nach einigen Wochen kam Jolly dann genau so abgemagert nach Hause wie beim ersten Mal aus der DDR. In der Schule hatten sie den armen Hund offensichtlich halb verhungern lassen, aber Mutti fütterte ihn schnell wieder auf.

Jolly war auch voller Flöhe. Mutti bearbeitete ihn stundenlang mit einem feinzahnigen Kamm und befreite ihn so von den Flöhen. Das Gleiche machte sie auch mit den Katzen. Sie nahm die Pflege ihrer Tiere sehr genau.

Werner erzählte, dass seine Familie zeitweise Katzen hielt, er sich jedoch nie damit anfreunden konnte. „Warum magst du denn keine Katzen?“ fragte ich ihn. „Weil sie heimtückisch und unberechenbar sind, wie meine Schwester Astrid,“ war seine Antwort. Er ärgerte Katzen ganz gerne und sagte, er könne sie zum Sprechen bringen. So hielt er die Katze auf dem Arm und fragte sie, ob sie Werner möge. Die Katze schnurrte dann, weil er sie kralte. Dann fragte er die Katze, ob sie die andere gerade anwesende Person möge, und kniff die Katze gleichzeitig in den Schwanz, worauf sie dann natürlich kläglich miaute. „Da siehst du es – mich mag sie, aber dich mag sie nicht!“, sagte er dann.

Etliche Jahre später wollte sich Werners Schwester einen Boxer zulegen. Sie war mit Jolly aufgewachsen und hatte ihn heiß und innig geliebt. So beschäftigte sie sich intensiv mit Boxer-Stammbäumen und fand eine gute Züchtung der gleichen Abstammungslinie, aus der auch Jolly kam. Dort kaufte sie einen Welpen und gab dem Hundebaby den Namen Doni. Als Werner und ich Astrid besuchten, war Doni etwa acht Jahre alt. Er war ein aufmerksamer und teilweise auch ziemlich scharfer Hund. Werner hatte die Angewohnheit, Astrid zu ärgern, indem er sie halb zu Tode kitzelte. Sie pflegte sich dabei lachend, schreiend und kreischend zu winden. Doni sah sich das eine Weile an, und kam dann zu dem Schluss, dass Werner einen Angriff auf sein Frauchen ausübte und sie Schutz brauchte. Er sprang Werner an. Werner ließ sofort von Astrid ab, um mit den Händen sein Gesicht zu schützen. Astrid musste Doni ganz schnell Einhalt gebieten. Nach dieser Episode hatte Werner großen Respekt vor Doni. Keiner der Boxer, die Astrid später besaß war so aggressiv wie Doni.

Es gibt noch eine sehr lustige Geschichte über Mutti, Vati und Werner in Kassel. Mutti half immer in der Praxis mit, in Westdeutschland genau wie vorher in Ostdeutschland. Gegen 16 Uhr machte sie sich gewöhnlich auf den Weg zur Annastrasse, um für Vati

(und für Werner, wenn dieser zu Besuch war), das Essen vorzubereiten. Mutti trug ihre Handtasche über der Schulter und beklagte sich über ihr Gewicht. Werner nahm sie ihr ab und konnte kaum glauben, wie schwer sie war. Als sie nach Hause kamen und die fünf Treppen hochgestiegen waren, hatte Werner genug. Er öffnete die Tasche und sagte „Jetzt will ich aber wissen, warum diese Tasche so schwer ist.“ Zu beider Überraschung war Muttis Tasche voll mit chirurgischen Instrumenten. Wenn Vati ein Instrument nach Hause nehmen wollte, deponierte er es in Muttis Tasche. Später, wenn er dann nach Hause kam, war er immer so müde, dass er auf dieses Instrument vergaß. So entstand langsam eine ganze Sammlung. Werner und Mutti räumten dann natürlich alle Instrumente aus und die Tasche war wieder viel leichter.



Dr med. Werner Wilhelm

Vati hatte über die Jahre hinweg ein ansehnliches Bankguthaben angespart. Damit wollte er sich einerseits einen angenehmen Lebensabend sichern, und andererseits einen Notgroschen als Starthilfe für die Kinder bereithalten. So war der Schock groß, als er eines Morgens aufstand und in der Zeitung las, dass die deutsche Regierung über Nacht alle Bankguthaben auf ein Zehntel entwertet hatte. Wer tags zuvor 100.000,00 Dollar in der Bank hatte, besaß heute nur noch 10.000,00 Dollar. Aber, eine Hypothek von 100.000,00 Dollar blieb eine Hypothek von 100.000,00 Dollar! Schulden wurden nicht dezimiert – nur Vermögen. Großvater Richard Brehmer hatte schon Recht, als er 1933 sagte, die Regierung bestehe aus den größten Gaunern.

Die Regierung spielte noch einen weiteren Streich. Neues Geld, in komplett anderer Aufmachung wurde in Umlauf gebracht, und innerhalb weniger Wochen musste alles alte Geld umgetauscht werden. Ungefähr einen Monat nach Ablauf dieser Umtauschfrist fand Vati ein ganzes Bündel Geldscheine von seiner Mutter für ihn in Leinen eingenäht. Er hatte es als Notgroschen aufgehoben, aber dann ganz darauf vergessen. Vati wurde es übel bei dem Gedanken, dass diese beträchtliche Geldsumme nun noch nicht einmal so viel Wert hatte, als das Papier auf dem es gedruckt war.

In Folge dieser finanziellen Katastrophe in Deutschland, legte Vati den Großteil dessen, was von seinem Neuverdienten übrig blieb und gespart wurde, in der Schweiz an. Dort war das Geld auf lange Sicht viel sicherer. Er deponierte auch einen großen Teil in einem schweizerischen Nachttresor, was zwar keine Zinsen einbrachte, aber dafür Vatis Seelenfrieden sicherte.

Nachdem Werner das Studium in Jena nicht mehr fortführen konnte, schrieb er sich an der medizinischen Fakultät in Zürich ein und erlebte eine unangenehme Überraschung. Sein erstes Praktikum war in der Frauenklinik zu absolvieren. Werner war schon immer wie ein Elefant im Porzellanladen, wenn er mit Frauen zu tun hatte, und nun war er den ganzen Tag von hypochondrischen Frauen umgeben. Es machte ihn wahnsinnig – und aus ihren Venen Blut zu entnehmen hat ihn weder interessiert noch stellte er sich

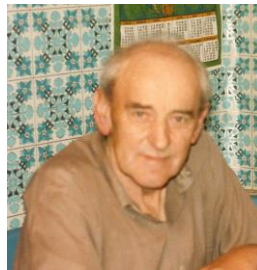
geschickt dabei an. Es verursachte Aufruhr unter den Patientinnen, und er konnte sie einfach nicht ertragen. So kam es bald zu einem Gespräch mit der Studentenberatung, und man versetzte Werner in die orthopädische Abteilung. Das kam ihm viel mehr entgegen. Dort hatte er es größtenteils mit männlichen Patienten zu tun, die auch tatsächlich krank waren. In dieser Abteilung nahm Werner an vielen Knochenoperationen teil und das faszinierte ihn. Zu jener Zeit ging es bei Knochenoperationen hauptsächlich um das Korrigieren von TB Schädigungen – meist Hüftoperationen, infolge von Knochenverlust durch TB. In der Schweiz unterzog sich Werner dann einem TB Test, der zu seinem Entsetzen positiv war. Und sein ganzes Leben lang war jeder weitere TB Test positiv. Sein Thorax-Röntgen zeigte zwar keine aktive TB, aber er hatte als Erwachsener ständig Husten mit Auswurf. Ob das nun mit seinem kranken Herzen zusammenhing oder mit TB konnte niemals abgeklärt werden, da Werner selten einen Arzt aufsuchte und er sich aufgrund von Bedenken hinsichtlich möglicher Strahlenschäden immer weigerte, Röntgenaufnahmen machen zu lassen.

Eine weitere Jenaer Geschichte betrifft die Russen in ihrer neuen Rolle als Befehlshaber der besetzten Zone. Als Werner einmal das Universitätsgelände verließ, bemerkte er rege Aktivitäten an den Optischen Werken Zeiss, die gegenüber der Universität lagen. Russische Soldaten räumten das Zeiss-Gebäude vollständig leer und luden alles in geschlossene Güterwagen für den Transport nach Russland. Was mit den Eigentümern der Zeiss-Werke geschehen war? Ihnen widerfuhr das gleiche Schicksal wie Werner und seiner Mutter: Sie landeten im Gefängnis, damit sie während dieser Aktion keinen Widerstand gegen die Russen leisten konnten.

Werner erfuhr später, dass die Russen jeden ins Gefängnis sperrten, der mehr als 100 Morgen Land besaß, mehr als sieben Angestellte beschäftigte, oder die entsprechende Macht genoss, andere gegen die Einrichtung des russischen Systems aufzuwiegeln. Etliche Verwandte von Werner haben ihr Gut nicht verloren, weil es kleiner als 100 Morgen war. Andere, wie Werner und sein Onkel Otto Brehmer, deren Land die Fläche von 100 Morgen überstieg, wurden eingekerkert. Onkel Otto verbrachte mehr als ein Jahr in kommunistischer Gefangenschaft, während Tante Henny keine Ahnung hatte, wo er sich aufhielt. Nach seiner Freilassung stellte sich heraus, dass er in einem Gefängnis in Frankfurt an der Oder (nahe der polnischen Grenze) gewesen war.



Willy Eberlein



Karl Brehmer Sr



Werner Wilhelm & Dr. habil. Helmut Brehmer

Was wir auch erst viel später erfuhren war, dass die Russen Onkel Willy Eberlein in Gefangenschaft genommen hatten, weil er eine Farbenfabrik in Saalfeld besaß und mehr als neun Mitarbeiter beschäftigte. Willys Vater blieb unbehelligt. Er war bereits über 70 Jahre alt und wurde, anders als sein Sohn, als nicht bedrohlich für das neue System empfunden. Die Russen sperrten auch Karl Brehmer aus Ostramondra und Dr. habil. Helmuth Brehmer aus dem benachbarten Wiehe acht Jahre lang in Buchenwald ein, weil sie Eigentümer großer Rittergute waren. Dr. Helmuth Brehmer war ein berühmter Tierarzt mit einer riesigen Klinik, einer großen Arena, und einem Bestand an ausgezeichneten Pferden, wie sie im Mittelalter einem Ritter gebühlich waren. Jedenfalls holte man die beiden eines Nachts ab und transportierte sie ohne jegliche Erklärung nach Buchenwald. Dort waren sie im gleichen Gebäude untergebracht und belegten zusammen ein Etagenbett. Acht Jahre lang (von 1953 bis 1962) blieben sie eingesperrt – ohne jemals den Grund für die Gefangennahme oder die spätere Freilassung mitgeteilt zu bekommen.



Walli Heier & Werner Wilhelm II

Walli Heier besaß auch etwa 100 Morgen Land in Rettgenstedt (dem heutigen Ostramondra – nach der Integrierung des Dorfes in die nächstgrößere Stadt). Aus Furcht vor den Russen und um Konfrontationen mit ihnen zu vermeiden, bemühte man sich ständig, nicht aufzufallen. Die Russen liebten es, Menschen zu schikanieren, ganz besonders frühere Großgrundbesitzer. Zu diesen pflegten sie zu sagen, dass es mit ihrer Hochnäsigkeit jetzt vorbei sei, da sie unter dem kommunistischen System nicht mehr besser als die anderen, sondern nun alle gleich seien. „Ja, ja, sie sind alle gleich – alle haben nichts mehr!“ sagte Werner.

Im Jahr 1962 marschierten die Russen durch die Stadt und verkündeten über Megafon, dass alle Grundbesitzer ihr Land freiwillig an die Regierung abgeben würden. Die Heiers waren wütend über das neue russische Diktum – niemand hätte jedoch gewagt, das offen zu zeigen, denn dann wäre er kurzerhand verschwunden.



Martha Eschenbach Seibicke & Werner Wilhelm

Aus dem Jahr 1948 gibt es noch eine Geschichte über die Russen, bzw. die Familien Eschenbach und Seibicke aus Tünschütz und Mertendorf. Die Eschenbachs stellten seit jeher eine prominente Familie in der Tünschützer Gegend dar und waren dafür bekannt, dass sie ein Waisenhaus in Naumburg recht großzügig mit landwirtschaftlichen Produkten und Kleidung unterstützten. Als Martha Eschenbach in die Familie Seibicke aus Mertendorf einheiratete, setzte sie diese Unterstützung von ihrem Gut aus weiter fort. Dadurch, dass Marthas Ehemann im zweiten Weltkrieg gefallen war, brachen schwere Zeiten für sie herein, und trotzdem vergaß sie aufgrund ihres guten Herzens nicht die Waisenkinder. Als das Waisenhaus sie eines Tages anflehte, weil man den Kindern aus Mangel an Nahrungsmitteln keine vernünftige Mahlzeit zubereiten konnte, ließ sie 100 Eier hinbringen. Sobald den Russen dies zu Ohren gekommen war, erschienen sie auf ihrem Gut und nahmen sie fest. Nachdem man ihr erklärt hatte, dass sie die zur Ernährung der Russen vorgeschriebenen Quoten nun nicht erfüllen könne, weil sie so viele Eier an die Waisen abgegeben habe, legte man ihre Hände und Beine in Ketten und zog sie durch die Strassen ihrer Heimatstadt. Damit wollte man demonstrieren, dass die Missachtung russischer Gesetze nicht ohne Konsequenzen bleiben würde. Martha erzählte, dass sie eine unerträgliche Erniedrigung empfunden hatte, als man sie so in Ketten durch die Strassen zog obwohl sie zur prominentesten Familie in der Gemeinde gehörte.

Der Krieg und die daraus resultierende russische Besetzung brachte auch für Gisela, Martha Eschenbach Seibickes Schwiegertochter, traumatische Erfahrungen mit sich. Giselas Vater war im Krieg gefallen, und ihre Mutter wurde mit dem Verlust ihres Mannes nie fertig. Die Kinder waren noch recht klein, als die Mutter eines Tages mit dem Alleinsein und der mangelnden Unterstützung im kommunistischen System so überfordert war, dass sie in den See ging. Sie ging einfach immer weiter, bis das Wasser über ihrem Kopf zusammenschlug und sie ertrank. Die armen Kinder wuchsen dann elternlos und dem kommunistischen System überlassen auf. Gisela ist eine sehr intelligente und sehr fleißige Frau, und war natürlich frustriert, dass sich im Kommunismus keinerlei Mühe lohnte. Hinsichtlich solch vergeblicher Bemühungen erzählte sie die folgende typische Begebenheit: Die Regierung vereinbarte mit ihrem Mann Eberhard gegen Bezahlung in einer bestimmten Höhe 15 Morgen Getreide anzubauen. Die gleiche Vereinbarung wurde auch mit Eberhards rechtem und linkem Nachbarn geschlossen. So bauten alle drei Landwirte Getreide für die Regierung an. Der eine Nachbar säte das Getreide, kümmerte sich dann jedoch nicht mehr darum. Das Getreide wuchs recht mickrig und war es kaum wert, geerntet zu werden. Der andere Nachbar säte nur rund um den äußeren Rand der 15 Morgen, bewässerte es und befreite es von Unkraut, die Fläche in der Mitte blieb jedoch unbebaut. Eberhard hingegen baute 25 Morgen an, in der Hoffnung, die zusätzliche Ernte bezahlt zu bekommen und das Geld dann in seinen Gutshof investieren zu können. Die Erntezeit kam und alle drei erhielten den exakt gleichen Betrag. Eberhard kochte vor Wut!

Es gab allerdings eine Sache, bei der sich der Fleiß der Ostdeutschen bezahlt machte, und das war die Feldnachlese. Wenn die Russen die Ernte abgeschlossen hatten, erlaubten sie der Bevölkerung, die liegengelassenen Ähren aus den Feldern einzusammeln. Die Seibickes kannten die besten Felder mit den meisten zurückgelassenen Ähren. Sie

verbrachten ganze Wochenenden mit Aufsammeln, was ihnen dann half, besser über die Wintermonate zu kommen. Gisela bereitete alle Konserven selbst zu. Sie züchtete Schafe, schlachtete selbst, und stellte Schafspelz her. Ihre Hausmacher-Schafswurst schmeckte vorzüglich.



Werner Wilhelm II & Eberhard Seibicke in Mertendorf Gisela, Martha, Jens & Seibicke & Werner Wilhelm

Das Hausbauen ist in Ostdeutschland so gut wie unbekannt. Eberhard Seibicke schaffte das allerdings über einen Zeitraum von mehreren Jahren. Baumaterial war schwierig zu beschaffen und Eberhard musste einiges an Bestechungsgeldern bezahlen, um an qualitativ gutes Material zu kommen. Heute besitzt er ein schönes, modernes Haus. Unmittelbar nach dem Fall der Mauer bot Werner ihm Geld zur Tilgung der Hypothek an, da die ostdeutsche Hypothek nach einer gewissen Übergangszeit in westdeutscher Währung, die damals 1:6 zur ostdeutschen stand, abzutragen war. Aus Angst, damit das Interesse der Behörden auf sich zu ziehen, wollten Eberhard und Gisela das Geld nicht annehmen. Einige Jahre zuvor hatte ihnen Werner ein paar tausend Dollar geschenkt, um ihnen einen Besuch in Amerika zu ermöglichen. Als sie Reisepässe beantragten, wurde ihnen mitgeteilt, dass Gisela nicht ausreisen dürfe, da sie nicht mit Werner blutsverwandt sei. Der Vater oder der Sohn könnten eine Reisegenehmigung bekommen, jedoch sei es nicht üblich, Reisepässe für Leute unter 65 Jahren auszustellen. Die Regierung hatte nämlich aufgrund der Währungsdifferenz zu viele Arbeitskräfte an den Westen verloren, weshalb in den fünfziger und sechziger Jahren die Mauer errichtet worden war. Also deponierten die Seibickes die 3,000 Dollar auf ihrem Sparkonto und verwendeten diesen Betrag nach dem Fall der Mauer als Teilrückzahlung ihrer Hypothek.

Anfänglich konnte die ostdeutsche Währung für kurze Zeit und bis zu einer Höhe von 40,000 Ostmark zum Kurs von 1:1 gegen Westmark umgetauscht werden. Nach Ablauf der Frist verblieb der Ostmark dann nur noch Souvenirwert.

Im Gegensatz zu den meisten Gutshäusern befanden sich bei den Seibickes moderne Sanitäreanlagen im Haus. Bei den anderen Gutshäusern handelte es sich um große herrschaftliche Backsteingebäude, die um die Jahrhundertwende oder auch früher erbaut worden waren. In den Häusern, die wir besuchten, gab es selten eine Toilette – man musste immer nach draußen, um das 'Örtchen' aufzusuchen, was recht amüsant war. Als wir bei den Lufts in Lehnstedt nach der Toilette fragten, wurden wir nach draußen über den Hof zur Scheune geschickt, wo man Kühe und die Hühner auf dem Zaun beobachten konnte, während man auf Holzbalken über einem Loch thronte. Diese Leute konnten sich überhaupt nicht vorstellen, dass es irgendwo etwas anderes gab.

Nachdem Werner damals die Grenze unter Beschuss überquert hatte, beschloss er schon bald, sein Medizinstudium an der Universität Zürich weiterzuführen, da Kassel ganz und

gar nicht seine Stadt war. Werner fühlte sich in Kassel überhaupt nicht wohl. Die Stadt war steril, ohne Gesicht, und so ausgebombt, dass sie größtenteils aus Trümmern bestand. Hinzu kam, dass er nicht das einzige Kind war und das Rampenlicht mit seiner kleinen Schwester Astrid teilen musste. So packte er seine Sachen, ging in die Schweiz und schrieb sich dort an der medizinischen Fakultät ein.

Werner fand ein Zimmer im dritten Stock eines Mietshauses, etwa sechs Strassen von der Universität entfernt. Allerdings verlief dies nicht ganz problemlos. Es gab Schwierigkeiten im Jahr 1949 und dann noch einmal im Jahr 1990. Das 1949er Problem bestand darin, dass das Zimmer keine Heizung hatte. Im Winter frohr der Teppich am Boden fest und Wasser in der Waschschüssel wurde zu Eis. Da die Waschschüssel aus Porzellan war, durfte er kein Wasser darin stehen lassen, sie wäre sonst gesprungen bis er von der Uni zurückkam. Jeden Morgen war der Teppich am Boden festgefroren. Werner sagte, auf der obersten Etage zu wohnen sei besonders schlimm gewesen, da der Raum von oben her nicht geschützt war und der Wind um den Giebel pffiff. Werner bewohnte ein einziges Zimmer mit einem altertümlichen Bad draußen im Gang. Es gab keine Essgelegenheit bzw. Küche, die er hätte benutzen können. Er musste sich irgendwie behelfen und das Beste daraus machen. Eines Morgens beschloss Werner, Pfannkuchen zum Frühstück zu machen. Er rührte etwas Mehl mit Wasser an und schaltete seine kleine, tragbare Kochplatte ein. Es dauerte nicht lange, da kam schon die Vermieterin die Treppen hochgerannt. Sie war außer Puste und teilte Werner höchst aufgeregt mit, dass der Stromzähler wie ein Rennwagen lief. Sie erinnerte ihn daran, dass es nicht nur um die erhöhte Stromrechnung ging, sondern Strom rationiert war und sie eine Geldstrafe an die Regierung bezahlen müsse, wenn sie mehr verbrauchte als ihr zustand.

Das Problem im Jahr 1990 war der steile Weg von der Universität zum Mietshaus und wir anderthalb Kilometer zu Fuß vom Bahnhof bis dorthin zurücklegen mussten. Ich glaubte ja nicht, dass Werner den langen steilen Weg schaffen würde, aber er schaffte es. Er wollte so gerne noch ein letztes Mal sehen, wo er als Student in Zürich gewohnt hatte. Aus demselben Grund ging er sogar auch noch den ganzen langen Weg hinunter zum Zürcher See am Ende der Straße. Werner konnte ausgezeichnet schwimmen und hatte in seinen jungen Jahren den Zürcher See (acht Kilometer) alleine überquert. Er erzählte, es hätte Stunden gedauert, aber sein Durchhaltevermögen wäre sehr gut gewesen. Das einzige Problem das daraus entstand, war ein schlimmer Sonnenbrand. Sein Rücken war voll infizierter Brandblasen. Er suchte einen Arzt auf, der ihm linderndes Pulver für die nässenden Wunden gab. In den Vorlesungen saß er in einem Hemd, das hinten mit eitrigem Wasser vollgesogen war. Als Werner dann mit immer noch nicht verheiltem Rücken nach Hause fuhr, erhielt er von seinem Vater weder Hilfe noch Mitgefühl. Dr. Wilhelm ließ ihn vielmehr wissen, dass er dies verdient hätte für seine Dummheit, einen ganzen Nachmittag lang alleine den Zürcher See zu überqueren. Werner sagte, es hätte sehr lange gedauert, bis er sich endlich wieder gemütlich hinsetzen und anlehnen konnte. Als Folge dieser Hautschädigung durch die Sonne bildeten sich später kleine Wucherungen auf seinem Rücken. Werner war etwas beunruhigt und ließ sich diese im Jahr 1986 von Dr. Timban entfernen. Davon sind dann kleine flache Erhebungen zurückgeblieben.

Dann, wieder zurück in seinem Zimmer in Zürich, sah sich Werner 1949 einem neuerlichen Problem mit seiner Vermieterin gegenüber. Neben diesem Mietshaus gab es ein Blumengeschäft, das für Zustellungen einen geistig etwas zurückgebliebenen Jungen beschäftigte. Oft, wenn der Junge auf Aufträge wartete und nichts zu tun hatte, ging er zu Werner ins Zimmer und erzählte vor sich hin, während Werner lernte. Werner tat der Junge leid und weil er ihn mochte, erlaubte er ihm, ihn zu besuchen. Die Vermieterin verstand allerdings nicht, warum sich ein Medizinstudent mit einem retardierten Jungen abgab, es sei denn da ging 'etwas Seltsames' vor sich. Aufgrund ihrer Verdächtigungen kündigte sie Werner den Mietvertrag. Werner war nicht traurig, diese widerwärtige alte Vermieterin loszuwerden. Er konnte aber keine neue Unterkunft in der Nähe der Universität finden und bezog schließlich ein Zimmer in einem Nachbarort. Die Miete betrug dort 30 Mark pro Monat statt vorher 60, die tägliche Bahnfahrt kostete jedoch mehr als diese Differenz und es blieb auch weniger Zeit zum Lernen. So gesehen war der Umzug nachteilig.

Werners Vater war nicht besonders gut auf seinen Sohn zu sprechen, weil dieser nicht in Kassel oder zumindest in der Nähe studierte. Folglich weigerte er sich, seinen Sohn finanziell zu unterstützen. Er bezahlte nichts für das Studium und Werner war völlig auf sich alleine gestellt. Werner hat ihn zwar auf Unterstützung angesprochen, aber der Vater behauptete, er hätte wegen der Flucht in den Westen und dem damit verbundenen Neubeginn kein Geld. So stand Werner wieder vor der gleichen Frage wie zuvor in Jena: Wie kann man studieren und gleichzeitig für seinen Unterhalt sorgen? Die Antwort war dann auch die gleiche wie in Jena. In der Schweiz durfte man als Ausländer nicht arbeiten, denn die Stellen waren den Schweizer Bürgern vorbehalten. Werner machte sich auf zur Bibliothek und recherchierte, welche südamerikanischen Länder Kaffee anbauten. Dann wandte er sich schriftlich an die Handelskammern dieser Länder. Er gab sich als Kaffeehändler aus, der sich vergrößern wolle und neue Produkte suche, die seinem hohen Standard gerecht würden. Zu seiner großen Freude antworteten fast alle Länder, die er angeschrieben hatte und sandten ihm Gratismuster. Werner war überwältigt, als er aus Brasilien 100 Pfund kostenlosen Kaffee erhielt! Bei dem in Ostdeutschland gängigen Preis von 40 Dollar pro Pfund, machte das für 100 Pfund schon einen ganz schönen Notgroschen aus. Werner schickte den Kaffee an seine Tante Henny in Lehnstedt. Seine Mutter holte ihn dann bei Henny ab, und verteilte ihn an Freunde und Verwandte. Diese verkauften den Kaffee, konnten einen Teil des Erlöses selbst behalten, und händigten das restliche Geld Martha Klodmann aus. Mit diesem Geld besorgte Martha an der Universität Jena Lehrbücher und Mikroskope, die sie nach Deutschland zum letzten Bahnhof vor der Schweizer Grenze schickte. Der dortige Bahnhofsvorsteher bewahrte diese Dinge dann so lange auf, bis Werner aus der Schweiz kam und sie abholte. Werner packte die Bücher und Mikroskope in seine Koffer, überquerte die deutsch-schweizerische Grenze zu Fuß, und bestieg dann den Zug nach Zürich. In Zürich marschierte er von Buchladen zu Buchladen und verkaufte dort wo er das beste Angebot bekam. Schließlich kristallisierte sich eine Buchhandlung heraus, mit der er seine Geschäfte tätigte. Den Erlös investierte er wieder in Südamerika für Kaffee und der Kreis begann aufs Neue.

Als Werner wieder einmal aus Deutschland zurück in die Schweiz ging, bekam er es richtig mit der Angst zu tun. Er hatte einen 1000-Franken Schein bei sich und wurde das Gefühl nicht los, dass er an jenem Tag durchsucht würde. Er hätte auf die Frage nach der Herkunft des vielen Geldes keine plausible Antwort geben können, da sein grenzüberschreitender Handel wahrscheinlich nicht legal war. Um seinen Aufenthalt in der Schweiz und sein dortiges Studium nicht zu gefährden rollte er den Geldschein zusammen und schluckte ihn hinunter! Auf der Suche nach dem 1000-Franken-Schein wühlte er dann an den folgenden Tagen in seinem Stuhl. Nach drei Tagen kam er endlich zum Vorschein – ausgebleicht, kaum als Geldschein erkennbar, und von der Gallenflüssigkeit gelb geworden. Mulmig war ihm zumute, als er damit zur Bank ging, um diesen Geldschein gegen einen neuen einzutauschen. Er rechnete damit, ein 'Scheren Sie sich zum Teufel' zu hören. Der Kassensachverständige sah sich den Schein schon mit einem etwas seltsamen Gesichtsausdruck an, überreichte Werner aber doch eine neue Banknote mit den Worten „Die Schweiz nimmt ihre Währung stets an, ganz gleich in welchem Zustand sie ist.“ Da war Werner aber sehr erleichtert, denn das hätte andernfalls schon einen recht großen Verlust bedeutet.

Nun zu einer traurigen Geschichte aus der Studienzeit in der Schweiz: Werner wurde eingeladen, sich der exklusiven Bruderschaft der Etrusker anzuschließen, einer seit dem Mittelalter bestehenden Verbindung, der hauptsächlich junge Männer aus den vornehmsten Familien angehörten. Werner nahm an mehreren Bruderschaftsversammlungen teil und war dieser Organisation sehr zugetan. Er war begeistert von der Art und Weise, wie sie ihre Unternehmungen ausführten und wünschte sich, dazuzugehören. Besonders gerne erzählte er die Geschichte über die Studenten der höheren Semester und den 'Füchsen', den Neulingen. Die Studenten der höheren Semester ahmten die mittelalterlichen Lords nach, die Neulinge, die 'Füchse' genannt wurden, waren die Vasallen. Die Füchse mussten sich sowohl gegenüber den 'höheren Semestern' wie auch ganz besonders gegenüber den Frauen, die in das Bruderschaftsgebäude kamen, sehr aufmerksam verhalten. Wenn ein Fuchs zum Beispiel versäumte, einer Dame die Tür aufzuhalten und den Stuhl herauszuziehen bzw. anzuschieben wenn sie sich setzen wollte, musste er als Strafe einen ganzen Krug Bier leer trinken. Das hatte auf das Kommando des Lords zu geschehen. Die weniger aufmerksamen Füchse waren folglich spätabends oft stockbetrunken. Die Etrusker mochten Werner und forderten ihn auf, sich ihnen anzuschließen. Schweren Herzens lehnte er jedoch ab, da er sich die hohe Mitgliedsgebühr nicht leisten konnte. Während seiner letzten Lebensjahre hat er oft zu mir gesagt: „Mein Vater hätte die Gebühr für mich bezahlen können und es wäre ein Grund gewesen, stolz zu sein, dass sein Sohn dieser Eliteorganisation angehört. Ich bedaure es sehr, dass ich den Etruskern nicht beitreten konnte.“

Werners allergrößter Wunschtraum war es, nach Amerika zu gehen. Er sah es für sich als das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Er beantragte ein Visum. Als die Entscheidung der Einwanderungsbehörden nach einem Jahr immer noch auf sich warten ließ, überlegte er, dass es bei der begrenzten Zulassungsquote eventuell noch etliche Jahre bis zu seiner Einreise dauern konnte. So erkundete er als nächstes seine Chancen für Kanada. Dabei fand er heraus, dass die Kanadier Landwirte brauchten, und dass, wer sich als Landwirt bewarb, fast mit hundertprozentiger Sicherheit auch ein Visum bekam.

Nach einem Jahr Wartezeit erhielt er die Einreiseerlaubnis für Kanada. Ein Landwirt in Winnipeg hatte einen jungen deutschen Bauern 'beantragt' und damit war die Grundlage für Werners Visum geschaffen. Werner beendete das Semester an der Zürcher Universität, packte seine Sachen und machte sich mit sage und schreibe 36 Koffern auf nach Kanada. Nein, die Koffer beinhalteten keine Kleidung, sondern sein zerlegtes Motorrad und einen tragbaren Filmprojektor. Die Reise ging ab Zürich mit der Bahn durch Deutschland und Frankreich und dann per Schiff nach Dover in England. Dort bestieg er wieder den Zug bis zum Piccadilly Circus. Sein Gepäck dann bis zum Hafen zu bringen, wo die 'Empress of Canada' lag, gestaltete sich etwas anstrengend. Mit zwei Koffern fünf Meter vorwärts, die Koffer abstellen, und zurück für die nächsten zwei. An diesem Piccadilly Circus wurde Werner mulmig zumute, da er kein einziges Wort Englisch verstand. „Oh, mein Gott,“ dachte er, „ich dachte ich könne Englisch – wie soll denn das in Kanada werden, wenn ich die Sprache nicht verstehe?“ Auf der 'Empress of Canada' kam er jedoch mit einer Gruppe Schotten ins Gespräch, die er einwandfrei verstehen konnte. Da war er sehr erleichtert! Als er seine Erfahrung vom Piccadilly Circus mit ihnen teilte, sagten sie „Junge, mach' dir keine Gedanken, wir können diese Leute auch nicht verstehen!“

Auf der Bahnfahrt von der Schweiz zur französischen Küste lernte Werner eine ältere Dame kennen, die aus Amerika zurück in ihre schweizerische Heimat gekommen war. Sie hatte viele Jahre in Amerika verbracht und deshalb fragte Werner sie, wo es sich denn besser leben ließe, in Amerika oder in der Schweiz. „In Amerika,“ lautete ihre Antwort. „Wenn das so ist, warum sind Sie denn in die Schweiz zurückgekehrt?“ wollte Werner wissen. „Für einen jungen Mann wie Sie, bietet Amerika viele Möglichkeiten. Sie können dort viel Geld verdienen und Investitionen tätigen, die zwar sehr einträglich aber auch riskant sind. Für mich als alte Frau ist eine stabile, nicht so wechselhafte Wirtschaft besser.“

Als Werner die 'Empress of Canada' bestieg und sich so jung und ganz allein auf die Reise zu einem anderen Kontinent begab, meldeten sich schon Angstgefühle. Werner hatte 5000 Dollar Bargeld bei sich. Dieses Geld hatte er in den zwei vorangegangenen Jahren mit Kaffee-, Kakao-, Mikroskop-, und Bücherhandel verdient. Seine Großmutter Rosa Wilhelm hatte die Geldscheine in einen kleinen gepolsterten Beutel eingenäht und Bänder daran befestigt, damit er ihn um seinen Brustkorb binden konnte. Dort trug er ihn während der ganzen Schiffsreise und zeigte ihn später nur den Schotten (denen er vertraute), als sie ihn fragten ob er Geld bei sich habe.



Werner Wilhelm on Empress of Canada



?, Werner Wilhelm und 2 Scotts on Empress of Canada

Die Schotten erfuhren aus den Gesprächen mit Werner, dass er lieber nach Toronto gehen wollte als nach Winnipeg, da Toronto viel bessere Ausbildungs- und Verdienstmöglichkeiten bot. Die kanadische Regierung hatte Werners Bestimmungsziel jedoch bei dem Bauern, der auf die Ankunft seiner Hilfskraft wartete, festgelegt. Werner war ja unter den Nazis und den Kommunisten aufgewachsen und deshalb weit davon entfernt, eine Regierungsentscheidung zu hinterfragen, zu kritisieren oder gar sich ihr entgegenzustellen. Die Schotten wussten also, dass Werner nach Toronto wollte und sie stellten ihm zwei wichtige Fragen: Erstens, ob er die Überfahrt selbst bezahlt habe, und zweitens, ob er eigenes Bargeld besitze. Werner beantwortete beide Fragen mit 'ja', öffnete den mittleren Hemdknopf und zeigte ihnen stolz seine 5000 Dollar. „Steck das ganz schnell wieder weg!“ ermahnten sie ihn, „und lass niemanden dein Geld sehen!! Du hättest es dem Zahlmeister geben sollen, als du an Bord gekommen bist.“ „Niemand bekommt mein Geld,“ sagte Werner. In Montreal bestieg ein Beamter der Einwanderungsbehörde das Schiff. Die Schotten schnappten sich diesen Beamten und erklärten ihm, dass der junge Mann lieber nach Toronto reisen wolle. Werner ist vor Angst fast gestorben, als er diese dreiste Erklärung hörte, und dachte nun würde er unverzüglich nach Europa zurückgeschickt. Stattdessen hörte er die zwei gleichen Fragen aus dem Munde des Grenzbeamten, die ihm die Schotten vorher gestellt hatten. Als die Frage nach eigenem Bargeld kam, ertönte die einstimmige Aufforderung: „Zeig es ihm!“ Werner öffnete sein Hemd und holte seinen Geldbeutel hervor. Sobald der Beamte das 5000-Dollar-Bündel sah, stempelte er das Einreisevisum für Toronto. Werner war gleichzeitig verblüfft, hochofren und verängstigt.

Werner schätzte diese Schotten sehr. Er machte zur Erinnerung etliche Aufnahmen von ihnen – sie waren seine allerersten Freunde in der neuen fremden Welt.



Werner Wilhelm on Empress of Canada



?, Werner Wilhelm und 2 Scotts on Empress of Canada

Die erste Anlegestelle der 'Empress of Canada' in dieser neuen Welt war Montreal. Werner machte Aufnahmen von sich, dem Schiff und den anderen Passagieren. Er machte auch eine Notiz über das Ankunftsdatum in Montreal: Es war der 8. Mai 1951. Werner war ein sehr junger, sehr schlanker Mann mit ausgesprochen viel Mut, sich auf diese Reise zu begeben, ohne in der neuen Welt auch nur eine einzige Menschenseele zu kennen.



Werner Wilhelm in Sudbury, Ontario, Canada

Die 'Empress of Canada' legte in Toronto an und Werner tat seinen ersten Schritt in die 'Neue Welt'. Es war ein ganz seltsames und auch beängstigendes Gefühl für ihn. Er war noch so jung, ganz allein auf einem unbekanntem Kontinent, unsicher, ob er die Sprache beherrschen würde, kein Dach über dem Kopf und auch keines in Aussicht und keine Arbeit. Der Beamte der Einwanderungsbehörde verließ das Schiff direkt hinter Werner. Er berührte Werners Schulter mit seiner Hand und forderte ihn auf, ihm zu folgen. Natürlich jagte dies Werner, der mit dem Nazi Regime groß geworden war, einen riesigen Schrecken ein. Der Beamte erklärte ihm aber sofort, dass er ihn aus zwei Gründen begleitete: Erstens um die 5000 Dollar zur 'Bank of Toronto' zu bringen, bevor sie gestohlen würden, und zweitens, um anschließend ein Zimmer in der christlichen Jugendherberge ('YMCA') zu besorgen, bis er eine dauerhafte Bleibe gefunden habe. Werner war ganz verliebt in das kleine Sparbuch, das ihm die Bank ausstellte. Auf jeder Seite gab es einen Spruch zum Sparen. Werners Lieblingspruch, den er voll beherzigte und nie vergaß, lautete: 'Systematisches Sparen garantiert Erfolg'. Werner sagte, dieses Motto sei die Grundlage seines wirtschaftlichen Erfolgs gewesen.

Werner hat an seinem ersten Sonntag in Toronto Bilder gemacht. Es war der 14. Mai 1951, ein wunderschöner, lauer Frühlingstag. Er fuhr mit der Straßenbahn zum Stadtpark und machte auch dort Fotos. Ohne Ehefrau, Freunde, oder Verwandte lautete die Devise nicht 'gemeinsam gegen die Welt', sondern 'allein gegen die Welt'.

Am 30. Mai 1951, dem Volkstrauertag, war Werner fasziniert von der Parade der schottischen Dudelsackpfeifer. Es muss ihm schon eigenartig zumute gewesen sein bei dieser Parade am Volkstrauertag einer Nation, die wenige Jahre zuvor gegen sein Heimatland Krieg geführt hatte.

Werner fand in Kanada mehrere Arbeitsstellen. Bei der ersten musste er nachts arbeiten, und für 60 Cents Stundenlohn Becher von einem Fließband abnehmen und auf ein anderes setzen. Sein zweiter Job war bei 'Canada Dry' – etwas besser bezahlt und nicht ganz so eintönig. Dann, immer noch im Jahr 1951, entdeckte Werner ein Stellenangebot in der Zeitung, das sein Interesse weckte. Die 'International Nickel Company of Canada, Ltd.', ein Bergbauunternehmen in der Nähe von Sudbury, in Copper Cliff, Ontario, suchte Arbeitskräfte bei außerordentlich guter Bezahlung von \$1,25 die Stunde. So holte Werner seine Koffer hervor, baute sein deutsches Motorrad zusammen, das er in der Schweiz zerlegt hatte um es als Gepäck und damit zollfrei mit in die neue Welt nehmen zu können, und machte sich bei Temperaturen unter dem Gefrierpunkt auf den Weg nach Sudbury. Er nahm insgesamt vier Koffer mit, die er teils an die Lenkstange hängte und teils auf dem Rücksitz befestigte. Völlig eingefroren kam er an – aber er hatte gut bezahlte Arbeit zu erwarten. Seine Aufgabe bestand darin, Kokswaggons zu entladen. Er

verbrachte täglich acht Stunden damit, Sicherungsstangen aufzubrechen und Waggontüren aufzustoßen, damit das Nickelerz herausfallen und wegtransportiert werden konnte. Werner erzählte, dass die anderen den Nickelstaub tief einatmeten, um ihre Männlichkeit zu beweisen. Er selbst hatte jedoch Angst vor dem Staub und vermied das Atmen im Staub so gut es eben ging.



Werner Wilhelm in der Nickelmine

Henry, einer von Werners Kollegen in der Nickelmine und sein erster Freund in der neuen Welt, war auch ein Deutscher mit dem Ehrgeiz, sich ein gutes Leben aufzubauen. Er arbeitete für die Nickelmine, um Kapital für andere Unternehmungen zu schaffen. Obwohl Henry verheiratet war und mehrere Kinder hatte, schaffte er es, Geld anzusparen. Er erwarb einen Einfamilienhaus-Bauplatz in einem neuen Siedlungsgebiet. Diesen Bauplatz wollte er ein paar Jahre lang behalten und dann mit Gewinn verkaufen. Er versuchte Werner auch dazu zu überreden, aber Werner mochte keine Wohnsiedlungen und wollte wenn, dann lieber ein größeres Stück Land kaufen. Werner pflegte zu sagen, dass es ein Mann nicht aus eigener Kraft zum Millionär bringen könne, wenn er 1. eine Hypothek abzuzahlen habe, 2. Nebenkosten zahlen müsse, oder 3. eine Familie zu unterhalten habe. Kurz bevor Werner starb, änderte er jedoch seine Meinung über den dritten Punkt und räumte ein, dass man auch mit Familie Millionär werden könne. Zurückblickend glaubte Werner, dass sein deutscher Freund in Sudbury mit dem Bauplatz bestimmt einen guten Griff getan hatte. Sein Lebensziel war es gewesen, ein deutsches Fleischergeschäft zu eröffnen, in dem er Wurstspezialitäten, Brot und Gewürze anbieten wollte. Werner hielt dies auch für eine gute Idee. Als Werner Sudbury verließ, verlor er diesen Freund aus den Augen. Später hat er sich oft gefragt, wie es ihm wohl ergangen sein möge und ob sein Fleischergeschäft tatsächlich entstanden sei.



Werner in Sudbury, Ontario, Canada

Im August 1951 fuhr Werner unter traurigen Umständen von Sudbury nach Toronto. Werner liebte sein deutsches Motorrad, das er mehrere Jahre lang besaß, heiß und innig. Es war sein ständiger Begleiter und brachte ihn überall hin. Als er dann nach Toronto wollte, fuhr er natürlich wieder mit seinem Motorrad. Nachdem er bereits eine ganze Weile unterwegs gewesen war, hielt er an einer Tankstelle an, um aufzutanken. Beim Nachfüllen verschüttete er seitlich am Tank etwas Benzin. Er füllte dann Öl in den

Benzintank und rüttelte am Motorrad, damit sich das Benzin und das Öl mischten. Dabei schwappte das Benzin über und entzündete sich an dem heißen Motor. Der Tankstellenbesitzer sah das Feuer und schrie „Weg mit dem Motorrad von meiner Tankstelle! Weg mit dem Motorrad von meiner Tankstelle!“ Werner schaffte es zwar, das Motorrad ganz schnell von der Pumpe zu entfernen, das Explodieren und völlige Abbrennen seines geliebten Motorrads am Straßenrand konnte er jedoch nicht verhindern. Er verlor damit einen guten alten Freund, der ihn auf vielen Wegen begleitet hatte.

In Sudbury kaufte sich Werner sein erstes Auto, einen Ford. Er hatte sich das wirtschaftlichste fahrbereite Fahrzeug ausgesucht. Werner hatte nicht so sehr viel für Autos übrig und verstand absolut nicht, warum die Leute so viel Geld für ein Auto ausgaben statt das Geld zur Bank zu bringen und für später zu investieren.

Werner beschloss, in die Weltstadt Toronto zurückzukehren. Er wollte wieder die Hochschule besuchen und eine Immobilie erwerben. So machte er sich dann auch gleich nach seiner Ankunft auf die Suche nach einem guten Objekt. In der Pembroke Street fand er ein Gebäude mit möblierten Wohnungen, das eine jüdische Familie zum Verkauf anbot. Sie hatten es vor nicht allzu langer Zeit erworben, allen Mietern gekündigt und dann den geistig nicht so flexiblen Bruder mit den Renovierungsarbeiten beauftragt. (Die beiden anderen Brüder sorgten derweil für die Abwicklung der Immobiliengeschäfte. Man konnte den etwas zurückgebliebenen Bruder oft einen mit Tapeten und Malerfarbe beladenen Wagen durch die Strassen der Stadt ziehen sehen. Er renovierte nämlich etliche alte und heruntergekommene Wohnhäuser, welche seine schlaueren Brüder dann mit beträchtlichem Gewinn weiterverkauften.) Werner ging auf den höheren Wiederverkaufspreis ein und verdiente an dem Projekt trotzdem ganz gut.

Werner konnte das Wohnhaus recht bald mit Mietern besetzen; als alle Wohnungen vermietet waren, zog er aus seiner eigenen aus und vermietete diese ebenso. Er hatte seinen Handwerker damit beauftragt, im Keller eine Wohnung auszubauen, und zog dann dort ein. Eines Tages wandte sich eine Frau an ihn und sagte sie könne keine Wohnung finden, da sie als Weiße mit einem Schwarzen verheiratet sei. Niemand in ganz Toronto würde ihnen Wohnraum vermieten. Sie flehte Werner an, ihnen ein Dach über dem Kopf zu geben, am liebsten im Keller. Die Frau versprach, dass ihr Mann John das Haus vor Tagesanbruch verlassen und erst nach Einbruch der Dunkelheit zurückkehren würde. Außerdem würde er den Hintereingang benutzen, wo ihn niemand sehen könne. Werner vermietete seine Kellerwohnung an dieses Ehepaar. Sie stellten sich als sehr gute Mieter heraus – es gab niemals die geringsten Probleme. Werner brauchte inzwischen natürlich auch Platz für sich. Er holte seine Möbel aus der Kellerwohnung und stellte sie neben den Warmwasserboiler. Er sagte, er brauche nicht mehr als ein Bett und einen Schreibtisch.

Eine nette kleine Geschichte über Werner und sein Mietshaus in der Pembroke Street ist diese: In Toronto gab es zu jener Zeit zwei Arten von Steuern – die katholische Steuer und die nichtkirchliche Steuer. Wenn der Katholik vorbeikam, um die Steuern zu kassieren, erklärte Werner ihm, dass in seinem Mietshaus keine Katholiken wohnten.

Dem anderen Steuerkassierer erklärte er, dass in seinem Mietshaus ausschließlich Katholiken wohnten.

Von 1952 bis 1953 arbeitete Werner bei Dominion Chemical Company of Canada, Ltd. in Toronto. Dort war er als Chemiker für chemische Analysen und die Qualitätskontrolle aller produzierten Chemikalien verantwortlich.

Eines Tages beschloss Werner sich in Detroit nach Arbeitsmöglichkeiten umzusehen, die sich ihm mit seinem Magisterabschluss bieten würden. Als erstes besuchte er das Unternehmen mit dem größten Prestige (von dem er die beste Bezahlung erwartete), nämlich General Motors im Fisher-Gebäude auf dem Grand Boulevard. Dort sagte man ihm, dass er noch zu grün sei, zu frisch vom Boot, und zu frisch von der Hochschule – außerdem ließe sein Englisch auch noch zu wünschen übrig. Man riet ihm, sich zunächst bei Ford zu bewerben. General Motors würde ihn dann in etwa fünf Jahren wieder zu einem Gespräch einladen und ihn einstellen, wenn er sich etwas Schliff und Erfahrung angeeignet habe.

Werner versuchte dann sein Glück bei der Ford Motor Company in Dearborn. Das war im Jahr 1953. Sie waren von ihm angetan und baten ihn, bereits am folgenden Tag mit der Arbeit für sie zu beginnen. Werner wandte ein, dass das ein bisschen zu plötzlich für ihn käme. Er müsse zuerst zurück nach Toronto, seine derzeitige Arbeitsstelle dort kündigen und sein Mietshaus verkaufen. Man riet ihm jedoch, seinen Arbeitgeber anzurufen und zwei Wochen Urlaub zu beantragen. Nach den zwei Wochen würde er bei Ford zwei Wochen Urlaub bekommen um seine Angelegenheiten in Toronto zu erledigen.

Werner hasste Detroit und ganz besonders Autos. Aber die Bezahlung war so verdammt gut, dass ihm keine andere Wahl blieb. Also begann er am nächsten Tag für Ford zu arbeiten und kündigte bald darauf seine Stelle bei Dominion Chemical in Toronto. Sein Mietshaus verkaufte er einige Zeit später.

In den Jahren 1953 und 1954 arbeitete Werner bei der Ford Motor Company, Abteilung Stahl, in Dearborn, Michigan, als metallurgischer Prüfer. Seine Aufgabe bestand darin, alle Phasen der Qualitätskontrolle in den Arbeitsabläufen Schmelzen, Abstreifen und Walzen der Rohstahlblöcke zu überwachen und zu protokollieren.

Von 1954 bis 1957 war Werner dann in der Maschinen- & Gießereiabteilung der Ford Motor Company in Dearborn, Michigan, beschäftigt. Als Chemieingenieur führte er hier die metallkundliche Prüfung von wärmebehandelten Metallen, Maschinenteilen, etc. durch. Außerdem oblag ihm die Überwachung der elektrolytischen und Beschichtungsvorgänge.



Werner Wilhelm II

Zu jener Zeit war Werner sehr fein und teuer gekleidet. Diejenigen von Euch, die ihr herzlich über die Sandalen und Shorts seiner späteren Lebensjahre gelacht habt, bitte ich, sich erstens die Markensandalen anzusehen, die er in seiner Jugend trug (höchste Material- und Fertigungsqualität), und zweitens das Bild von ihm in Anzug und Weste an einem schönen Sonntagnachmittag auf dem Weg nach Belle Isle. Bis in seinen Vierzigern war er immer sehr gut angezogen, aber dann, aufgrund einiger drastischer Geschehnisse und seiner nachlassenden Gesundheit, ist er zu bequemer, wenn auch lässiger und sogar etwas schlampiger Kleidung übergegangen.

Bei Werner machten sich die gesundheitlichen Probleme schon in sehr jungen Jahren bemerkbar. Er hatte das vergrößerte Herz von der Seite der Wilhelms geerbt und litt bereits im Alter von fünf Jahren an Herzproblemen. In seinen Dreißigern entwickelte sich beidseitig grauer Star, was ihm einen riesigen Schrecken versetzte, da er glaubte, nun innerhalb weniger Jahre zu erblinden. Schlaflose Nächte bereitete ihm auch der erbsengroße Knoten im hinteren Lappen der Prostata, vor allem da der Arzt ihm erklärt hatte, dass die meisten bösartigen Tumore genau an jener Stelle auftraten. Werner wehrte sich sowohl gegen die Staroperation als auch gegen die Biopsie des Knotens. Er wollte lieber alles in Ruhe lassen. Die Rechnung ist für ihn aufgegangen. Der Star behinderte ihn beim Lesen und Autofahren nicht, und er starb ohne Krebs Symptome trotz dreier größerer Knoten in der Prostata. Was die Herzvergrößerung betraf, konnte nichts getan werden außer dass Anstrengung vermieden werden sollte. Daran hat sich Werner auch hundertprozentig gehalten – er war ausgesprochen allergisch gegen jegliche körperliche Aktivität, mit Ausnahme gelegentlichen Schwimmens. Mit Anfang vierzig entwickelte er Bluthochdruck (220/110), der ihn bis fast an das Ende seiner Tage begleitete. Werner hat darüber nur gelacht und gesagt, er bräuchte diesen hohen Blutdruck, um auf Trab gehalten zu werden. Die rote Gesichtsfarbe in jenen Jahren zeugte äußerlich von dem hohen Druck.



Werner Wilhelm II & „Bear“

Ungefähr im Alter von fünfzig Jahren kam Diabetes hinzu, anfänglich nur in milder Form. Als sich jedoch Blasenentzündungen einstellten, stieg der Zucker teilweise auf 550. Einmal begab er sich sogar in den Urlaub nach Florida mit einem Blutzuckerwert von 550. Ich bekam einen Anfall, wenn ich mir vorstellte, wie er dort ins Koma fallen oder andere ernste Probleme haben würde. Als wir in der Gegend von Miami an einem See waren, stieg er dann doch tatsächlich ins Wasser und schwamm zu einer Insel, die fast zwei Kilometer entfernt lag. Kurt und ich standen hilflos am Ufer und sahen ihn auf der Insel – er war etwa so groß wie einer dieser kleinen Plastiksoldaten, mit denen Kinder gern spielen. Man musste die Augen zusammenkneifen, um ihn zu erkennen – und die winzigen Arme zu sehen, mit denen er uns zuwinkte. Ich war wütend auf ihn, denn ich hatte so große Angst, dass er einen Muskelkrampf bekommen könnte, ohnmächtig würde, oder wegen irgendeinem anderen Problem ertrinke. Und Bär, sein Hund, war genau so ärgerlich und besorgt um Werners Sicherheit. Er bellte unaufhörlich, wollte Werner aber nicht nachschwimmen. Bär sah keinen Sinn darin, die ganze Familie dem Ertrinken auszusetzen. Nachdem sich Werner auf der Insel ausgeruht hatte, kam er wohlbehalten zurück. Später wurde er auf Diabetesmedikamente gesetzt, die aber alle keine besonders gute Wirkung zeigten. Schließlich versuchte man es mit Glucatorol, und der Blutzuckerwert normalisierte sich recht schnell. Der eigentliche Grund für diese Normalisierung war jedoch Werners Nierenversagen (im Spätstadium). Als die Nieren die Abfallprodukte nicht mehr richtig ausfilterten, wurde der Blutzucker über Nieren und Blase ausgeschieden. Somit erübrigte sich die Einnahme von Diabetesmedikamenten.

Ungefähr ab dem Jahr 1982 litt Werner an Harnverhaltung (als Folge der Prostata-Vergrößerung), was schließlich dann auch die Hauptursache für sein frühes Ableben war. Er musste sowohl tagsüber als auch nachts immer häufiger die Toilette aufsuchen, während sich das ausgeschiedene Urinvolumen stets verringerte. Ich wies ihn darauf hin, dass er ständig eine volle Blase mit sich herumtrage und sich wirklich in urologische Behandlung begeben müsse. Nach langem Hin und Her machte er dann endlich einen Termin bei Dr. Joseph Oldford & Dr. Ed Pontis. Beide Ärzte bestätigten die stark vergrößerte Prostata und schlugen eine TUR (transurethrale Resektion) bzw. die vollständige Entfernung der Prostata vor. Davon wiederum wollte Werner überhaupt nichts hören – also ignorierte er es einfach. Die Blaseninfektionen traten immer häufiger auf. Sobald er die Antibiotika absetzte, vergingen jeweils nur wenige Wochen bis sich die nächste Infektion meldete. Die brennenden Schmerzen waren furchtbar. Dann kam der Tag, an dem die Schmerzen noch intensiver wurden und der Urin stark mit Blut durchsetzt war. Ein paar Stunden später konnte er gar keinen Urin mehr lassen. Seine unendlich gedehnte Blase bereitete ihm Höllenqualen. Er flehte mich an, ihn zum nächsten Krankenhaus zu bringen. Das nächstliegende war das St. Joseph West Krankenhaus. Ich hatte ihn zwar in Rekordzeit dorthin gebracht, aber man ließ Werner über eine Stunde im Wartezimmer sitzen und niemand kümmerte sich um ihn. Ich machte das Personal auf den vorliegenden Notfall aufmerksam – doch keiner bewegte sich. In seinem Elend schrie Werner, ich solle Dr. Timban, den zuständigen Arzt für das St. Anne Heim anrufen und diesen mit der sofortigen Behandlung beauftragen. Dr. Timban riet uns am Telefon, zur Notaufnahme des Holy Cross Hospitals in der Outer Drive in Detroit zu fahren. Er würde inzwischen dort anrufen, um die unverzügliche Aufnahme sicherzustellen. Ich verfrachtete Werner ins Auto, um schnurstracks zum Holy Cross

Hospital zu fahren, jedoch nicht ohne mich vorher über das Personal der Notaufnahme im St. Joseph Krankenhaus beschwert zu haben. Dieses hatte übrigens nicht alle Hände voll zu tun, sondern spielte nur seine Macht aus. Die Fahrt mit 1000cc in der Blase war natürlich alles andere als angenehm für den armen Werner. Als wir dann das Holy Cross Hospital betraten, waren die Grenzen seines Durchhaltevermögens bereits überschritten. Jedenfalls trafen wir dort auf fähiges Personal. Innerhalb kürzester Zeit lag er auf einer Trage, war ausgezogen, und ein Katheter mit Beinbeutel war vorbereitet. Das Einführen des Katheters war mit unmenschlichen Schmerzen verbunden. Meiner Meinung nach ist Werner nur deshalb nicht bewusstlos geworden, weil er so laut geschrien hat. Der abfließende Urin war stark blutig und beinhaltete lange Fäden von Blutgerinnseln. Wahrscheinlich konnte er deshalb keinen Urin mehr lassen; die vielen Blutgerinnsel müssen die Harnröhre verstopft haben. Der Beutel wurde zwei Mal geleert – soviel Urin hatte sich aufgestaut. Man verordnete Antibiotika und Zäpfchen zur Entspannung des Harntrakts. Es war gar nicht einfach, so spät abends noch an die Medikamente zu kommen. In der Krankenhaus-Apotheke wurden wir gemustert, als ob wir Drogenabhängige wären, die eine Party vorbereiteten. Ich musste schließlich die Notaufnahme bitten, sich mit der Apotheke in Verbindung zu setzen. Um einiges später hielt ich endlich die beiden verordneten Medikamente in der Hand und sah mich einem sehr ärgerlichen, kranken und griesgrämigen Werner gegenüber, der im Auto ungeduldig auf mich gewartet hatte. Als sich Werner später wieder einmal an die Praxis Dr. Pontis wandte erfuhr er, dass dieser gerade in das Krebszentrum Roswell Park in Buffalo, New York, gewechselt hatte. Werner kontaktierte Dr. Pontis in Buffalo und besorgte dann Flugtickets für uns beide nach Buffalo. Wir fuhren in aller Herrgottsfrühe mit dem Auto zum Metro Flughafen und flogen um 4 Uhr 45 ab.

Ein Taxi brachte uns zum Roswell Park Hospital, wo Werner zwecks Untersuchungen für eine ganze Woche stationär aufgenommen wurde. Gleich am Anfang der Reise gab es große Aufregung, nämlich als Werner sein handschriftliches Telefonverzeichnis vermisste. Stundenlang tobte, schrie und schimpfte er mit mir. Ich konnte seinen Ärger zwar durchaus verstehen, da es sich um eine 25-jährige Sammlung von nicht ersetzbaren Geschäfts- und anderen Rufnummern handelte und etliche Geheimnummern dabei waren. Aber ich sah nicht ein, warum ich diejenige gewesen sein soll, die dieses verflüchtete Telefonbuch verloren hat. Außerdem konnte ich sowieso keinen klaren Gedanken fassen bei dem Gebrülle, das sich – wegen seiner Schmerzen – wie von einem eingeklemmten Elefanten anhörte. Auch war ich ausschließlich darauf konzentriert, ihn ins Flugzeug zu bekommen und kompetente ärztliche Hilfe für sein Problem zu finden, das ich damals für lebensbedrohlich hielt. Als wir das Krankenhaus in Buffalo erreichten, wies ich Werner darauf hin, dass sein Beinbeutel geleert werden sollte. Nun raten Sie mal, wem er das auftrag. Er sagte, ich solle mit ihm in die Herrentoilette gehen und den Beutel entleeren. Ich bat ihn, voranzugehen um sicherzustellen, dass niemand auf der Toilette war, worauf er mir lautstark befahl, mich nicht so zimperlich anzustellen. Ich erklärte ihm, dass es vor dem Urinal stehende Männer wahrscheinlich nicht schätzen, wenn eine Frau hereinspaziert. Es war niemand im Toilettenraum. Ich hatte einen kleinen Eimer mit, öffnete den Beinbeutel und ließ den Urin abfließen. Dabei stieß ich an den Katheter. Ein Blutgerinnsel muss den Urin vorher abgeblockt haben, denn plötzlich schoss mehr als 1000cc Flüssigkeit, die aussah wie reines Blut, aus dem Katheter in den Beinbeutel. Ich war sicher, dass Werner nun verbluten würde und wartete nur darauf, dass er ohnmächtig

wurde und vor mir auf den Boden sackte. Ich klemmte den blutgefüllten Beutel ab, damit er zusammen mit dem Katheter als eine Art Druckverband fungierte, zog Werners Hose hoch, schleifte ihn so schnell ich eben konnte zur Urologie und verlangte sofort einen Arzt. Es stand auch gleich einer zur Verfügung und ich zeigte ihm den blutgefüllten Beutel. Der Arzt sah zwar, dass sich viel Blut im Urin befand, sagte aber, es sei auch eine Menge Urin dabei und es bestünde keine Lebensgefahr. Er schickte uns zurück zur Toilette, um den Beinbeutel nochmals zu leeren. Werner bekam Antibiotika, injiziert und oral. Innerhalb einer Woche sah sein Urin wieder normal aus, und diese Krise war ausgestanden. Der Arzt sprach ein ernstes Wort mit Werner. Er legte dar, dass die Prostata operiert werden müsse, da sie den Harnleiter blockiere. Andernfalls würden sich immer schwerwiegendere Probleme für die Nieren und die Blase ergeben. Werners desinteressiertes ‚ja, ja‘ ließ den Arzt und mich wissen, dass absolut keine Absicht bestand, die Operation durchführen zu lassen – jedenfalls nicht in naher Zukunft.

Ich war in einem etwa anderthalb Kilometer entfernten Luxus Holiday Inn untergebracht. Das Krankenhaus hatte mit diesem Hotel Sonderkonditionen (fast Selbstkostenpreis) für Angehörige vereinbart, die als Patientenbegleitung aus anderen Bundesstaaten angereist waren. Somit kostete mein Zimmer nur 27 Dollar pro Tag. Da das Krankenhaus nicht in einem besonders guten Viertel lag, wurde den Familienangehörigen abends ein kostenloser Zubringerservice zu den umliegenden Hotels zur Verfügung gestellt. Da sah ich so einige arme Seelen in größter Verzweiflung. Meist ältere Frauen, die ihre noch gar nicht betagten Männer an Krebs verloren. Dieselben Frauen sah ich am folgenden Tag bei ihren Männern in den Krankenzimmern sitzen. Sie sahen aus, als wäre das Ende der Welt gekommen – und für sie war es das auch. Auf den Gesichtern der sterbenden Männer lag ebenfalls Verzweiflung. Es war ihnen bewusst, ihre hilflosen Frauen schutzlos in einer grausamen Welt zurücklassen zu müssen. Diese Frauen wohnten nicht im Holiday Inn. Sie übernachteten im ‚Ronald McDonald House‘, einen Häuserblock vom Krankenhaus entfernt. Diese Einrichtung war gut für diese armen Seelen, denn sie konnten sich gegenseitig trösten und fühlten sich nicht so alleingelassen. Sie waren dort gut aufgehoben und erlebten zumindest vorübergehend das Gefühl, Freunde zu haben.

Werner und ich wussten nicht, dass die Ehefrauen gemeinsam mit ihren Männern im Krankenzimmer essen konnten. So nahm ich meine Mahlzeiten in der Cafeteria im Untergeschoss des Krankenhauses ein. In dieser Cafeteria herrschte eine trostlose Atmosphäre: ungastliche Umgebung, drittklassiges Essen, und gelegentlich krabbelte eine Küchenschabe über den Tisch oder das Essen. Als ich eines Tages da saß und die Küchenschabe beobachtete, die über den Tisch spazierte, kam eine Krankenhaus-Sozialarbeiterin auf mich zu und fragte, ob sie sich zu mir setzen dürfe. Ich fand dies nicht besonders aufmerksam von ihr, da am Nebentisch eine ältere Frau saß, die so verzweifelt aussah, als ob jeden Moment die Decke auf sie herabstürzen würde. Ich verneinte höflich und bat sie, sich doch zu der armen Frau zu setzen und ihr etwas Gesellschaft zu leisten. Werner war zu jener Zeit ja noch dynamisch, gesund und munter – wir brauchten niemanden außer uns beiden.

Der Anblick der kleinen Krebspatienten ging mir auch sehr nahe. Es war unglaublich deprimierend, diese Kinder, alle blass und haarlos, mit Chemotherapie-Infusionen in Rollstühlen durch die Gänge fahren zu sehen.



Rudi Pitz & Werner Wilhelm II

Werners Telefonbüchlein wurde aufgefunden. Als Rudi das Auto abholte, sah er es neben dem Wagen auf dem Boden liegen. Er hob es auf und verwahrte es für Werner. Nachdem wir wieder nach Hause zurückgekehrt waren, ging das Leben ganz normal weiter. Werner hatte nichts gegen sein Prostataproblem unternommen und machte eine Infektion nach der anderen durch. Er kümmerte sich nur schneller um die Infektionen und vermied damit das Bluten. Einmal war sein Arzt so frustriert über diese ständigen Infektionen, dass er Werner zehn Tage lang auf injiziertes Gentimycin setzte. Täglich zur gleichen Zeit ging Werner mit Fläschchen und Nadel zum Altenheim hinüber und ließ sich dort von der Krankenschwester spritzen. An dem Tag, an dem wir zu den Ölquellen fahren mussten, hielten wir zu dieser festgesetzten Uhrzeit auf dem Standstreifen der Autobahn I-75 an, hüpfen aus dem Auto, Werner ließ seine Shorts etwas hinunter und ich versetzte ihm die Spritze direkt am Straßenrand. Viel später, als Bär an Nierenversagen starb, erklärte mir der Tierarzt, dass Gentimycin schwache Nieren angreift und ernste, bleibende Schäden an der Niere verursacht. Nach Werners Tod fand ich das Gentimycin Fläschchen und die Nadeln. Es war ein schreckliches Gefühl, ihm dieses Medikament verabreicht und mitgeholfen zu haben, sein Leben zu verkürzen. Ich konnte das damals ja nicht ahnen, aber der Arzt hätte es wissen müssen. Es ist traurig, dass ein Tierarzt mehr wusste als der Urologe.

Die Harnverhaltung wurde immer schlimmer. Ich ließ Werner keine Ruhe aber er schrie mich nur an, ich solle mich nicht in seine Angelegenheiten mischen. Ich riet ihm, Wasser zu lassen und dann den Katheter einzuschieben, um festzustellen, wie viel Urin noch in der Blase war. Gegen Ende des Jahres wusste ich auch ohne Katheter, dass seine Blase ständig voll war, Tag und Nacht. Wenn er schlief, wurde manchmal Harn herausgepresst. Der aufgestaute Druck war so hoch, dass es bis an die Wand spritzte. Wenn er nachts aufstand, legte er immer ein trockenes Handtuch auf die nasse Stelle in seinem Bett, aber sein Bett war jeden Morgen tropfnass. Aber nein, zum Arzt ging er nicht, um das in Ordnung bringen zu lassen. Dann kam Weihnachten mit Temperaturen von minus 12°. Wir verließen Rudis Haus nach Mitternacht und bestiegen unser Auto, das wir zuvor über eine halbe Stunde lang warmlaufen gelassen hatten, weil es sehr schlecht ansprang. Der Motor lief dann trotzdem nicht rund und der Wagen streikte in Telegraph an der Autobahn I-96. Wir mussten dort in einem Motel übernachten, wo die Zimmertemperatur nicht mehr als 13 Grad erreichte. In jener Nacht durchnässte Werner das ganze Bett und wir sind beide fast erfroren.

Kurze Zeit später konnte Werner dann überhaupt kein Wasser mehr lassen. Wenn er auf der Toilette war, lief er vor Anstrengung krebsrot an, sein Blutdruck schoss in die Höhe und trotz der ganzen Mühe kam dann so gut wie gar nichts. Er suchte Dr. Joseph Oldford auf, der ihn am Valentinstag in das Harper Hospital einwies. Werner wurde in ein luxuriöses Privatzimmer (Zimmer Nr. 214 V) gelegt und musste sich einer Blasenspiegelung unterziehen. Unter örtlicher Betäubung und einem leichten Beruhigungsmittel stimmte er dann sogar einer Biopsie seines 20 Jahre alten Knotens zu. Der Befund bestätigte die Gutartigkeit des Knotens. Es ist erstaunlich, wie der Arzt die Nadel so exakt in diesen kleinen Knoten einführen konnte. Aber das Allerbeste war, dass Dr. Oldford darauf bestand, Werner nicht eher zu entlassen, bis er gelernt hatte, sich den Katheter selbst einzuführen. Dr. Oldford sagte zu uns, dass als Folge der jahrelangen Harnstauung aus Werners Nieren „Elefantenohren“ geworden seien. Werner und ich haben damals den Ernst dieser Äußerung gar nicht voll wahrgenommen – bis dann ein paar Jahre später das Endstadium des Nierenversagens eintrat. Werners Sturheit gegenüber einer Korrektur der Harnverhaltung kostete uns viele Jahre, die wir nun nicht mehr gemeinsam verbringen konnten. Werner fürchtete die Katheter-Prozedur sehr, und vor einer Operation hatte er noch mehr Angst. Da er kein Wasser mehr lassen konnte, war er jedoch gezwungen, sich nun für eines dieser beiden Übel zu entscheiden. Die erste Katheterisierung führte ich für ihn aus, insbesondere um ihm zu zeigen, dass es gar nicht so schlimm sei. Er war dann sehr zufrieden mit sich, nachdem zuerst ich, dann er gemeinsam mit einer Schwester, und schließlich er alleine (begleitet von viel Angst und etwas Frustration) die Einführung des Katheters vorgenommen hatten. Von da an fiel ihm dann die Katheterisierung immer leichter. Die Krankenschwestern bekamen allerdings Zustände, wenn sie sahen, wie wenig er sich um die Infektionsverhütung kümmerte. In einem Krankenhaus kann man sich ja leicht gefährliche Mikroben einhandeln. Zu Hause war es dann sogar noch schlimmer. Ein ganzes Jahr lang benutzte Werner denselben Katheter, bis dieser so aufgeraut war, dass er die Harnleiterschleimhaut aufriss und Blut austrat. Er regte sich darüber auf, dass er aus eigener Tasche für einen neuen Katheter bezahlen musste (weniger als 2 Dollar), nahm dann aber einen neuen, den er wiederum so lange benutzte, bis er ein Jahr später eine raue Stelle bekam. Ich bezweifle, dass in den neun Jahren, in denen er einen Katheter benutzen musste, der ursprünglich gekauften Schachtel mehr als zehn entnommen worden waren. Gleitmittel? Das kostete ja Geld. Also verzichteten wir darauf, bis das empfindliche Gewebe von dem trocken hineingestoßenen Katheter zu bluten begann. Dann schickte man Sandy zu „Perry's“, um das billigste Gleitmittel zu besorgen – 1,25 Dollar im Ausverkauf.



Werner Wilhelm II & „Bear“

Danach konnte Werner zwar problemlos Wasser lassen, der Schaden war jedoch bereits angerichtet. Dr. Oldford hatte ja festgestellt, dass Werners Nieren so groß wie Elefantenhohren waren. Die BUN und Kreatininwerte erhöhten sich langsam aber stetig mit jedem weiteren Jahr. Im November 1992 hatte sich soviel überschüssiges Wasser angesammelt (mehr als 40 l), dass nur noch Dialyse in Frage kam.

Werner hatte anfänglich die kanadische Staatsbürgerschaft erworben und beantragte später die amerikanische. Diese war abgelehnt worden, als Werner sich noch in der Schweiz aufhielt, da das entsprechende Kontingent knapp bemessen war. Als kanadischer Staatsbürger hatte er mit seinem Antrag mehr Glück. Werner hatte seinerzeit auch um die kanadische Staatsangehörigkeit für seine Mutter Martha Klodmann angesucht, jedoch ohne Erfolg. Nachdem er dann Amerikaner geworden war, reichte er erneut einen Staatsbürgerschaftsantrag für seine Mutter in den USA ein.



Werner Wilhelm II vorne Wayne State Universitaat

Werner hatte seit frühester Kindheit Hemmungen wegen seines Gewichtes. Seine Klassenkameraden nannten ihn „Dicki“. In Wayne State bemühte er sich stets, nicht zuzunehmen, bzw. etwas abzunehmen. Da er gehört hatte, dass Rauchen den Appetit zügelt und den Stoffwechsel ankurbelt, beschloss er, dies auszuprobieren. Nach einer Weile stellte er das Rauchen allerdings wieder ein, da er kein Gewicht verlor und es ihm auch nicht schmeckte. Außerdem hatte er die Worte seines Vaters im Ohr, der strikt dagegen war. Sein Vater hatte gesagt, Werner solle sein Schicksal nicht herausfordern und daran denken, dass er von Kindheit an ein krankes Herz hatte und auf der Wilhelm-Seite der Familie viele Männer an Herztod gestorben waren. Dr. Wilhelm hatte ihm erklärt, dass man mit einem kranken Herzen jahrelang durchs Leben humpeln könne, solange man nicht rauchte oder trank. Jede dieser beiden Gewohnheiten und im schlimmsten Fall beide zusammen, garantierten, bereits in jungen Jahren schwer herzkrank zu werden.



Roberta Cowlbeck



Roberta Cowlbeck & Werner Wilhelm

Als Werner etwa im Jahr 1954 Abendkurse an der Wayne State Universität besuchte, lernte er eine reizende Frau namens Roberta Cowlbeck kennen. Sie war außerordentlich intelligent, sehr hübsch, liebenswürdig, aus gutem Hause und in Werner verliebt. Roberta arbeitete als Assistentin an der Universität. Sie hatte ein naturwissenschaftliches Studium absolviert und gab nebenbei Privatunterricht. Werner und Roberta verbrachten einen wunderschönen ersten Sommer zusammen. Sie waren auf Boblo Island und am Metropolitan Strand. Werner hat ein paar nette Bilder aus jener Zeit. Roberta brachte sehr viel Geduld für Werner auf. Verabredungen waren oft nicht möglich, da er neben seiner Arbeit noch studierte. Werner war auch einer, der gern Überstunden leistete – er arbeitete z.B. über Weihnachten und zum Jahreswechsel, denn das wurde doppelt bezahlt. Die Familienväter waren froh, die Feiertage zu Hause verbringen zu können. Robbie schätzte es allerdings nicht besonders, dass sie an Feiertagen immer alleine war.

Sie half Werner bei den Hausaufgaben und allen Studienprojekten. Roberta und Werner pflegten eine jahrelange Beziehung. Nachdem Werner jedoch eine Eheschließung wiederholt ablehnte, begann Roberta mit anderen Männern auszugehen. Sie verliebte sich schließlich in Arnie Awl, den sie später, im Jahr 1962 heiratete. Die Verzweiflung war groß, als Werner begriff, dass er Robbie verloren hatte, und er gab sich große Mühe, sie zurückzugewinnen. Sie erklärte ihm jedoch, dass es zu spät sei. Sie arrangierte sogar einen Termin beim örtlichen Pastor für ihn, damit man ihm dort helfe, das Ende der Beziehung zu akzeptieren. Erfolglos tätigte Werner Anrufe an den Arbeitsplatz sowohl von Robbie als auch von Arnie, mit dem Ziel, die beiden auseinander zu bringen. In seinen Bemühungen, Robbie zur Eheschließung mit ihm zu überreden ging er sogar soweit, ihr einen Scheck über 10.000 Dollar, ausgestellt auf Robbie Wilhelm, zu schreiben. Im Jahr vor seinem Tod sprach Werner von Roberta. Er hatte sie ausfindig gemacht und wusste, dass sie vier Kinder hatte. Es war wirklich recht traurig, dass Werner Roberta verlor, denn sie passten geistig, körperlich und emotional ausgesprochen gut zusammen. Es ist jedoch bezeichnend für ihn, Dinge schleifen zu lassen – diese Angewohnheit hatte er bis fast an sein Grab. Robbie war eine äußerst liebenswürdige und gut erzogene junge Frau. Sie vergaß nie, Werners Mutter zum Geburtstag, zu Ostern, und zu Weihnachten eine Karte zu schicken. Natürlich bekam auch Werner zu Festtagen immer eine schöne Karte mit ein paar netten persönlichen Worten. Jedes Mal wenn Werners Mama Roberta zum Essen eingeladen hatte, kam anschließend eine liebe Dankeschön-Karte mit der Post. Mit dem Verlust Robertas büßte Werner eine Menge an Lebensglück ein. Sie wäre ihm eine gute Frau gewesen, die ihm sein Leben lang zur Seite gestanden hätte – vielleicht hätte sie ihm auch ein Kind geboren. Andererseits war es

natürlich zu meinem Glück, dass diese Ehe nicht zustande gekommen ist. So konnte ich ihn heiraten und viele schöne Jahre mit ihm verbringen. Werner verlebte jedoch nach der Trennung von Roberta 16 einsame Jahre, bevor wir uns dann fanden.



Martha Brehmer Wilhelm Klodmann

Als Werner bei der Ford Motor Company arbeitete, erreichte ihn eines Tages eine wunderbare Nachricht: Seine Mutter hatte die Aufenthaltsgenehmigung für die Vereinigten Staaten erhalten! Alle seine Bemühungen, das Ausfüllen aller Formulare einschließlich der Erklärung, seine Mutter finanziell zu unterstützen, trugen endlich Früchte. Am ersten Weihnachtstag des Jahres 1955 konnte Werner seine Mama am Hafen in New York in Empfang nehmen. Das waren wirklich frohe Weihnachten für den jungen Werner.

Es gab jedoch ein großes Problem – Werner lebte zu jener Zeit noch im Studentenheim der Wayne State Universität, und dort konnte er seine Mama nicht wohnen lassen. In der deutschen Zeitung, der ‚Detroitter Abendpost‘, fand er jedoch recht schnell eine Stelle im Haushalt für sie. Die Familie Gach hatte diese Annonce aufgegeben. Es war zwar ideal, da die gesuchte Kraft auch dort im Haus wohnen sollte, aber was für ein Abstieg für die arme Mutter – von Multimillionärin mit eigenem Gut zur Putzfrau! Und sie sprach so gut wie gar kein Englisch. Werner besorgte Englisch-Lehrbücher für deutschsprachige Schüler. Sie lernte fleißig und sprach mit der Zeit ein ganz passables Englisch.



Martha Brehmer Wilhelm Klodmann

Mamas Arbeitswoche bei den Gachs war von Montag bis Freitag - Samstag und Sonntag hatte sie frei und langweilte sich. Dann fand sie eine zusätzliche Arbeitsstelle für diese beiden Tage, und zwar bei der Familie Carse, die um die Ecke wohnte. Sie waren von Martha begeistert und versuchten, sie den Gachs abzuwerben. Aber Martha blieb den Gachs gegenüber loyal und arbeitete weiterhin während der Woche für sie, obwohl es ihr bei der Familie Carse besser gefiel.

Aus der Zeit, als Martha bei den Gachs angestellt war, gibt es eine lustige Begebenheit. Die Familie Gach lebte ausgesprochen gewichts- und gesundheitsbewusst. Bevor Martha

das Abendessen zubereitete, wurden die Personen gezählt, für die gekocht werden sollte, und man trug ihr auf, genau diese Anzahl Kartoffeln zu schälen. Für jemanden, der aus Deutschland, dem Land der Kartoffelesser kam, war es einfach nicht zu fassen, dass pro Kopf nur eine einzige Kartoffel serviert werden sollte. Als die Familie mit Werner Kontakt aufnahm, um zu hören, ob mit seiner Mutter alles in Ordnung sei (diese Art Kommunikation mit Martha war wegen der Sprachbarriere nicht möglich), erzählte er ihnen die Kartoffelgeschichte. Sie waren sehr überrascht. Sie betonten, dass das Kartoffelzählen nichts mit Sparen zu tun hätte, und sagten, Martha könne für sich selbst so viele Kartoffeln kochen, wie sie wolle.



Werner Wilhelm & „Bear“

Von der Familie Carse gibt es auch eine interessante Geschichte. Werner und seine Mutter mochten die Cares sehr gerne. Nach dem Tod von Werners Mutter verlor man sich jedoch aus den Augen. Als Onkel Kurt starb, musste Werner eine Mausoleumsgruft für ihn kaufen. Er beschloss, eine Doppelgruft zu nehmen und seine Mama in die andere zu legen, solange bis er sich dann einen Familienraum in einem anderen Mausoleum besorgte. Er fand eine günstige im Woodlawn Mausoleum. Als Onkel Kurt beigesetzt wurde, las Werner die Inschrift direkt neben Onkel Kurts und Mamas Doppelgruft und war fassungslos - es waren die Namen von Mamas früheren Arbeitgebern, Byron Carse und seine Frau!



Werner Wilhelm

Es war Werners Wunsch nach New York City zu fahren, um sich die Wall Street und die feinen Juweliergeschäfte anzusehen. Er hat das etwa im Jahr 1954 auch gemacht, und sich dort einen 2 1/3 Karat Diamantring gekauft. Diesen Ring hat er geliebt und tagtäglich getragen.

Einmal hätte er diesen Ring fast in einer Herrentoilette verloren. Er hatte ihn vor dem Händewaschen abgenommen und hinten auf dem Waschbecken abgelegt. Nach dem Händewaschen und -trocknen vergaß er darauf. Er merkte es erst einige Stunden später, rannte zurück, und fand den Ring zu seiner größten Erleichterung und Freude an derselben Stelle vor. Von da an legte er seinen Ring nie wieder an einem öffentlichen Ort ab, sondern hielt ihn immer zwischen den Zähnen fest, während er sich die Hände wusch.

Diesen Ring hat er wirklich immer getragen und nur nachts abgenommen. Während der operativen Anlegung des Dialyse Shunts bestand er darauf, dass man ihm den Ring mit Klebeband am Finger befestigte, denn abnehmen wollte er ihn nicht. Werner trug diesen Ring auch als er starb. Als die Leute vom Bestattungsunternehmen Werners Körper zwischen dem Bett und den Regalen herauszogen, bat ich sie innezuhalten, damit ich den Ring abnehmen konnte. Ich steckte ihn mir selbst an, da ich fürchtete, den Ring nicht mehr wiederzusehen, wenn er mit Werner weggetragen würde. Die goldene Uhr, die ich ihm zur Hochzeit geschenkt hatte, nahm ich ebenfalls sicherheitshalber an mich. Die Gefahr, dass diese wertvollen Dinge gestohlen würden, war einfach zu groß.

Für die besagte New York Reise wollte Werner wegen der Abnutzung und der Benzinkosten nicht sein eigenes Auto benutzen. Er suchte nach einer billigeren Reisemöglichkeit und es ergab sich eine gute Lösung. In den Detroit Nachrichten fand er Anzeigen, in denen Leute gesucht wurden, die Autos nach New York brachten. Auf diese Weise konnte er in einem neueren und schöneren Auto fahren, das ihm nicht gehörte, und bekam auch noch die Benzinkosten ersetzt. Die Firma mit den besten Konditionen, für die er sich dann auch entschied, war „Car Wholesalers, Inc.“. Werner nutzte diese kostengünstige Art der Beförderung mehrmals – in späteren Jahren hat man ihn jedoch auf Grund seiner Einträge im Straßenverkehrsregister abgelehnt.

Dinora kann nicht verstehen, dass Werner seine geliebte Mutter zehn Jahre als Dienstmädchen arbeiten ließ, obwohl er gutes Geld verdiente. Sie ist der Meinung, dass einiges an unterdrücktem Zorn und Schmerz im Spiel war, dass er sie in ihrem Alter so schwere und erniedrigende Arbeit verrichten ließ.

Werners Einwand: Er war damit beschäftigt, ein neues Leben zu beginnen, denn ein Einwanderer würde mit der Eingewöhnung und der Suche nach einem neuen Weg etwa zehn Jahre seines Lebens verlieren. Seine Mutter sei ihm eine riesengroße Hilfe gewesen. Sie habe 25.000 Dollar im Jahr verdient und ihm diese vollständig überlassen, um schneller und sicherer zu wirtschaftlichem Erfolg zu kommen. Er war der Meinung, dass eine gute Mutter dies ihrem Sohn schulde.



Hotel 1919 Wyoming

Im Jahr 1955 kaufte Werner dann einen alten Wohnblock mit der Straßenanschrift 1919 Wyoming, das sogenannte Hotel Wyoming. Es lag an der Westseite von Detroit, an der Grenze zu Dearborn. Dieses Haus führte er ungefähr von 1955 bis 1972. Die großen Zimmer kosteten 7 Dollar die Woche als Einzelzimmer und 4 Dollar pro Person und Woche als Doppelzimmer. Er sagte, sein Haus war die freundlichste und sauberste Unterkunft der Stadt. Die Lizenz kostete ihn 27 Dollar im Jahr. Das Haus war meist voll

belegt, und Dinora erzählte, dass es zwischen Werner und einem kräftigen Mann zu einer Schlägerei gekommen war, weil dieser Mann nur für eine Stunde ein Zimmer mieten wollte, statt der Mindestzeit von zwei. Als Werner dies ablehnte, schlug der Mann ihm ins Gesicht und seine Brille fiel zu Boden. Ohne die Brille war Werner hilflos - er war fast blind. Irgendwie hat sich die Situation dann doch beruhigt, und der Mann ging fort, ohne Werner zusammenzuschlagen.

Werner sagte, in 1919 Wyoming habe er das Ausführen von Installationsarbeiten gelernt. In Detroit gab es in jenen Tagen Bleirohre. Bei jedem Leck bzw. Rohrbruch (und das passierte Gott weiß wie oft), musste man die betroffene Rohrverbindung erhitzen und dann mit einem Tuch reiben, damit das geschmolzene Blei über die schadhafte Nahtstelle gezogen werden konnte und damit die Öffnung abdichtete.

Werners Mutter kündigte ihre Arbeitsstellen - zur großen Enttäuschung der Gachs und Carses – und zog zu Werner in dieses Haus, um ihm dort hilfreich zur Seite zu stehen. Mama hielt alles sauber und kassierte die Mietzahlungen.

Bei den schmutzigen Mietern gab es große Schabenprobleme, während bei den anderen nur vereinzelt oder gar keine Schaben auftraten. Eines Tages entdeckte Mama ein paar Schaben in ihrer eigenen Wohnung, nachdem nicht so reinliche Mieter nebenan eingezogen waren. Sie putzte und schrubhte – ohne Erfolg. Dann verteilte sie Ajax Reiniger entlang der Fußbodenleisten. Doch statt daran zu sterben, tauchten immer mehr Schaben auf. Erkundigungen wurden eingeholt und schließlich erfuhr sie, dass Ajax zum Lieblingsfutter von Schaben zählt. Der Ajax Reiniger wurde weggeworfen und stattdessen Borax angewandt. Das war das Ende des Schabenproblems.

Martha hatte es nicht leicht, alles sauber zu halten. Erstens kamen sehr viele Mieter aus unteren sozialen Schichten und waren Ferkel. Am Busbahnhof existierte ein Reklameschild, auf dem Werner Zimmer für nur 9 Dollar die Woche anbot – das brachte einige Asoziale ins Haus. Und zweitens lag das Gebäude in der Nähe der River Rouge Ford Werke, die so viel Schmutz ausstießen, dass die Fensterbänke trotz regelmäßigem Putzen ständig voller Ruß waren – ich möchte nicht wissen, wie ihre Lungen aussahen.

An einem heißen Sommertag machte Werner die Runde, um ausstehende Mieten zu kassieren. Er klopfte bei einer der Wohnungen an die offenstehende Tür, nannte seinen Namen und ging hinein. Was er dann sah, haute ihn um. Seine Mieterin hing über der Küchenspüle und urinierte. Sie war einfach zu faul, um die Toilette im Gang zu benutzen!

Karl Schneider, Werners 'rechte Hand' für alle anfallenden Arbeiten, kam oft zu ihnen in die Wohnung zum Abendessen. Werner servierte ihm ein paar Bier, und dann (Werner und seine Mutter besaßen ein Fernsehgerät) sahen sie gemeinsam fern. Sie waren richtig gute Freunde. Mama mochte Karl sehr gern. Als sie wusste, dass es mit ihr zu Ende ging, trug sie Werner ausdrücklich auf, ihn gut zu behandeln und ihm immer Arbeit zu geben, da er eine wertvolle Kraft sei. Werner beherzigte diese Worte. Ein paar Jahre später kam es allerdings wieder einmal zu einer gewalttätigen Auseinandersetzung mit einem der

ungehobelten Mieter. Karl wurde von diesem die Kellertreppe hinuntergeworfen und starb an den Folgen seiner Kopfverletzung. Der Richter sprach den Mann frei!

Von Dinora erfuhr ich die folgende nette kleine Geschichte: Dinoras Mutter ging gern früh schlafen und ärgerte sich über die flegelhaften Kinder der Mieter, die Tag und Nacht direkt hinter dem Haus herumrannten und fürchterlich laut waren. Als sie eines Abends wieder direkt unter ihrem Fenster wie am Spieß schrieten, holte sie einen Eimer Wasser und kippte ihn aus dem Fenster auf die Köpfe der Kinder.

Während der Zeit, in der Werner im Wyoming Hotel lebte, verlor er infolge der Eisenhower-Rezession 20.000 Dollar an der Börse. Das war ein großer Rückschlag für den jungen Mann mit dem grenzenlosen Ehrgeiz und der Entschlossenheit, Millionär zu werden.

Im Jahr 1959 erhielt Werner sein Ingenieur-Diplom an der Wayne State University.



Lincoln Square Building

Später erwarb Werner noch drei weitere Wohnblöcke, 'Lincoln', 'Dix-Fort', und 'Park La Salle'.



Park La Salle Wohnung

Werner kaufte Park La Salle im Jahr 1967. Der ursprüngliche Eigentümer war bankrott, und diese öffentlich geförderte, moderne Wohnanlage mit 100 Einheiten unterlag der Pfändung. Wieder einmal war Werner zur richtigen Zeit zur Stelle. Zwar grub er dort mit bloßen Händen menschliche Exkremte aus 10cm-Durchmesser Abwasserrohren, aber das Haus war praktisch neu und das modernste von Werners Projekten. Finanziell

gesehen war es jedoch die größte Katastrophe. Es war bewohnt von Schwarzen, die möglichst viel gratis haben wollten. Sie gingen in einen Mietstreik und rechneten sich aus, dass sie zwei bis drei Jahre mietfrei wohnen könnten.

Im Jahr 1968 erwarb Werner das 'Dix-Ford', ein altes markantes Gebäude mit 100 Wohneinheiten.

Ebenfalls im Jahr 1968 erstand Werner das 'Lincoln Square' Objekt. Dieses war auch ein herausragendes Gebäude - ein riesiger Komplex im Westen von Detroit mit 150 Sechszimmer-Wohnungen, 20 Geschäften, einem sechsstöckigen Lagerhaus und einem Kino mit 1400 Sitzplätzen. Das Lincoln Square war eine gepfändete Immobilie. Werner erwarb sie von Mr. Ralph Lipshaw, einem sehr bekannten Immobilienmakler, der seine Büros in Michigan aufgab. Dort betrieb Werner (das Rathaus ausgenommen) die zwei größten Pacific Dampfkessel der Stadt.

Werner führte die oben genannten Objekte während der Krawalle in Detroit in diesem explosiven Jahr 1968. Auf Grund von Werners Fleiß und Wachsamkeit, und Gottes Gnade, haben die Gebäude die gewaltsamen Ausschreitungen unbeschadet überstanden.

Das Lincoln war eine quadratische Wohnanlage und bestand aus zwei Straßenzügen mit Wohnungen, einem sechsstöckigen Lagerhaus und einem Kino. An der Military Street lebten hauptsächlich vom Sozialamt unterstützte, alleinstehende Mütter mit Kindern, in der anderen Straße wohnten etwas besser gestellte Mieter. Dann wurde das soziale Wohnbauprogramm eingeführt und alle vom Sozialamt unterstützten alleinstehenden Mütter mit drei oder mehr Kindern konnten Förderung für ein Haus erhalten. Immobilienhändler durchkämmten die Lincoln-Anlage und verkauften diese Objekte an die alleinerziehenden Mütter. Bald darauf zogen viele von ihnen aus und Werner konnte nicht alle Einheiten vermieten. Er bemühte sich auch, das Lagerhaus zu vermieten, fand aber nur einen Mieter (Gorman) für einen Teil des Gebäudes. Die Mieter, die Werner noch hatte, bezahlten ihre Rechnungen nicht, waren mit der Miete im Rückstand, und bekamen wegen Nichtzahlung den Strom abgeschaltet. Wenn Werner von der Nachtschicht nach Hause kam, fand er hinter dem Haus ein halbes Dutzend Verlängerungskabel, mit denen Mieter Strom aus seinen Steckdosen im Keller abzapften. Er besorgte sich einen isolierten Kabelschneider und trug seinem Hausmeister auf, jeden Tag um das Haus herumzugehen und alle Verlängerungskabel zu durchtrennen.

Eine energische Frau namens Bobbie Bolton verwaltete Lincoln für Werner. Sie kümmerte sich um das Kassieren der Mietzahlungen, Mieterprobleme und Instandhaltung. Ihr Ehemann Drew war ein derber Mann aus den Bergen Tennessee. Drew litt mehrmals pro Jahr an argem Heimweh, ganz besonders wenn er einen Brief von seiner Mutter bekam, in dem sie ihm die Schönheit der Berge beschrieb und ihn anflehte, nach Hause zu kommen. Drew hielt sich immer genügend lange bei Bobbie auf um sie zu schwängern, und machte sich dann auf den Weg nach Tennessee. Einmal schrieb ihm seine Mutter, dass sich ein schönes fettes Eichhörnchen auf den Bäumen vor dem Haus tummelte. Sie beobachtete das Eichhörnchen Tag für Tag, würde jedoch auf Drew warten, damit er es abschieße und sie ihm Eichhörnchen-Gulasch zubereiten könne. Drew kehrte

nach Tennessee zurück und schoss das Eichhörnchen für seine Mutter. Bobbie blieb Werner viele Jahre lang erhalten und vertrat ihn sogar am Gericht, wenn es um Räumungsklagen ging, die in Detroit furchtbar sind. Als sie Werner schließlich verließ, nahm sie auch eine beträchtliche Summe Bargeld mit, und Werner musste Anzeige gegen sie erstatten.

Wegen seiner Größe und Unwirtschaftlichkeit hatte das Lincoln einen schrecklich hohen Brennstoffverbrauch. Es fraß Unmengen an Kohle, die mittels Fließband vom Kohlenkasten zum Heizkessel befördert wurde. Als dieses Förderband defekt war, stellte Werner Schwarze ein, die rund um die Uhr Kohle schaufeln mussten.

Eines Tages erhielt Werner Besuch von einem Mann von den Gaswerken, der ihn darüber informierte, dass für große Wohnanlagen die Möglichkeit bestehe, von Kohle auf Gas umzusteigen, und dass dafür 3000 Dollar bezahlt würden. Der zwielichtige Mann der Gaswerke machte Werner das Angebot, dass, wenn er die 3000 Dollar mit ihm teile, er ihn in das Programm aufnehmen würde. Werner stimmte diesem halbe-halbe Geschäft zu, da es der einzige Weg war, an diese Umstellung zu kommen. Also wurden Gasöfen installiert und ein Zähler eingebaut. Werners Augen kamen ins Schleudern, als er dann sah, wie schnell sich der Gaszähler drehte. Das ging so schnell, dass man gar nicht folgen konnte. Er erstarrte vor Schreck. Wie sollte er denn jemals diese Gasrechnung bezahlen können? Er beschäftigte sich dann intensiv mit den Grundlagen dieses Gaszählers und fand die Lösung: Er durfte dem Gasableser nur jeden zweiten Monat Zutritt gewähren. Er hatte nämlich festgestellt, dass die Gasuhr alle zwei Monate zweimal ganz rundherum lief –also zahlte er nun nur die Hälfte.

Mit der geringen Mieterbesetzung infolge des Wohnförderungsprogramms war das Gebäude für Werner nicht mehr profitabel. Er beschloss, es lieber abzustoßen als durch Reparaturen, immense Nebenkosten und schwindende Mieteinnahmen immer tiefer in den Minusbereich zu geraten. Was das Fass dann endgültig zum Überlaufen brachte, war der Bruch der 4-Zoll Wasserrohre und die etwa 10 Meter hohe Überschwemmung der unteren Geschosse. Das Wasser lief und lief – auch draußen über den Bürgersteig. Werner gab die Wohnanlage an die Hypothekenbank zurück, zusammen mit dem Problem, dass das immer noch unkontrolliert fließende Wasser abzupumpen war. Die Stadt riss den ganzen Komplex ab und errichtete dort neue Gebäude zur Unterbringung des Sozialamts und des Außenministeriums. Das war das Ende jenes herausragenden Detroiter Bauwerks. Werner hatte vor, einen der dortigen Läden in eine Kirche umzubauen. Er wollte sie 'Wilhelms Gotteskirche' nennen und war der Meinung, dass dies recht einträglich sein würde. Sein Anwalt und sein Steuerberater hatten ihm jedoch davon abgeraten. Er bereute, seiner inneren Stimme nicht gefolgt zu sein, denn er war überzeugt, dass ihm jene Unternehmung gutes Geld eingebracht hätte. „Schade, dass ich dich damals noch nicht gekannt habe,“ sagte er Jahre später zu mir, „denn du kennst dich in der Bibel aus und kannst gut predigen! Dein Kopf und mein Geld hätten die ideale Kombination abgegeben.“

Werner beklagte sich auch darüber, dass er meinen Vater nicht schon viel früher kennen gelernt hatte, da dieser das sechsstöckige Lagerhaus hätte anmieten können um darin

wöchentlich Antiquitäten- und Geräteversteigerungen abzuhalten, wie das die Gebrüder Farris machen. Ich habe zwar immer wieder gesagt, dass mein Vater bestimmt kein Interesse daran gehabt hätte, für solche Versteigerungen jeden Tag die Stadt Detroit nach gebrauchten Möbeln und Geräten abzusuchen. Aber Werner hörte nicht auf mich – er blieb davon überzeugt, dass mein Vater damit viel Geld hätte verdienen können.

In Verbindung mit dem Lincoln-Gebäude musste Werner einmal vor Gericht erscheinen, wo die zuständige Richterin alle Einzelheiten hören wollte. Werner sagte zu ihr, dass der betreffende Mieter ihn mit einem Schimpfwort titulierte hätte, das er im Gerichtssaal und vor einer Dame nicht wiederholen könne. „Sagen Sie es,“ verlangte die Richterin, „ich will es hören!“ „Es ist wirklich schlimm, Euer Ehren,“ sagte Werner. Die Richterin bestand trotzdem darauf, es zu hören. „Du verdammtes Arschloch, ich bringe dich um,“ hat er zu mir gesagt. „So schlimm ist das doch gar nicht,“ meinte die Richterin, „Sie haben keine Ahnung, wie ich hier manchmal beschimpft werde!“

Später erfuhr Werner von anderen Anwälten, dass er das Lincoln-Gebäude wahrscheinlich durch neue Hypothek-Verhandlungen hätte retten können. Man wäre bestimmt auf niedrigere Rückzahlungsraten eingegangen. Aber Werner sagte, er sei damals noch nicht lange genug in diesem Land gewesen und habe Angst gehabt, auf die ausstehende Kreditsumme verklagt zu werden. Außerdem fürchtete er die Wasserrechnung der Stadt Detroit für die 10 Meter hohe Überschwemmung der Untergeschosse und der Straße.

Bei den Dix Fort Wohnungen gab es ebenfalls Schwierigkeiten, einerseits was das Niveau der Mieter betraf, und andererseits wie der Besitz endete – obwohl Werner dieses Objekt zumindest ohne Verlust veräußern konnte. Normalerweise kam Werner ganz gut mit Menschen der unteren sozialen Schichten zurecht. Er sagte, mit einigen Ausnahmen seien sie alle fleißig und gute handwerkliche Hilfskräfte gewesen.

Eine Geschichte bezüglich der Ausnahmen, die er mit Vorliebe erzählte, war die eines Mannes, den er zum Streichen von neu zu vermietenden Wohnungen eingestellt hatte. Jener Mann schien die Arbeit nicht erfunden zu haben. „Weitermachen, weitermachen,“ ermahnte Werner den Mann, wenn dieser die Farbrolle in der Luft hielt und vor sich hin träumte. „Weitermachen, weitermachen... machen Sie doch selber weiter,“ antwortete der Mann, drehte sich um und verschwand auf Nimmerwiedersehen.

Ein anderes Mal führte Werner ein Gespräch mit einem seiner Handwerker. Als er sagte: „Wir müssen das fertig bekommen“ war die Antwort „Ich höre immer nur ‘wir‘. Sie meinen wohl - ich!“



Die größte Katastrophe in Werners Wohnhausgeschichte war Park La Salle. Es war eine wunderschöne Wohnanlage, die auf den ersten Blick lohnenswert schien. Der Grund dafür, dass dieses Objekt zum Verkauf angeboten wurde war jedoch der, dass es von Schwarzen bewohnt war, die sich ständig über alles und nichts beklagten und möglichst viel gratis haben wollten. Sie gründeten eine Mietervereinigung, bezahlten jahrelang keine Miete und zwangen Werner damit, das Objekt aufzugeben. Werner sagte, sein Anwalt hätte ihm anfangs geraten, die Anlage in Eigentumswohnungen umzuwandeln, und rückblickend glaubte er dann auch, dass dies vorteilhaft gewesen wäre.

Eines Tages im Jahr 1961, als Werner bei Ford Motors arbeitete, erhielt er plötzlich einen Anruf von einer Stellenvermittlungsagentur. Man wollte sich mit ihm zum Mittagessen treffen und dabei über ein interessantes und gut bezahltes Stellenangebot sprechen. Zuerst lehnte Werner ab. Er war seit fünf Jahren recht zufrieden bei Ford und sein Gehalt war nicht schlecht. Aber dann ließ es ihm doch keine Ruhe und er sagte zu. Es stellte sich heraus, dass die Stellenvermittlungsagentur gezielt damit beauftragt worden war, ihn von Ford wegzuholen. Werner hat nie genau herausgefunden, ob man sich bei GM, seinem neuen Arbeitgeber, an das Einstellungsgespräch von vor fünf Jahren erinnerte, oder ob sein guter Ruf irgendwie zu ihnen gelangt war. Jedenfalls nahm er die Stelle an, denn das dortige Gehalt war besser, und die Arbeit faszinierte ihn als neue Herausforderung. Werner erklärte aber gleich zu Beginn, dass er bereits einen Flug zu seinen Eltern in Deutschland gebucht hätte und nicht bereit sei, dieses Geld zu verlieren und auf den Urlaub zu verzichten. Er legte auch dar, dass es ihm etwas mulmig zumute sei, da er mit dem neuen Aufgabengebiet nicht sehr vertraut sei und er bei Ford nicht in diesem Bereich gearbeitet habe. Man erklärte Werner, dass Elektronenstrahl-Instrumentierung selbst für seinen zukünftigen Vorgesetzten neu sei und dass GM beabsichtige, die beiden Herren zu einem Schulungsseminar im britischen Cambridge zu senden. Im Anschluss an diese Schulung könne Werner dann den Kanal überqueren und seine Eltern besuchen. Werner nahm dieses Angebot an, und an jenem äußerst informativen und angenehmen Seminar in Cambridge teil.



Werner Wilhelm in seinen GM Büro

Werner begann also seine neue Arbeitsstelle bei General Motors und war, nach anfänglicher Unsicherheit und leichtem Unbehagen, erfolgreich. Er war als leitender Wissenschaftler am neuen General Motors Technikzentrum (das dortige Motto: 'wo die Zukunft beginnt') eingestellt und für den Bereich 'besondere Materialprobleme' verantwortlich. Er erhielt Aufträge von allen in- und ausländischen Abteilungen, die er auch besuchte. Wie vorher bei Ford, war er auch dann für General Motors der maßgebliche Mann für jede Aufgabe. Wenn der Chef etwas brauchte, wurde dies von Werner pünktlich und zuverlässig erledigt.

Nach einigen Monaten schickte General Motors Werner nach Flint, um dort einen Vortrag zu halten, den er selbst aufgesetzt hatte und der bereits in der GM-Werkszeitschrift erschienen war. Werner war stolz auf diesen Fachartikel und hatte sich mehrere Kopien davon besorgt. GM ließ dazu eine professionelle Aufnahme von Werner machen – und er war wirklich ein gutaussehender Mann! Das gewellte blonde Haar und die hellblauen Augen kamen auf diesem Bild gut heraus. Werner war allerdings sehr aufgeregt über den Vortrag, den er vor allen Ingenieuren halten sollte.

Kurz vor dem großen Tag wurde Werner von General Motors noch zu einem Dale Carnegie Seminar für selbstbewusstes Auftreten angemeldet. Werners Freunde und Bekannte, die das später hörten, lachten Tränen und hielten sich die Bäuche. Dass jemand Werner zu einem Kurs für mehr Selbstsicherheit schicken würde, konnten sie sich ganz und gar nicht vorstellen. Für Werner waren solche Schulungen zu jener Zeit jedoch von großem Wert. Er schätzte die Gelegenheit zu lernen, wie er sich am Arbeitsplatz und in der Öffentlichkeit zu verhalten habe. Dale Carnegie brachte ihm bei, sich die Zuhörerschaft als lauter Affen vorzustellen und nahm Werner damit die Angst, vor Publikum zu sprechen. Werner sagte, die Vorstellung des Raumes voller Affen habe ihm bei seinem ersten Vortrag gewaltig geholfen. Die Unterkunft während der zweitägigen Dienstreise nach Flint zog allerdings etwas Ärger mit der Firma nach sich. Man hatte Werner gesagt, er solle in Flint übernachten, was er auch tat. Er ging mit den anderen GM-Leuten zum Essen und auf ein paar Drinks, und verbrachte einen amüsanten Abend. Während seine Kollegen im Holiday Inn wohnten, quartierte sich Werner im YMCA (christliche Jugendherberge) ein, um die Spesen niedrig zu halten. Er sagte, er sei mit dem Geld anderer immer sorgfältiger umgegangen als mit seinem eigenen, und GM war keine Ausnahme. Das galt auch für die Speisekarte – das Essen seiner Wahl war zwar reichlich, aber nicht unbedingt qualitativ hochwertig.



Ja, er amüsierte sich an jenem Abend, denn die Kollegen nahmen ihn auch noch in ein Striptease-Lokal mit. Werner machte so einen naiven und unschuldigen Eindruck, dass die GM-Leute ihn die Mädchen auf die Bühne führen ließen.

Nachdem Werner dann in der Firma seine Spesenrechnung eingereicht hatte, wurde er ins Büro gerufen. Er konnte sich keinen Grund für diese Aufforderung denken, bis man ihm dann eröffnete, dass es für einen Mitarbeiter von GM höchst untunlich sei, auf Dienstreisen im YMCA zu übernachten. „Ich wollte doch nur der Firma Ausgaben sparen,“ protestierte Werner, worauf er zu hören bekam, dass das Prestige und der Ruf von GM viel wichtiger seien als ein paar gesparte Dollar. Man ermahnte ihn, dies in Zukunft zu unterlassen. Auch wurde es nicht geschätzt, dass er sich die billigsten

Gerichte auf der Speisekarte ausgesucht hatte. Eine mögliche Beeinträchtigung des Images von General Motors wurde absolut nicht toleriert.

Im Anschluss an das Cambridge Seminar machte sich Werner dann also auf den Weg zu Vati, Mutti und Astrid nach Kassel. Dort stieß er auf ein Wespennest: Die Sprechstundenhilfe hatte es Vati angetan und die beiden hatten ein Verhältnis. Die Situation war mittlerweile schon so weit fortgeschritten, dass er seine Freundin in die Wohnung holen wollte und Mutti befahl, auszuziehen. Astrid flehte ihren Halbbruder Werner an, Vati ins Gewissen zu reden und ihn dazu zu bewegen, die Freundin aufzugeben und sich mit Mutti zu versöhnen. Werner sagte, er habe zu der Zeit gerade selber in großen Problemen gesteckt, nicht zuletzt da Roberta ihn zum Heiraten drängte. Er konnte und wollte sich nicht in die Affäre seines Vaters einmischen.

Mutti, die nie ohne Kampf aufgab, löste das Problem auf ihre Art. Sie kannte da einen Mann aus Kassel, der nach dem Krieg nach Amerika ausgewandert war. Dieser Mann hielt sich nun vorübergehend bei seiner schwer krebserkrankten Mutter in Kassel auf. Ein Jahr zuvor war seine Frau in Amerika gestorben, was ihn sozusagen wieder auf den Heiratsmarkt brachte. Ihren gesamten Charme ausspielend erzählte Mutti ihm, dass ihr Scheidungsverfahren gegen Dr. Wilhelm liefe. Der Witwer, durch den Tod seiner Frau und den bevorstehenden Verlust seiner Mutter seelisch geschwächt, kapitulierte vor Muttis Angriff, willigte ein, sie zu ehelichen und sowohl sie als auch Astrid nach Amerika mitzunehmen. Er bat sogar seinen Bruder in New York, ein Fahrrad für Astrid zu kaufen, es an einen Baum gelehnt zu fotografieren, und diese Aufnahme an Astrid zu senden. Astrid hatte noch nie ein 20-Zoll Fahrrad gesehen und konnte es dann natürlich kaum erwarten, nach Amerika zu reisen und mit ihrem neuen Rad zu fahren.

Vati stand unter Schock, als er sah, wie gut Charlotte die neue Situation im Griff hatte und sich darauf vorbereitete, ein neues Leben ohne ihn zu beginnen. Als ihn dann die junge Sprechstundenhilfe fragte, wann sie Charlottes Schmuck bekäme, wachte Dr. Wilhelm auf und erkannte, dass das süße junge Ding wohl nur auf sein Geld aus war. Er trennte sich von ihr und kehrte zu Mutti zurück. Somit endete diese Familienkrise, ohne dass Werner sich einmischen musste. Werner reiste nach Amerika zurück, wo seine Mama auf ihn wartete.



Werner Wilhelm II & Charlotte Wilhelm

Bei jedem Besuch in Kassel bat Werner Mutti, ihm sein Lieblingsgericht - Rouladen und Klößchen – zu kochen. Mutti und Werner trotteten dann los zum Fleischmarkt und kauften das beste Pferdefleisch, das zu finden war. Je mehr Jahre nach Kriegsende vergingen, desto schwieriger wurde es, Pferdefleisch zu finden. Fleisch war nicht mehr knapp, und die Menschen zogen Rind und Schwein dem Pferdefleisch vor. Irgendwie

schaffte es Mutti aber doch immer, an eine feine Scheibe Pferdefleisch für Werners Rouladen zu kommen. Zu Hause holte sie dann den hölzernen Fleischklopper hervor und drosch wie wild auf das Fleisch, um es zart zu machen. Dann legte sie ein Stück Speck und eine Essiggurke mitten auf die Scheibe Fleisch und rollte sie zusammen. Dazu machte sie Klößchen und eine Soße, und Werners Festessen war fertig. Darauf freute er sich immer riesig. Wenn wir Ostdeutschland besuchten, bereitete Inge Reichard-Hess, die Wirtin des Gasthauses in Grossobringen, dieses Gericht für Werner zu. Das waren jedoch Rinderrouladen, da mangels Nachfrage kein Pferdefleisch mehr zur Verfügung stand. Die Wirtin berechnete nie etwas für unser Essen (und Werner bestellte immer noch eine zweite Portion!), aber bevor wir wegfuhr, bestand Werner immer darauf, ihr einen 50-Mark Schein für ihre Gastfreundschaft zu geben. Sie zögerte, das Geld anzunehmen, da sie uns mochte und sie Werner eine Freude machen wollte. Sie wusste, dass der Weg zu seinem Herzen über den Magen führte! Außerdem ging es ihr wie allen anderen Deutschen, die Werner mochten – man wusste nie, ob man sich wieder sieht.

Nachdem Inge Hess gestorben war, unternahmen wir unseren letzten Deutschland-Besuch vor Werners Tod. Wir wohnten bei Lotte Thiele-Dassler und auch sie kochte Rouladen und Klößchen für Werner. Ihre waren die allerbesten, die ich jemals gegessen hatte. Leider konnte Werner aufgrund seines Nierenversagens kein Fleisch mehr essen, aber er verspeiste Unmengen Klößchen mit Soße. Mit schlechtem Gewissen aß ich meine und seine Portion Fleisch. Es tat mir so leid, dass er kein schmackhaftes Stück Fleisch mehr genießen konnte. Lotte hatte es immer extra bei einem Metzger im Nachbarort Buttelstedt besorgt.

Kurz vor unserer letzten Deutschland-Reise erreichten uns zwei schwarzumrandete Briefumschläge aus Deutschland. „Oh nein, nicht gleich zwei Todesfälle,“ lamentierte Werner.

Eine Todesanzeige betraf Inge Reichard-Hess. Sie hatte sechs Jahre lang ohne Beeinträchtigung mit einem unverändert großen Krebsgeschwür im Hals gelebt. Plötzlich aber begann dieser Tumor rapide zu wachsen. Dann kam noch ein Geschwür in der Lunge hinzu und blockierte die Atmung zusätzlich zu dem Tumor im Hals.



Otto Rauh, Werner Wilhelm II & Clara Rauh

Der zweite Todesfall war Otto Rauh, der langjährige Gutsverwalter von Werners Mutter auf Zschippach. Otto wurde 84 Jahre alt. Er war schon seit einigen Jahren kränklich gewesen und dann versagte seine Gesundheit völlig. Im August des vorhergehenden

Jahres hatten Otto und Clara noch das Glück, zusammen mit Familie und Freunden ihren 50. Hochzeitstag in Zschippach zu feiern.

Werner schlug Martha mehrmals vor, doch eine Reise nach Deutschland zu unternehmen. Sie lehnte immer ab, denn sie erinnerte sich nur allzu deutlich an ihre Seekrankheit auf der Überfahrt. Martha sagte zu Werner, er solle an ihrer Stelle reisen und gut zu Vati sein, denn, „was immer er auch sagt oder tut, er ist und bleibt unser Vati.“



Werner Wilhelm in seinen GM Büro

Bei General Motors arbeitete Werner im Bereich der Elektronenstrahl-Instrumentierung. Seine Hauptaufgabe bestand darin, Strukturschwächen und Fehler von defekten Teilen zu bestimmen, damit GM diese Probleme bei der Herstellung von neuen Modellen eliminieren konnte. Werner erzählte, dass eine der schwierigsten Fragen sich mit der mangelnden Haftung der Chrombeschichtung auf Stossstangen befusste. Dieses Problem konnte jedoch von Werner und seinen Vorgesetzten nie gelöst werden. Werner wurde angewiesen, einen guten Bericht mit viel Substanz zu verfassen, der jedoch im Grunde keine Aussage beinhaltete. Werner schrieb den Bericht, und erlebte, wie sein Chef sich beim Lesen desselben in eine Sprühkerze verwandelte. Ganz vorsichtig fragte Werner, was mit dem Bericht denn nicht in Ordnung sei. „Man darf sich schriftlich niemals zu etwas bekennen,“ tobte der Chef, „man benutzt immer abschwächende Worte wie ‘es scheint’, oder ‘oberflächlich sieht es so aus’. Es muss stets genügend Spielraum bleiben, sich später herauszureden – ganz besonders wenn man keine Lösung parat hat. Und – es ist strengstens verboten, das Unternehmen auf etwas festzulegen!“

Sowohl in der Zeit bei Ford als auch später bei General Motors lag Werners Mama Martha viel daran, dass ihr Sohn gut gekleidet und gepflegt zur Arbeit ging. Sie überredete ihn, Mr. Generous aufzusuchen, der in der Stadt Detroit einen ausgezeichneten Ruf als Schneider genoss. Sie pflegte Werner dorthin zu begleiten, ihm bei der Auswahl der Anzugstoffe behilflich zu sein, und die Rechnung für die neuen dreiteiligen Anzüge zu bezahlen. Werner liebte damals gute Kleidung und Schuhe, und kaufte nur vom Feinsten. Mama stellte ebenfalls sicher, dass er sich regelmäßig die Haare von einem namhaften Friseur schneiden ließ. Sie liebte die feinen blonden Locken ihres Sohnes und strich ihm oft mit den Fingern durch das Haar. Sie war auch von seinen himmelblauen Augen fasziniert, die er von seinem Vater geerbt hatte. Werners schlampige Kleidung und die hausgemachten Haarschnitte setzten sich erst in den späten siebziger Jahren durch.

In seinem Lebenslauf führte Werner die folgende Schulausbildung in Deutschland, der Schweiz, und den Vereinigten Staaten auf: Grundschule 1934 bis 1938 an der Dorfschule Grossobringen; Gymnasium 1938 bis 1945 an der Schillerschule Jena. Vier Jahre

Studium der Naturwissenschaften, von 1946 bis 1948 an der Universität Jena und von 1949 bis 1951 an der Universität Zürich mit Magisterabschluss in Chemie. Von 1954 bis 1959 weiterführendes Studium an der Wayne State Universität mit Diplomverleihung in Angewandter Chemie. Insgesamt hatte er drei Jahre Chemie, zwei Jahre Physik, zwei Jahre Physiologische Chemie, zwei Jahre Mikrobiologie, und zwei Jahre Radiologie absolviert.

Werner belegte die folgenden Lehrveranstaltungen:

Anorganische Chemie (für Fortgeschrittene):

Kern-, Atom-, und Molekularstruktur; chemische Verbindungen; Dipolmomente; anorganische Verbindungen und Komplexe; Oxidationspotentiale; Säure-Basen-Theorie; nicht-wasserhaltige Lösemittel; Hybride, Halogene, Interhalogene und Halogenoide.

Physiochemische Berechnungen (für Fortgeschrittene):

Experimente zu den Hauptsätzen der Interaktion zwischen Materie und Energie; Lösungen mit thermodynamischen Anwendungen, homogenes Gleichgewicht, chemische Kinetik, heterogenes Gleichgewicht, und elektromotorische Kraft.

Qualitative Analyse (für Fortgeschrittene):

Verschiedene Methoden zur qualitativen Analyse einschließlich Spot Tests, chemische Mikroskopie, Spektroskopie, und Röntgendiffraktion. Anwendung genannter Analysetechniken im Labor auf Legierungen, Erze, Mineralien und verschiedene kommerzielle Produkte. Analytische Chemie seltener Elemente.

Oberflächenchemie:

Physiochemische Eigenschaften von Oberflächen und Grenzflächen. Thermodynamik der Oberflächentopographie, Methoden zur Ermittlung der Oberflächenspannung, Oberflächenschicht, heterogene Katalyse, und andere Oberflächenphänomene.

Fachliteratur-Recherche für Chemiker:

Fachliteratur Chemie und Physik. Einführung in die Lokalisierung von Informationen aus den Bereichen Chemie und Physik. Biografien, Enzyklopädien, Zusammenfassungen von Publikationen, Redigierungen, Monografien, Fachwörterbücher; Fachliteratur zu anorganischer, organischer, physikalischer, analytischer und Biochemie.

Moderne Physik:

Konzepte und Verfahren zum Übergang von der klassischen Physik zur Teilchenphysik. Elektromagnetische und neue korpuskulare Theorien des Lichts, fotoelektrische Effekte, Bohrsche Atomtheorie, atomphysikalische Größen, Radioaktivität, Einführung in die Nuklearstudien und Transmutation der Elemente.

Nuklearphysik:

Natürliche Radioaktivität; Entdeckung und Eigenschaften von Kernstrahlung; Grundeigenschaften von Kernen; qualitative Diskussion von Kernstruktur-Theorien;

nukleare Reaktionen, Theorie und Instrumentierung einschließlich Prinzipien der Beschleunigerfunktion, Theorie der Neutronendiffusion; kosmische Strahlung.

Weiterführende physikalische Chemie

Fortgeschrittenenkurs in Kern-, Atom- und Molekularstruktur. Fotochemie und Einführung in die Quantenmechanik.

Grundbegriffe der Kerntechnik:

Studien der Kernenergie einschließlich Prozesse der Trennung von Isotopen aus der Sicht der technischen Chemie. Baumaterial, Entwurfprinzipien und Energie-Dissipation von Reaktoren.

Kernphysiklabor:

Laborversuche zu Kerntechnik und Instrumentierung.

Anwendung radioaktiver Isotope:

Eigenschaften und sichere Handhabung radioaktiver Substanzen. Vorlesung und Laborversuche zu Identifizierung und Verwendung verschiedener radioaktiver Isotope, und Anwendung von Tracermethoden.

Spezialthemen:

Spezifische Fragestellungen zu Isotopen und radioaktiven Standardquellen.

Werner fertigte außerdem folgende wissenschaftliche Arbeiten, Hausarbeiten und Experimentalforschungs-Berichte an:

Absorption kontinuierlicher Beta-Spektren und Aufbau des Featherschen Analysators.

Beta-Eigenabsorption von Kalziumoxalaten.

Kolloide; Absorption an flüssigen Oberflächen.

Chemische Kinetik; Reaktionsgeschwindigkeit in unimolekularer Reaktion.

Zerfall von Radioaktivität und Überwachung von radioaktivem Material.

Bestimmung der absoluten Menge von radioaktiven Isotopen.

Bestimmung der berichtigten Wirksamkeit mit RaD, -E, und -F im Gleichgewicht.

Bestimmung von Betriebspotenzial und Präzision verschiedener Zählinstrumente.

Rückstreuungseffekt.

Elektromotorische Kraft und quinhydrone Elektrode.

Experimentelle Bestimmung und Vergleich von Leitfähigkeit, Leitfähigkeitsverhältnis und Ionisierungsgrad von starken und schwachen Elektrolyten an einer Auswahl von Konzentrationen bei unendlicher Verdünnung besonders im Hinblick auf Mono-, Di- und Trichloressigsäure.

Feathersche Analyse.

Teil-Dissoziation an Gefrierpunkten und Aktivitäten von Gefrierpunktdaten.

Homogenes Gleichgewicht; Verteilung einer Base zwischen zwei schwach ionisierten Säuren.

Homogenes Gleichgewicht; Fraktionierte Hydrolyse von Verteilungsverhältnissen.

Kernforschungsreaktor-Design: 'Swimming Pool' Typ, Leicht- und Schwerwasserreaktor.

Oxidation-Reduktionszustände von Eisen.

Phasengleichgewicht; Ternary Systeme.

Phasengleichgewicht; Übergangspunkte von festen Salzen.

Probleme in statistischen Analysen und Strahlenschutz.

Depositionsrates von injiziertem Phosphor in den verschiedenen Geweben der Ratte.

Relative Beta-Messung, Rückstreuung und Eigenabsorption.

Lösungen: Destillation einer Mischung zweier mischbarer Flüssigkeiten mit maximalem Siedepunkt.

Oberflächenbehandlung von Metallen mit Peroxygenverbindungen.

Messtechniken mit Geiger-Müller-Zähler.

Statistische Radiometer-Methoden.

Spannungs-, Verstärkungs- und Diskriminatorbeziehung während des Betriebs des Ridl 200 Skalierers.

Werners Diplomarbeit an der Wayne State Universität behandelte das Thema "Radioaktive Standardquellen".

Werner war Mitglied folgender professioneller Vereinigungen:

'The American Chemical Society' (amerikanische Gesellschaft für Chemie),

'The American Crystallographic Association' (amerikanische Gesellschaft für Kristallographie),

'The American Ordinance Association' (amerikanische Gesellschaft für Recht) und

'The American Optical Society' (amerikanische Gesellschaft für Optik).

In späteren Jahren schloss sich Werner der 'Health Care Association of Michigan' (HCAM (Gesellschaft für Gesundheitsfürsorge, Michigan)) , bzw. deren Vorgänger an. Er weigerte sich, dem 'American College of Nursing Home Administrators' (amerikanisches Kollegium/Ausschuss der Pflegeheimleiter) beizutreten, weil er an dieser Bezeichnung Anstoß nahm. Er sagte, diese Organisation bestehe aus lauter Dummköpfen, die noch nie ein College von innen gesehen hätten. Sie würden ihre Vereinigung 'college' nennen, was zweideutig ist, um unberechtigterweise den Eindruck von Würde zu vermitteln.

In seinem Lebenslauf listete Werner folgende Sprachkenntnisse auf: Deutsch, Englisch, Latein, Spanisch und Französisch. (Ich kann bestätigen, dass Werner Englisch und Deutsch fließend beherrschte und sehr gute Lateinkenntnisse besaß, aber in Französisch und Spanisch kannte er nur einige wenige Worte.)

Als Freizeitaktivitäten gab Werner an: Schwimmen, Schach, Welt- und Finanzberichte, Berufs- und Studienberatung. Es stimmt, Werner war der beste Schwimmer, er konnte acht Kilometer schwimmen, ohne zu ermüden. Das Brustschwimmen schien ihn überhaupt nicht anzustrengen und war einfacher für ihn, als zu Fuß zu gehen. Er war auch ein ausgezeichnete Taucher – er sprang vom Brett oder vom Rand des Schwimmbades

und tauchte mühelos die gesamte Länge unter Wasser. Nach dem 10 Meter Sprung an der Schillerschule in Gera war ein anderthalb Meter hohes Sprungbrett ja auch keine Kunst!



Werner Wilhelm & Sandy Wilhelm

Im Schach war Werner auch Spitze. Er sagte, das Leben selbst sei ein einziges großes Schachspiel. Im Leben müsse man auch immer mindestens drei Schritte vorausdenken und dann entsprechend handeln, wenn man es zu etwas bringen wolle. Ein Schachspiel mit Werner dauerte normalerweise eine bis anderthalb Stunden – und meistens gewann er. Sonntag nachmittags spielte er oft mit Rudi Schach. Dinora machte uns ein gutes Essen, und anschließend spazierten Dinora, Christopher und ich zum Stadtpark, während Rudi und Werner dem Schachspiel frönten. Es hat ihnen viel Freude gemacht. Rudi sagte, er habe zwar öfter verloren als gewonnen, aber jedes Spiel sei ein Kampf gewesen, denn Werner habe niemals freiwillig aufgegeben. Rudi hat mehrmals erzählt, dass er noch an dem Donnerstag vor Werners Tod mit ihm Schach gespielt habe, und dieses Spiel äußerst seltsam verlaufen sei. Zum aller ersten Mal in ihrer gemeinsamen Schachzeit, waren beide nach etwa sechs Zügen so blockiert, dass kein weiterer Zug möglich war. Das hatten sie noch nie erlebt - Rudi und Werner saßen nur da und starrten mit Staunen auf das Schachbrett. Dies war nur eines von mehreren Anzeichen der beginnenden Übergangszeit zu Werners unmittelbar bevorstehendem Ableben.

Welt- und Finanzberichte haben Werner sein ganzes Leben lang fasziniert. Er hat die internationalen Meldungen im Fernsehen und in der Zeitung verfolgt und das ‘Wall Street Journal‘ sowie andere Finanzblätter abonniert und eifrig gelesen. Bezahlen wollte er allerdings nicht dafür – deshalb abonnierte er die Zeitungen unter dem Namen Irvan Silberman. Man schickte ihm dann immer etliche Ausgaben, bis die Lieferung schließlich mangels Zahlung eingestellt wurde. Dann erhielt er das ‘Wall Street Journal‘ von Mali, wenn dieser es ausgelesen hatte. Ich habe ihm dann auch einige Finanzblätter bestellt, und er war hoch begeistert, wenn ihm dort gefundene Ratschläge Geld an der Börse einbrachten. Seine Lieblingssendungen im Fernsehen waren die ‘Wall Street Woche‘ und ähnliches. Werner arbeitete Tag und Nacht an seinem Finanzimperium. Tagsüber war er mit der Leitung seiner beiden Pflegeheime beschäftigt, und anschließend, gegen halb acht Uhr abends, ging er ins Bett und führte von dort oft noch zwei bis drei Stunden lang geschäftliche Telefonate. Dann schaltete er das Fernsehgerät ein und entspannte sich bei Zeichentrickfilmen.

Werner hat mir oft von seiner Zeit als Berufs- und Studienberater erzählt. Glauben Sie mir – das war nicht seine Idee sondern geschah auf Vorschlag von General Motors. Werner HASSTE Kinder anderer Leute und machte auch keinen Hehl aus dieser

Einstellung. Zu dieser Beratertätigkeit gehörten hirnlose Projekte mit jungen Leuten, deren Intelligenz Werner nicht besonders beeindruckte. Aber für das gute Ansehen bei seinem Chef schlug er sich tapfer durch.

Werner hasste auch Sammlungen für wohltätige Zwecke. Schon früh hatte er entschieden, dass nur Narren spenden. Er hatte sich das, was er besaß hart erarbeitet und war der Ansicht, dass jeder andere genauso für seinen Lebensunterhalt arbeiten sollte, statt zu schmarnotzen. Bei General Motors wurden eines Tages Karten für Spendezeichnungen zugunsten der 'United Foundation' (Vereinigte Stiftung für gemeinnützige Zwecke) verteilt mit der Bitte, jeder möge sich angemessen beteiligen. Werner warf die Spendenkarte in den Papierkorb und tat seine Einstellung allen, die sich in Hörweite befanden, kund. Dann kam seinem Chef zu Ohren, dass General Motors nicht 100% Spendenbeteiligung aufweisen konnte, da Werners Karte im Abfall gelandet war. Die langjährigen Mitarbeiter warteten schon auf den Funkenflug in der Firma, denn sie wussten dass GM weniger als 100% Spendenbeteiligung auf keinen Fall tolerieren würde. So geschah es dann auch, dass Werner eines Tages plötzlich mitten in der Arbeit an einem Projekt zu seinem Vorgesetzten, Mr. Chamber, gerufen wurde. Die anderen Mitarbeiter schmunzelten und schlossen Wetten ab, wie lange es dauern würde bis Werner Einsicht üben müsse und seine Spende abgeben würde. Das Büro von Mr. Chamber war rundum verglast. Die Mitarbeiter hatten Einblick von außen und konnten sich anhand von Körpersprache und Gesichtsausdruck ihren Reim über den Verlauf des Gesprächs machen. „Werner, habe ich Sie denn nicht immer gut behandelt?“ begann Mr. Chambers. „Ja, das haben Sie,“ antwortete Werner. „Und hat General Motors Sie denn nicht immer gut behandelt?“ fuhr Mr. Chambers fort. „Das stimmt auch,“ sagte Werner. „Meinen Sie denn nicht, Sie sollten sich nun General Motors gegenüber fair zeigen und die Spendenkarte unterschreiben?“ „Ja, doch,“ war Werners Antwort und gleichzeitig das Ende des Gesprächs. Werner erhielt eine neue Karte und zeichnete für eine Spende. Werners Kollegen bedrängten ihn und wollten wissen, was im Büro des Chefs genau gesprochen worden war. Werner sagte, dass er gefragt worden sei, ob er es denn nicht für richtig hielte, eine angemessene Spende zu geben, und dass er diese Frage mit „Yes, Sir!“ beantwortet habe.

Werner erzählte, dass bei GM oft wenig zu tun war und er sich vom Arbeitsplatz aus um seine anderen Geschäfte kümmern konnte. Es schien dann, als sei der Telefonhörer an seinem Ohr angewachsen gewesen – so viel hat er telefoniert. Es gab aber auch Zeiten, in denen bei GM großer Arbeitsdruck herrschte, wenn z.B. ein Materialfehler analysiert werden musste und schnellstens - oft über Nacht – ein Ergebnis zu präsentieren war. Dann hieß es für die Abteilung 'Einsatz rund um die Uhr', und zwar so lange, bis das Problem gelöst war und ein Resultat vorlag. Und wenn der Fehler nicht gefunden werden konnte, oblag es Werner und seiner Mannschaft gutes doppeldeutiges Textmaterial zu verfassen, das sowohl die Presse zufrieden stellte als auch Gerichtsprozesse verhinderte.

Während Werner für GM arbeitete, entwickelte er einen eigenartigen Hautausschlag. Es begann an den Händen und breitete sich weiter aus. Werner ignorierte den Ausschlag und arbeitete weiter. Dann kam starker Juckreiz hinzu. Werner kratzte sich und arbeitete weiter. Den Ausschlag nahm er erst zu dem Zeitpunkt ernst, als er die Hoden befiel. Das

stellte nun ein Problem dar, da es gesellschaftlich nicht als akzeptabel gilt, sich ständig dort zu kratzen. Verlegen begab sich Werner also mit seinen Beschwerden zum arbeitsmedizinischen Dienst. Es wurde ein Ekzem diagnostiziert, mit hoher Wahrscheinlichkeit die Folge einer allergischen Reaktion auf eine chemische Substanz. Man fragte ihn, mit welchen Chemikalien er in der letzten Zeit in Berührung gekommen sei und identifizierte Tetrachlorkohlenstoff als den Übeltäter. Bis sich der Ausschlag völlig zurückbildete, wurde Werner mehrere Wochen auf bezahlten Krankenstand gesetzt – darüber war er gar nicht traurig.

Eine weitere Anekdote aus Werners Zeit bei GM betrifft seinen Freund und Kollegen Barney Matrille. Barney übte auch Forschungstätigkeit aus und war im Großen und Ganzen mit demselben Aufgabengebiet betraut wie Werner. Wenn nicht viel zu tun war, versammelten sich die Kollegen, um sich die Zeit zu vertreiben. Dabei fand man heraus, dass Barney das einzigartige Talent besaß, ... Melodien zu rülpsen. Ganz gleich, welches Lied man ihm nannte, Barney konnte es rülpsen. Die Männer hatten einen Heidenspaß, wenn Barney seine Vorstellung gab.

Barney hatte auch noch eine andere einzigartige Gabe: Er war der größte Waschlappen, wenn es um seine Frau ging. Sie war ein fürchterlicher Drache und der arme Barney konnte sich ihr gegenüber absolut nicht behaupten. Wenn sie ihm befahl zu springen, sprang er, denn das war seine einzige Möglichkeit, Schlimmeres zu verhindern. Nicht genug damit, dass seine Frau die Hosen anhatte, Barney hatte auch noch sieben Kinder, von denen nur ein einziges ein Junge war. Also befand er sich schrecklich in der Minderheit, während seine Töchter das Verhalten ihrer Mutter übernahmen und jede Möglichkeit für ein friedliches Miteinander sofort im Keim erstickten.

Das Verhalten von Barneys Frau beschränkte sich nicht nur auf zu Hause, sondern war auch im ganzen Ort berüchtigt. Sie war zwar Mitglied des Schulausschusses, aber niemand dort schätzte ihre Anwesenheit. Sie war auch eine richtige Hexe im Umgang mit Kindern, was ihr in der Nachbarschaft den Spitznamen 'Old Lady Matrille' (böartige Figur) eintrug. Einmal wurde sie sogar dabei ertappt, als sie sich bei den Nachbarn in den Büschen versteckt hatte, um die Nachbarkinder zu belauschen. Die Kinder lachten sich halb tot bei dem Anblick der erwachsenen Frau, die zusammengekauert in den Büschen saß.



Werner Wilhelm in seinen GM Büro

Bei seiner Arbeit mit radioaktivem Material trug Werner bei GM eine Messplakette. Für die Bestimmung von Zusammensetzung und Fehlern mittels Röntgen-Diffraktionsverfahren war ständig Material zu bestrahlen. Werner fürchtete Radioaktivität und traf alle Sicherheitsvorkehrungen. Er sagte er sei überall von

Röntgenstrahlen umgeben gewesen und habe versucht, sich ihnen so wenig wie möglich auszusetzen. Das Arbeiten in einem Untergeschoss – wie er das sowohl in seinem Mietshaus in Toronto als auch im St. Anne's gemacht hat, ließ ihn nervös werden. Er sagte, in jedem Kellergeschoss gäbe es krebserregende Radonstrahlung. Werner musste seine Messplakette zur Feststellung der Strahlenbelastung am Arbeitsplatz in regelmäßigen Abständen zur Kontrolle einreichen. Er trug diese Plakette während des gesamten Arbeitstages und ließ sie auf dem Arbeitstisch liegen, wenn er nach Hause ging. Einmal zeigte die Plakette bei der Überprüfung Strahlenwerte, die die Messkapazität beinahe überstiegen. Es konnte jedoch nie geklärt werden ob das geschehen war, als Werner die Plakette trug, oder ob jemand nachts im Röntgendiffraktionsraum war und die Plakette den Strahlen ausgesetzt hat.

George Rabninski war ein guter Studienfreund von Werner. George nahm die Laborarbeit an der Universität sehr ernst und produzierte präzise Ergebnisse. Werner hingegen arbeitete ja neben dem Studium und hatte nicht so viel Zeit, so lange an den Experimenten herumzumachen. 'Hinein ins Labor, Experiment durchführen, protokollieren – fertig,' war Werners Devise. Bald kam es sogar so weit, dass Werner neben seinen Mietshäusern und der Arbeit bei Ford nicht mehr genügend Zeit hatte, alle Experimente auszuführen. Also überredete er George, ihm seine Laborergebnisse zu geben. Werner schrieb dann das Protokoll und absolvierte den Kurs mit Bravour. George hatte jedoch so viel Zeit für die Perfektionierung seiner Experimente aufgewendet, dass er nicht zum Protokollschreiben kam und ...durchfiel!

George Rabninski war in eine reizende junge Frau verliebt, mit der er eine Familie gründen wollte. Dies erwies sich als schwierig. Er wusste zwar, dass sie ihn auch liebte, aber sie war sehr jung, überzeugte Katholikin, und George war bereits einmal verheiratet gewesen. Er erzählte Werner von seiner Flucht als Teenager gegen Ende des zweiten Weltkrieges aus russischem Gebiet und dem Fußmarsch aus der Ukraine durch Ostdeutschland in die freie Zone. Ein hübsches Mädchen war ebenfalls auf der Flucht, und die beiden ließen sich unterwegs trauen, um das Nachgeben ihrer Triebe zu legitimieren. Von der Ukraine bis zur westdeutschen Grenze brauchten sie etwa einen Monat – Zeit genug um deutlich werden zu lassen, dass sie eigentlich gar nicht zusammenpassten. Sie hatten gerade beschlossen, sich zu trennen, als sich herausstellte, dass ein Kind unterwegs war. So ein Dilemma! Keiner der beiden war bereit, eine Ehe ohne Liebe zu führen, und so bestand George auf dem Versuch, das ungeborene Kind durch körperliche Überanstrengung der Mutter zu verlieren. Gemeinsam rannten sie täglich Kilometer um Kilometer, und ehe der Monat vorbei war, trat dann endlich doch noch die gewünschte Fehlgeburt ein. Anschließend gingen sie getrennte Wege und hörten nie mehr etwas voneinander.

George besprach die Situation mit Werner. Werner machte ihn darauf aufmerksam, dass die junge Frau ihn eventuell abweisen würde, da aus der Sicht der katholischen Kirche eine Eheschließung vor dem gegebenen Hintergrund nicht in Frage kam. George wollte mit der Übergabe eines Verlobungsringes seinen Heiratsantrag machen. Werner bat ihn, den Ringkauf noch ein paar Tage aufzuschieben, um inzwischen ausfindig zu machen, wo man den Ring gegen Erstattung des bezahlten Betrages zurückgeben könne. Nach

etlichen Telefonaten quer durch die ganze Stadt fand Werner J.L. Hudson, wo man zu solchem bereit war. Werner and George machten sich auf den Weg und suchten einen schönen Ring aus. Werner musste mitunterschreiben, da George keine feste Anstellung hatte. Mit diesem Ring in der Tasche führte George seine Freundin dann zum Abendessen aus. Als er den Moment für günstig hielt, präsentierte er ihr den Ring und bat sie, ihn zu heiraten. Ehrlicherweise erklärte er ihr auch, dass er früher schon einmal verheiratet gewesen war und die katholische Kirche nicht bereit gewesen sei, jene Ehe zu annullieren. Der arme George! Die junge Frau wandte sich von ihm ab, und George und Werner brachten den Verlobungsring am nächsten Tag zurück.

Im Gegensatz zu Werner schaffte es George nie, eine richtig gute Arbeitsstelle zu finden. Niemand hatte großes Interesse daran, eine Kraft einzustellen, welche die sämtlich verfügbare Zeit mit Analysieren verbrachte und dann nicht dazu kam, Berichte zu schreiben und das Projekt abzuschließen. „George, du musst innerhalb der vorgegebenen Zeit ein Ergebnis auf den Tisch legen können, selbst wenn die Recherchen hastig und nicht lupenrein durchgeführt worden sind. Wenn der Chef einen Bericht morgens auf seinem Schreibtisch haben will, dann hat dieser Bericht pünktlich vorzuliegen – andernfalls wird das Arbeitsverhältnis nicht von langer Dauer sein,“ ermahnte Werner ihn. Aber George lernte das nie.

Werner hatte einige interessante Arbeitskollegen im General Motors Tech Center. Eine seiner Lieblingserzählungen betraf den Zahntag. Er sagte, an jedem Zahntag mittags um 12 Uhr verließen die verheirateten Männer das Gebäude. Draußen sah man eine lange Autoschlange – lauter Ehefrauen, die auf den Scheck ihrer Männer warteten. Jede beugte sich aus dem Fenster, küsste ihren Mann nach der Übergabe des Schecks und gab ihm zwei Dollar, um sich damit in der Cafeteria eine Kleinigkeit zum Essen zu kaufen. Werner sagte da sei er immer froh gewesen ledig zu sein, denn er konnte sich ein richtig gutes Mittagessen für fünf Dollar kaufen. Essen war eines der wenigen Dinge, in denen Werner nicht so knauserig war. Er liebte feine Restaurants und gute Speisen.

In den achtziger Jahren wurde Werner richtig sentimental und fuhr mit mir zur GM Cafeteria für ein gutes Mittagessen. Es war ein wunderschöner Sommertag und Werner genoss den Anblick der Landschaft. Er schwelgte in Erinnerungen an eine Zeit, in der sein Leben nicht so hektisch war und Zeit zum Genießen blieb.



Werner's Boot, „Focus“

Als Werner bei GM arbeitete, besaß er ein 10 Meter langes Ausflugsboot. Er war Mitglied des Detroit Jacht Clubs, und dort hatte er es auch liegen. Sein Boot und diese Mitgliedschaft haben ihm einige Jahre lang viel Spaß gemacht. Er lud Freundinnen und Kollegen auf das Boot ein und verbrachte auch viele schöne Stunden mit seiner geliebten Mama dort. Er hat Bilder von ihr auf dem Boot mit seinem Matrosenkappe. Ann hat auch

viele Stunden mit ihm auf dem Boot verbracht. Schließlich beendete er die Mitgliedschaft im Jacht Club und verkaufte das Boot. Es war einfach zu viel Arbeit. Jeder fuhr begeistert mit ihm hinaus, aber sobald man zurückkam und andockte, hatten es alle plötzlich ganz eilig, denn es war spät und man musste schließlich am nächsten Morgen arbeiten...weg waren sie und Werner blieb mit den Aufräumarbeiten allein zurück. Außerdem hatte Werner mit ein paar großmäuligen neuen Mitgliedern Probleme. Während Werner einmal mit dem Boot unterwegs war, knüpfte einer, mit dem es vorher zu einer verbalen Auseinandersetzung gekommen war, die Heckleinen zusammen, sodass Werner bei seiner Rückkehr nicht in seinen Ankerplatz einfahren konnte. Werner hatte eine zimperliche Freundin an Bord, eine Nichtschwimmerin, und musste vom Boot zum Dock schwimmen, die Leinen lösen, zum Boot zurückschwimmen, und an der Seite hochklettern um einzusteigen. Als Werner den Bösewicht sah, ging er zu ihm hinüber und stieß ihn vom Dock ins Wasser. Da der Mann nicht gut schwimmen konnte, stand er einiges an Angst aus bis er wieder im Trockenen war. Er reichte eine offizielle Beschwerde gegen Werner ein. Der Jacht Club lud beide Männer vor, entschied, dass sich beide unakzeptabel verhalten hatten, und wies Werner einen neuen (und viel teureren) Platz am Hauptdock zu. Werner trat aus dem Jacht Club aus und baute seine eigene Anlegestelle auf dem Grundstück einer alten Frau an der Alter Road. Das Anlegen war für Werner im ersten Jahr kostenlos, da er das Dock selbst gebaut hatte (bzw. von seinem Handwerker hatte bauen lassen). Im darauffolgenden Jahr verkaufte er dann das Boot und die neue Anlegestelle fiel ins Wasser.

Im Zusammenhang mit diesem Boot blieben zwei ereignisreiche Abende unvergesslich. Das eine Mal machte Werner mit einigen Kollegen von GM eine Fahrt vom Detroit Yacht Club zum Haus einer dieser Kollegen am Clinton River in Mt. Clemens. Es war eine vergnügliche Bootsfahrt, außer dass alle mit Ausnahme von Werner bereits am Hinweg reichlich dem Alkohol zusprachen. Sie erreichten die Anlegestelle am Wohnhaus des Freundes und wollten sich ein Weilchen bei diesem aufhalten, bevor sie sich auf den Rückweg machten. Der Hausherr, zu diesem Zeitpunkt ebenfalls sternhagelvoll, griff in seine Hosentasche, holte die Hausschlüssel hervor, und ließ sie prompt fallen. Der Schlüsselbund rutschte über den Bug des Bootes hinweg und landete im schmutzigen dunklen Wasser des Clinton River. Der Idiot tauchte sogar mehrmals nach den Schlüsseln – natürlich ohne Erfolg. Also ging er zu seinem Haus, schlug ein Kellerfenster ein, kroch hinein und öffnete dann von innen die Tür für seine Kollegen. Sie saßen eine Weile zusammen, aßen eine Kleinigkeit und machten sich dann auf die lange Heimfahrt. Schließlich verließen sie das Boot, murmelten etwas von Arbeit am nächsten Tag und ließen Werner mit dem auf dem Boot angerichteten Schweinestall zurück.

Das andere Mal brachte Werner das Boot zum Überwintern nach Mt. Clemens. Das war im November, der für lebensgefährliche Stürme auf den Great Lakes berüchtigt ist...und Werner suchte sich ausgerechnet einen solchen Tag aus. Er hatte eine Freundin bei sich, die absolute Nichtschwimmerin war. Die Wellen wuchsen so groß und heftig an, dass Werner befürchtete zu kentern. Er wusste, dass er es schlimmstenfalls wahrscheinlich trotz des Sturmes schwimmend ans Ufer schaffen würde, aber er wusste auch, dass die junge Frau keine Chance vor dem Ertrinken haben würde. Er erzählte, er habe sehr große Angst empfunden, denn zu dem Wellenproblem kam noch die Orientierungslosigkeit in

der Finsternis. Endlich – es schien wie eine Ewigkeit – fand er die Mündung des Clinton River und war damit in Sicherheit.

Auf einer anderen Bootsfahrt mit einer Freundin ging ihm mitten auf dem Detroit River das Benzin aus (ja, dieses Problem hatte Werner nicht nur mit Autos, es schien viel mehr ein Universalproblem für den armen Werner zu sein). Tucker, tucker, stotter, stotter....und nun? Werner hatte kein Funkgerät an Bord. Also sprang er vom Boot und schwamm in Richtung kanadischem Flussufer. Die Unterströmung bereitete ihm keinerlei Probleme, denn er war ein kraftvoller und gleichzeitig ruhiger Schwimmer. Am Ufer angekommen, ging er in das nächstgelegene Gebäude – die 'Canadian Club' Whiskey Fabrik – und rief von dort die Küstenwache an. Dann schwamm er wieder zum Boot zurück und erwartete die Ankunft der Küstenwache mit dem angeforderten Benzin. Jeder, dem die gewaltige Unterströmung des Detroit River bekannt ist, war entsetzt zu hören, dass Werner beide Wege geschwommen war – ein Weg zum Ufer war schon schlimm genug, aber sein Schicksal so herauszufordern? „Absolut unverantwortlich und schlicht verrückt,“ lautete der Kommentar aller, die das hörten. Ich wette, dass Werner diesen Vorfall niemals Dr. Wilhelm erzählt hat!



Werner Wilhelm an Deer See



Werner Wilhelm on Deer See

Nach dem Ende von Werners Bootskarriere ereigneten sich noch zwei kleine Boot-Begebenheiten. Er kaufte sich später ein 100-Dollar Segelboot, das er an seinem Grundstück auf den See, den 'Deer Lake', setzte, und beschloss, dass wir beide nun segeln gehen würden. Ich zog eine Schwimmweste an und bestand auf die Mitnahme von zwei Rudern. Da brüllte er mich an, ob ich denn überhaupt kein Vertrauen in seine Segelfertigkeiten hätte und ob ich denn nicht wüsste, dass er früher jahrelang gesegelt sei. „Nein, das wusste ich nicht“, antwortete ich ihm, „aber wenn deine Segelerfahrung deiner Motorradfahrerfahrung entspricht, sollte ich vielleicht vorher meine Lebensversicherungssumme verdoppeln.“ Er fand das gar nicht witzig. Ich bat ihn, doch auch eine Schwimmweste überzuziehen, falls er aus dem Boot fiel und in den zahlreichen Seerosen hängen blieb. Diesen Vorschlag empfand er ebenfalls als Beleidigung. Jedenfalls hisste ich das Segel, ging dann nach hinten, und er setzte sich auf den Bug. Ich hatte meine Kamera mitgebracht...das war nicht gut für die Kamera. Also, es ging los. Ich korrigierte das Segel, um die volle Kraft des Windes einzufangen und weg waren wir. Es war ein berauschendes Gefühl über das Wasser zu fliegen, jedoch fragte ich mich, wie der Rückweg wohl vonstatten gehen sollte, wenn der Wind gegen uns war. „Na ja,“ dachte ich mir, „Werner sagte er habe sehr viel Erfahrung, er wird das dann schon wissen.“ Es stellte sich jedoch heraus, dass ich mir dazu überhaupt keine Gedanken machen brauchen. Das Kopfzerbrechen war viel früher, und um Ernsteres angebracht: Unser Boot wurde schneller und schneller, und je schneller wir fuhren, desto weiter ging der Bug nach unten bis plötzlich der ganze See über den Bug zu schießen begann. „Nimm

dein Gewicht vom Bug,“ schrie ich. Werner saß nur da und genoss selig. „Geh weg vom Bug – du ertränkst uns!“ schrie ich wieder. Da bemerkte er endlich, dass sein Hinterteil von dem über den Bug in das Boot strömende Wasser nass war. Meine Kamera im vorderen Teil des Bootes war komplett untergetaucht. Tschüss Kamera! Ich konnte nur hoffen, dass es nicht als nächstes 'Tschüss Sandy!' heißen würde. Das Boot war bereits halb mit Wasser gefüllt, ehe ich Werner endlich vom Bug weg und in das Boot bekam. Dann nahm ich meine treuen Ruder und brachte uns zum Ufer zurück. Als wir das nächste Mal mit dem Boot hinausfahren wollten, mussten wir feststellen, dass irgendein Verrückter es mit unzähligen Schusslöchern versehen hatte.



„Bear“

Bei der zweiten Boots-Episode hatte Werner entschieden, für mehrere hundert Dollar ein Boot, einen Motor und einen Bootanhänger von einem Gebrauchtboot-Händler in Houghton Lake zu erwerben. Er brachte alles nach Hause und setzte das Boot dann in den See 'Lake St. Clair'. Ich traute meinen Augen nicht! Zu dem Zeitpunkt als Werner, ich und unser deutscher Schäferhund das Boot bestiegen hatten, war die Oberkante des Bootes mit dem Wasserspiegel gleich! Wenn einer von uns nur geniess hätte, wären wir alle unter Wasser gewesen. Bär, unser Schäferhund, hatte noch den meisten Verstand von uns allen. Ich hatte das Boot zu Wasser gelassen und an die Betonstützmauer herangezogen. Dann führte ich Bär zum Mauerrand und versuchte, ihn ins Boot zu bekommen, während er mich ansah, als wollte er sagen „du musst verrückt geworden sein!“ Nach einem kleinen Kampf hatte ich Bär da, wo ich ihn haben wollte und watete mit dem Boot in tieferes Wasser. Die Picknick-Gesellschaft auf der nahegelegenen Wiese brach in schallendes Gelächter aus und ich hatte keine Ahnung, was sie so belustigte. Dies sollte ich jedoch bald herausfinden. Als ich mich umdrehte, sah ich Bär hastig zum Ufer schwimmen. Sobald er das Ufer erreicht hatte, lief er zu jenem Picknick-Platz und schüttelte das ganze benzingetränkte Wasser genau neben den dort auf Decken sitzenden Leuten kräftig aus seinem Fell. Sie hatten zwar eher, aber nicht zuletzt gelacht! Schließlich schaffte ich es dann doch noch, Werner und den Hund in das Boot zu verfrachten. Wir fuhren also los. Leider erwiesen sich Werners Navigationskünste als etwas eingerostet. Ehe wir richtig in Fahrt kamen, rammte er zwei verankerte Boote. Werner steuerte auf die Mitte des Sees zu, was mir gar nicht recht war. Ich weigerte mich, die Entfernung zum Ufer größer werden zu lassen, als dass Bär und ich es jederzeit schwimmend erreichen konnten. Wir sind an jenem Tag nur deshalb nicht ertrunken, weil die Wasseroberfläche spiegelglatt war – es gab keine einzige Welle.

Werners Mama wünschte sich immer, dass er sich ein Haus in Grosse Pointe kaufen würde, damit er dort eine ordentliche Frau aus gutem Hause finde. Sie sagte, sie würde sich nie in seine Ehe einmischen, in der Wyoming Strasse wohnen bleiben und sich

weiterhin für ihn um das Mietshaus in 1919 Wyoming kümmern. Nur ab und zu würde sie den 'Baker Bus' nehmen und ihn und seine Frau besuchen kommen. Sie versprach ihm sogar ihre ersparten 25.000 Dollar für die Anzahlung eines Hauses. Mamas Herzenswunsch, Werners Vermählung noch zu erleben, erfüllte sich jedoch nicht. Als sie wusste, dass ihr Tod bevorstand, bereitete sie eine Karte zur Hochzeit ihres Sohnes vor, damit er zu gegebener Zeit Glückwünsche von seiner Mutter hatte.

Werner war zwei Mal nahe daran, sich ein Haus in Grosse Pointe zu kaufen, kniff aber beide Male, weil er das Geld nicht ausgeben wollte. Das eine Haus war ein schöner Ziegelbau in der Berkshire Straße für nur 48.000 Dollar. Sein Anwalt, George Armbruster Sr., riet ihm zuzugreifen, da eine Wertsteigerung abzusehen war.

Die zweite Gelegenheit bot sich, als der Eigentümer von 'Cornillie Kohle', mit dem sich Werner aufgrund der immensen Kohleeinkäufe für seine vier Wohnblöcke duzte, ihm sein schlossähnliches Haus am Detroit River in Windmill Pointe verkaufen wollte. Das war zwar sehr verlockend, aber nachdem Werner gerade erst St. Anne's erworben hatte, hielt er es für besser, sein restliches Geld als Reserve für den Notfall festzuhalten.

Viel später, mehrere Jahre nachdem wir eine feste Beziehung miteinander eingegangen waren, fand ich ein wunderschönes Einfamilienhaus für 200.000 Dollar in der Gegend von Lake Arrowhead an der Ecke von 25 Mile Road und Van Dyke. Ich führte Werner durch alle Häuser in dieser Wohngegend. Das Haus, das mir am besten gefiel, hatte es auch ihm angetan, vor allem weil der Eingang dem des Herrenhauses auf dem Rittergut Zschippach ähnelte. Werner wollte nicht so viel Geld für ein Haus ausgeben, besonders da er ja das direkt am Pflegeheim hatte und sich dort sehr wohl fühlte. Kurz bevor er starb, erwähnte Dinora in einer Unterhaltung mit Werner ihre Traurigkeit darüber, dass er mir dieses schöne Haus in Lake Arrowhead nie gekauft hat. Sie sprach davon, dass jede Frau sich ein schönes Zuhause, eine Familie, und das Recht auf wenigstens ein paar Jahre Hausfrauendasein wünsche. Werner hatte mir all das Vorgenannte versprochen, aber es ist nichts davon eingetreten.

Werner gestand Dinora auch, dass er es bereue, ihr das kleine weiße Haus in der Crooks Road nicht gekauft zu haben, das sie sich im Jahre 1970 ausgesucht hatte. Sie sagte, es wäre zwar winzig, aber wenigstens ihr eigen gewesen.

Laut Dinora war einer der Hauptgründe für das Zerbrechen ihrer Beziehung mit Werner seine Weigerung, ein ordentliches Einfamilienhaus in Grosse Pointe zu erwerben. Sie hatte das Gefühl, kein vernünftiges Zuhause zu haben – in ihrer Wohnung gingen zu jeder Tages- und Nachtzeit Leute ein und aus, die irgendwelche Probleme hatten. Es war ein fürchterlich unruhiges Leben ohne jede Privatsphäre. Dinora war auch der Meinung, dass Werner genug Geld verdiente und sie eigentlich zu Hause bleiben könne – dies fand jedoch seinerseits keine Zustimmung. Sie sollte auch arbeiten gehen und Geld verdienen.

Werners Mutter war immer bestrebt, sich das Zuhause schön zu gestalten, besonders da sie vor der russischen Besetzung Thüringens exquisite Dinge gewohnt gewesen war. Sie ertrug die Wyomingstrasse mit Fassung und beklagte sich nie über die nicht gerade

idealen Wohnbedingungen. Sie packte selbst körperlich mit an und gab ihrem Sohn auch viel moralische Unterstützung. Nur an ein paar Dingen wollte sie sich in Erinnerung an ihren früheren Lebensstandard unbedingt wieder erfreuen. Dazu gehörte ein feines Porzellanservice. Sie besaß zwar einige Meißener-Stücke, mittelgrüne Tassen und Untertassen, die sie über die deutsch-deutsche Grenze geschmuggelt hatte - die untere Seite mit Farbe überpinselt, damit das traditionelle Meißener Doppelschwert nicht zu erkennen war. Diese Stücke stammten aus Grossobringen, denn ihr Porzellan aus Zschippach war während ihres Gefängnisaufenthaltes in Gera gestohlen worden. Also suchte sie sich nun gemeinsam mit Werner in den fünfziger Jahren ein schönes Muster aus, und zwar 'Sans Souci' von Rosenthal, und Werner bestellte ein ganzes Service einschließlich Teeservice in Deutschland. Bis auf eine fehlende Kaffeetasse kam auch alles tadellos an.

Mama wünschte sich auch gutes Besteck, denn das war ihr ebenfalls zum Teil aus dem Gutshaus gestohlen, zum Teil bei der Grenzüberquerung in Berlin abgenommen worden. Werner kaufte seiner Mama auch ein schönes neues Besteck. Mama Martha hatte das Besteck aus Grossobringen in ihrem Koffer, als sie sich auf dem Weg nach Berlin zu ihrem Cousin Herbert befand. Im Zug an der Grenze wurde ihr Gepäck durchsucht und das gefundene Besteck abgenommen. Man stellte ihr eine Quittung dafür aus, auf welcher nur 'Besteck aus silberähnlichem Material' stand. Es war Mama jedoch auch gelungen, einige Silberbesteckteile aus Ostdeutschland hinauszuschmuggeln, die ihre Initialen MB groß in den Griffen eingraviert trugen.

Viel später, in den siebziger Jahren, entdeckte Werner im Holiday Inn in Lancaster, Ohio, wunderschönes Besteck. Es erinnerte ihn an jenes zu Hause auf Zschippach. Also nahm er jedes Mal, wenn wir dort speisten, sein Besteck mit – und allmählich ist eine stattliche Sammlung an Holiday Inn Besteck zusammengekommen.

Mama vermisste ihre wunderbaren Damasttischdecken. Sie kaufte sich dann neue Tischdecken, zwar nicht aus reinem Damast, aber trotzdem schön. Auch trauerte sie ihren Perserteppichen nach. Als sie einmal am Tag des Heiligen Abends noch in der Stadt Einkäufe erledigte, sah sie zufällig sehr schöne Perserteppiche im Angebot. Sie beschloss damit sich und Werner ein Weihnachtsgeschenk zu machen. Sie war mit dem Baker Street Bus in die Stadt gefahren und wusste nicht so recht, wie sie den großen Teppich nach Hause transportieren sollte. Keinesfalls konnte sie damit den Bus besteigen...vom Tragen der gewichtigen Last ganz zu schweigen. Der Verkäufer im Teppichgeschäft sah da allerdings kein großes Problem. Er bestellte einfach ein Taxi und steckte Mama und den Teppich in den Wagen. Um halb fünf kam Mama zu Hause an – gerade rechtzeitig, um mit der Weihnachtsfeier zu beginnen.

Und noch etwas vermisste Mama aus früheren und besseren Zeiten: ihre Pelzjacken. Ganz besonders den Nerz und den Fuchs. Werner löste dieses Problem mit dem Kauf von gebrauchten Pelzen, die in der Änderungsschneiderei passend gemacht wurden. Mama war glücklich mit ihren „neuen“ Pelzjacken, und Werner war glücklich, dass er keine Riesensummen dafür hatte ausgeben müssen.



Martha Brehmer Wilhelm Klodmann

Mama liebte das Gärtnern – es war wohl für sie wie Landwirtschaft im Kleinen. Auf dem freien Grundstück gegenüber 1919 Wyoming legte Mama einen relativ großen Nutzgarten an. Daran angrenzend bearbeitete eine andere, etwa gleichaltrige Frau ihren Garten. Die beiden arbeiteten mehrere Jahre lang Seite an Seite, unterhielten sich, und fachsimpelten über das Gedeihen des Gemüses. Als der Nachbargarten dann auf einmal nicht mehr gepflegt wurde, erfuhr Mama, dass sich ihre Gartenfreundin einer Unterleibskrebs-Operation hatte unterziehen müssen. Im darauffolgenden Jahr blieb dann der Garten direkt gegenüber Werners Mietshaus brach liegen.



Martha Klodmann in Munden



Martha Klodmann's Sarg



Martha Klodmann's Krypt

Mama war im November ganz plötzlich an Magenkrebs erkrankt und verstarb im März, vier Monate später. Die andere Frau hatte den Winter nicht mehr überlebt. Oft und mit schwerem Herzen blickte Werner auf die beiden leeren Felder auf der anderen Straßenseite.



Werner Wilhelm II

Werner beschloss ein Mal, nach New York zu fahren und sich dort die feinen Juweliengeschäfte und Diamanten anzusehen. Er verliebte sich in einen 2 1/3 karätigen Herren-Diamantring, den er dann sein ganzes Leben ununterbrochen trug. Sogar als er sich am 14. Dezember 1992 einer Operation unterziehen musste (die erste seit seiner Mandeloperation), weigerte er sich, diesen Ring abzulegen. Man ließ ihm seinen Willen und befestigte den Ring mit Klebeband an seinem Finger. Als dann feststand, dass er mich heiraten würde, ließ er den Ring bei einem Juwelier in Detroit, Ecke Nine Mile und Greenfield Straße vergrößern, damit er auf den Ringfinger passte. Vorher hatte er ihn immer auf dem kleinen Finger getragen. Tja, und wie er halt so war, zögerte er die Hochzeit weiter und weiter hinaus. Schließlich, kurz bevor wir dann tatsächlich heirateten, musste dieser Ring wieder enger gemacht werden, da Werner durch sein

ständiges Erbrechen so sehr viel an Gewicht verloren hatte. Am Abend vor seinem Tod sah er mich an und sagte: „Denk daran, dass deutsche Witwen den Ehering ihrer verstorbenen Männer tragen.“ Zum Gedenken an ihn mache ich das auch.

In einem Restaurant in New York kam Werner mit einem Mann ins Gespräch, der etwas älter war als er. Im Laufe dieser Unterhaltung sagte Werner ihm seinen Namen und erwähnte auch das Hotel und sogar die Zimmernummer wo er wohnte. Als es dann Zeit war, sich zu verabschieden, gelang es Werner nicht, ihn loswerden. Langsam dämmerte es ihm, dass dieser Mann homosexuell war. Das regte Werner auf und machte ihm gleichzeitig etwas Angst. Schließlich kam ihm eine Idee. Er suchte in einem Tanzlokal die Toilette auf und verließ das Gebäude erfolgreich durch den Hinterausgang, während der Mann am Vordereingang auf ihn wartete. Werner verbrachte dann eine recht unruhige Nacht voller Angst, dass der Mann sein Hotelzimmer aufsuchen würde. So viel zum Leben in der Großstadt.

Werner war ein ausgezeichneter Tänzer, leichtfüßig und ohne einen falschen Schritt. Er hatte die Tanzschule Arthur Murray besucht und erzählte uns oft, wie man ihm dort das Führen beibrachte. Die Worte des Tanzlehrers waren folgende: „Legen Sie einen Arm um die Taille Ihrer Partnerin und drücken Sie mit der anderen Hand fest gegen ihre Handfläche. Dann machen Sie einen Schritt nach vorne. Keine Angst bei diesem Vorwärtsschritt! Sie ist nur eine Frau und muss lernen, Ihnen nicht mit den Füßen im Weg zu stehen.“ Werner liebte das Tanzen, und gute Tänzerinnen liebten ihn als Tanzpartner, da seine Bewegungen ein Gedicht waren. Ich zuckte jedes Mal zusammen, wenn ich mit ihm tanzen musste, denn mangels Gelegenheit es zu üben, war ich ihm haushoch unterlegen. Aber meine Mutter war eine perfekte Tanzpartnerin für ihn und es war eine Freude, den beiden zuzusehen. „Warum kannst du nicht tanzen wie deine Mutter?“ fragte er mich oft. „Weil sie ihr ganzes Leben lang Hausfrau war und Zeit hatte, mit meinem Vater (der auch ein guter Tänzer war) tanzen zu gehen. Ich, auf der anderen Seite, musste Tag und Nacht in dem verflixten Pflegeheim arbeiten.“ Darauf konnte Werner dann nur mit „Sch...!“ antworten.

Rudi, Dinora, Werner und ich besuchten gerne deutsche Feste. Dinora tanzte gerne, aber Rudi nicht. Ab und zu tanzte Werner mit Dinora, und ich habe dabei immer eine gewisse Spannung in der Luft gespürt. Nach Werners Tod wusste ich dann warum.

Dinora erzählte, dass sich Werner immer einen Sohn gewünscht hatte, einen kleinen Werner. Trotz all seiner Bemühungen sollte es jedoch nicht Wirklichkeit werden. Ende der sechziger Jahre suchte Werner einen Facharzt auf, um sich untersuchen zu lassen. Nach verschiedenen Tests sagte man ihm, dass die Anzahl seiner Spermien zwar nicht kontinuierlich hoch war, aber manchmal doch mehr als 65 Millionen betrug. Obwohl sich die Beweglichkeit der Samenzellen als nicht besonders gut erwies (meist 1+ und darunter), und auch deren Form und Gestalt viel zu wünschen übrig ließen, wurde ihm geraten, die Hoffnung nicht aufzugeben. Kurz nachdem wir uns im Shelby Inn an der Ecke Mound Road und West Utica Road kennen gelernt hatten, erkrankte Werner an Nebenhodentzündung und litt über eine Woche lang schrecklich, bis dann die Antibiotika die Infektion besiegten. Nach dem Kontrollbesuch beim Arzt wegen dieser

Infektion lud er mich zu einem feinen Steak in das Kingsley Inn in der Woodward Strasse ein. Während der anschließenden Fahrt nach Hause teilte er mir traurig und etwas nervös mit, dass bei der erneuten Untersuchung keinerlei lebende Samenzellen gefunden werden konnten. Ob mir denn klar sei, dass wir niemals Kinder haben könnten, fragte er mich. Ich antwortete ihm, dass mir diese Folge einer solchen Infektion bekannt sei. Werner war jedenfalls ziemlich erschüttert und hatte Probleme, mit mir über dieses Thema zu sprechen.

Erst nach Werners Tod erfuhr ich, dass das Fruchtbarkeitsproblem bereits seit den sechziger Jahren im Raum stand und er diesbezüglich bereits einen Facharzt konsultiert hatte. Das absolut Witzigste, das ich in Werners Sachen gefunden habe, war die irrsinnig komische Parodie, die Werner von dem Arzt erhalten hatte, um dieses Problem etwas erträglicher zu gestalten. Es muss einfach hier in dieser Biografie zitiert werden:

Im Jahr 1971 schrieb der britische Gesundheitsdienst vor, dass alle Paare, bei denen sich innerhalb der ersten fünf Ehejahre kein Nachwuchs einstellte, die Dienste eines Beamten zur Herbeiführung einer Schwangerschaft der Ehefrau in Anspruch nehmen mussten.

EHEMANN: „So, ich gehe jetzt zur Arbeit. Der Beamte wird bestimmt bald hier sein.“
(Der Ehemann verlässt das Haus mit hängendem Kopf, während sich seine Frau hübsch macht. Sie pudert sich gerade die Nase, als die Türglocke ertönt.) Ein Herr steht vor der Tür. Statt des erwarteten Beamten ist es jedoch ein Kinderfotograf, der Aufnahmen machen und verkaufen will. Der folgende Dialog läuft ab:

FRAU: „Guten Morgen.“

HERR: „Guten Morgen. Darf ich mich vorstellen, ich komme von ...“

FRAU: „Keine Erklärung nötig, Herr ...“

HERR: „Jones ist mein Name, und ich bin spezialisiert auf ...“

FRAU: „Ja, natürlich. Bitte kommen Sie herein, und setzen Sie sich.“

HERR: „Ihr Mann hat Ihnen bestimmt erzählt, dass ...“

FRAU: „Ja, ja, und wir sind uns einig, dass dies wohl das Beste ist.“

HERR: „Tja, dann kann ich ja sofort mit meiner Arbeit beginnen. Überlassen Sie alles mir. Ich empfehle zwei in der Badewanne, eins oder zwei auf der Couch, und ein paar auf dem Fußboden.“

FRAU: „Badewanne! Couch! Fußboden! Großer Himmel!“

HERR: „Ja, gute Frau, selbst für die Besten unter uns ist nicht jeder Schuss ein Treffer. Aber bei sechs Versuchen kommt hundertprozentig ein süßer Schatz heraus. Das meiste Glück habe ich gewöhnlich mit der Badewanne.“

FRAU: „Entschuldigen Sie, aber geht das nicht etwas zu weit?“

HERR: „Ganz und gar nicht. Ein Mann in meiner Branche muss sich Zeit für seine Arbeit nehmen. (Er öffnet sein Präsentieralbum.) Sehen Sie sich dieses Baby an. Exzellente Arbeit...hat vier Stunden gedauert...ist das nicht ein Goldschatz?“

FRAU: „Ja, wirklich ein süßes Kind.“

HERR: „Sehen Sie hier - dies ist ein Zeugnis von schwieriger Arbeit. Ob Sie es glauben oder nicht, es ist auf dem Dach eines Stadtbusses am Piccadilly Circus entstanden.“

FRAU: „Oh mein Gott!“

HERR: „Es ist eigentlich gar nicht so schwer, wenn man genau weiß, wie. Es wird dann zum reinsten Vergnügen. Das nächste hier habe ich im Hudson Schaufenster gemacht. Ein Volltreffer beim ersten Mal.“

FRAU: „Auch nur ein einziges Mal im Hudson Schaufenster wäre mir ein wenig zu sehr in der Öffentlichkeit.“

HERR: „Da gibt es noch eine kleine Geschichte dazu. Die Mutter des Kindes war Filmschauspielerin und sie wünschte deshalb etwas Publicity – und die hat sie zweifellos erhalten!“

FRAU: „Das kann ich mir vorstellen.“

HERR: „Hier ist ein Bild der hübschesten Zwillinge der Stadt. Dieses Projekt habe ich letzten Winter an einem verschneiten Nachmittag im Green Park ausgeführt. Es dauerte von zwei bis nach fünf Uhr. Ich glaube nicht, dass ich jemals unter schwierigeren Bedingungen gearbeitet habe. Vier bis fünf Reihen von Schaulustigen sammelten sich um uns herum“

FRAU: „ Vier bis fünf Reihen?“

HERR: „Oh ja, überall waren Leute. Stellen Sie sich vor, mehr als drei Stunden unter diesen Bedingungen. Zwei Polizisten haben mir sogar geholfen. Ich hätte zwar vor Einbruch der Dunkelheit schon noch ein bis zwei Mal abdrücken können, aber die Eichhörchen begannen, mein Gerät anzuknabbern und ich musste aufgeben. Also, wenn es Ihnen recht ist, stelle ich jetzt meinen Dreibeinständer auf und es kann losgehen.“

FRAU: „Ihren ...DREIBEINSTÄNDER!?!?!“

HERR: „Ich benutze das immer, weil das lange Hochhalten sonst zu schwer wird. --- Um Himmels willen, sie ist ohnmächtig geworden----.“

Als die Nebenhodenentzündung verheilt war, konsultierte Werner noch 14 Jahre lang verschiedene Fachärzte in der Hoffnung, unsere Fruchtbarkeit erhöhen zu können – jedoch ohne Erfolg. Wir bemühten uns sogar um Reagenzglasbefruchtung. Das Traurige aus jener Zeit ist, dass ich zwar auf Grund der Fertilisationsbehandlung fünf reife Eizellen produziert habe, Dr. Magyar jedoch nicht fähig war, die Zeit richtig einzuschätzen. Der Eisprung fand nämlich an einem Wochenende statt, und alles war verloren. Das brach mir fast das Herz. Anzahl, Beweglichkeit und Morphologie Werners Samenzellen waren nämlich zu jener Zeit von akzeptabler Güte und wir hätten eine Chance gehabt. Etwas Eigenartiges geschah an jenem Vormittag, an dem ich die Abteilung auf Grund des verpassten Eisprungs unverrichteter Dinge verließ. Als Werner und ich aus der Klinik traten, entdeckten wir am Himmel drei große, übereinanderliegende Regenbogen. Noch nie zuvor hatten wir einen Regenbogen von dieser Größe gesehen, und schon gar nicht drei Stück. Die Leute, die aus der Klinik kamen und anhielten, um zu sehen was wir da betrachteten, waren ebenfalls von dem Anblick überwältigt. Eigentlich hatte ich damals gehofft, dass dies ein Zeichen für ein zukünftiges gemeinsames Kind sei, aber das sollte sich nicht bewahrheiten. Werner sah es gar nicht gerne, wenn ich mit anderer Leute Kindern spielte oder mich mit ihnen abgab und versprach mir, dass ich eines Tages mein eigenes haben würde. Aber wir hatte nie eigene Kinder und es gibt nun auch keine zum Liebkesen in der Familie. Kurz vor seinem Tod bereitete das Zurücklassen seines Geldes ein großes Problem für Werner. Er wollte es ja nicht einfach irgendjemandem zukommen lassen. Er sagte, dass ich die Einzige sei, die ihn geliebt und unterstützt habe. Seine Schwester habe ihn um die Erbschaft seines

Vaters betrogen. „Es ist wirklich schade, dass wir keine Kinder haben,“ sagte ich zu ihm, „es wäre noch besser, ein Kind zu adoptieren und diesem das Geld zu hinterlassen, als Menschen, die dich nicht lieben oder dich vielleicht gar nicht kennen.“ Überraschenderweise gab er mir zum ersten Mal in seinem Leben Recht, und er fragte mich, wie wir denn eine Adoption einleiten könnten. Aber innerhalb einer Woche lag Werner tot am Boden und damit war auch der Traum von eigenen Kindern zu Ende.

Ein Mal hätte Werner fast Weihnachten in einem Detroiter Gefängnis (das in der Innenstadt bei der Wayne State Universität) verbracht. Er war wegen seines üblicherweise flotten und unberechenbaren Fahrstils angehalten worden. Bei der Überprüfung der Papiere wurde festgestellt, dass das Auto nicht die richtigen Kennzeichen trug. Werner musste zur Wache mitkommen. Da er fast kein Bargeld bei sich hatte, - eine Kreditkarte besaß er nie -, wurde er festgehalten. Werner rief in seinem Haus 1919 Wyoming an, aber dort hatte auch niemand Geld dabei. Also verbrachte er eine Nacht im Gefängnis und konnte dann am folgenden Tag, als die Banken öffneten, ausgelöst werden.

Werners Straßenverkehrsregister schwankte immer zwischen schlecht und grauenhaft. Er war ein sehr intensiver, dynamischer Mensch. Beim Essen und beim Autofahren zeigte er gewaltigen Einsatz. „So schnell wie man isst, so schnell arbeitet man auch,“ pflegte er zu sagen. Und er tat beides sehr schnell. Aber er fuhr auch so, schnell und intensiv. Werner hatte es immer eilig. Wir sagten immer, dass er mit allem eine halbe Stunde zu spät dran war, weil er viel zu tun hatte und sich jeden Tag so unwahrscheinlich viel vornahm. Um die produktive Zeit zu verlängern, verkürzte er Fahrzeit, d.h. er fuhr, als ob der Teufel hinter ihm her wäre und es blieb nur zu hoffen, dass man sein Ziel unversehrt erreichte (und „zum Kuckuck mit den anderen Autofahrern, in dieser Ellbogengesellschaft muss jeder selbst sehen, wo er bleibt). Ich erinnere mich an einen Tag, an dem er Lisa zum Metropolitan Flughafen bringen musste und ziemlich spät dran war. Sie hätte schon seit einer halben Stunde dort sein sollen, und jetzt fing es auch noch an zu schneien und die Hauptverkehrszeit brach an. Werner erreichte das Autobahnkreuz I-75 / I-94. Plötzlich standen wir in einem Stau und nichts ging mehr. „Sch...!“ war Werners Reaktion auf diesen Stau zu einem Zeitpunkt, wo wir uns eigentlich mit voller Geschwindigkeit hätten bewegen müssen, um das Flugzeug noch zu erwischen. Plötzlich riss er das Lenkrad herum, und es war ein Gefühl, als ob wir abgehoben hätten. Er war auf den Standstreifen gefahren und wir sausten mit 100 Stundenkilometern an allen Fahrzeugen vorbei! Die stehende Autoschlange vermittelte uns das Gefühl, als seien wir mit mehr als 160 km/h unterwegs. Auf dem Standstreifen dieser Detroiter Stadtautobahn liegt immer viel Müll – Reifenteile, Glassplitter, Flaschen, Papier, usw. Dieses ganze Abfallsortiment wurde aufgewirbelt und hagelte auf die Fahrbahn, als Werner darüber hinweg brauste. Lisa flippte aus. Sie war schneeweiß im Gesicht. „Oh mein Gott!“ murmelte sie vor sich hin. Werner hatte einen Ausdruck der Entschlossenheit um seinen Mund, und weiße Fingerknöchel, und blieb auf dem Gas! Nachdem wir etwa sechs Kilometer auf diese Weise zurückgelegt hatten, ohne in die Ewigkeit einzugehen, beruhigte sich Lisa ein wenig. Und ich, ich hatte bereits zwölf Jahre lang mit diesem Fahrstil gelebt und war abgehärtet. Ich lehnte mich einfach zurück und war Passagier. Nachdem wir das bisher ohne Kollision überstanden hatten, sagte ich mir, dass Werner wahrscheinlich besser

wusste, was er tat, als es für andere augenscheinlich war. Lisa fand diese Art von Fahren ungeheuerlich und sagte zu mir, sie würde Werner ein Schild für das Auto kaufen mit der Aufschrift 'Ich darf so fahren, ich bin Deutscher!' Das hat sie auch gemacht. Er bekam es von ihr zu Weihnachten geschenkt. Komplett mit einem Bild von Bär. Sie schloss Bär auf dem Schild ein, um der Sache einen ironischen Touch zu geben, da sie schreckliche Angst vor ihm hatte. Werner nahm Bär überall mit hin, sehr zum Verdruss anderer Leute. Wenn Fremde im Auto mitzunehmen waren, mussten diese zuerst einsteigen, und dann erst durfte Bär ins Auto. Wir hatten nämlich festgestellt, dass Bär jeden als unwillkommenen Eindringling betrachtete, wenn er bereits im Auto saß.

Ein Mal fuhr Tom Armbruster mit seinem kleinen Sportwagen vor und lud Werner zu einer Spritztour ein. Das war kurz nachdem die beiden sich kennen gelernt hatten. Argwöhnisch sah sich Werner den winzigen Sportflitzer an, aber in seiner Ausgelassenheit ließ er sich von Tom überreden, eine Runde durch die Stadt zu drehen. Werner wusste schon, dass seine Körpermasse etwa 80% des Wagens in Anspruch nehmen würde, versuchte jedoch trotzdem, sich wie eine Sardine hineinzquetschen. Das war keine gute Idee. Als er sich gerade mit einer Hälfte im Innern des Wagens und mit der anderen Hälfte noch außerhalb befand, rutschte er mit den Füßen ab und ... es bedarf nicht allzu großer Vorstellungskraft, mit welchem Körperteil er voll auf das Trittbrett knallte. Auuuuuu!!

Nach diesem schmerzhaften Ereignis war er bei kleinen Fahrzeugen viel vorsichtiger beim Ein- und Aussteigen, und oft weigerte er sich ganz. Bis er mich kennen lernte. Ich fuhr einen Datsun. Er hat sich so lange über mein Auto lustig gemacht, bis er hörte, wie viel Kilometer ich mit einem Liter Benzin zurücklegen konnte. Da änderte sich seine Einstellung um 180 Grad und er sagte nichts mehr. Er vertrat ja alles, was Geld sparte. Aber was für eine Affäre es jedes Mal war, ihn in das kleine Auto hinein und wieder heraus zu bekommen! Er öffnete die Fahrzeugtür, hielt sich krampfhaft daran fest während er seinen ganzen Oberkörper nach außen lehnte, und platzierte dann vorsichtig sein Hinterteil auf dem Beifahrersitz. Dann schwang er ein Bein nach dem anderen in das Fahrzeuginnere. Nach diesem Drehen und Winden zog er die Schultern so weit wie möglich zusammen und zwängte seinen Oberkörper in den Innenraum. Als nächstes kurbelte er – Sommer wie Winter – das Wagenfenster ganz herunter und ließ die rechte Schulter und den Arm hinaushängen. Dann folgten jedes Mal die gleichen Worte: „In dieses winzige Auto passe ich nur hinein, wenn mein Penis aus dem Fenster hängt!“ Sobald er hörte, dass ich nur 3000 Dollar für den Wagen bezahlt hatte, ließ er keine abwertenden Bemerkungen mehr fallen. Als ich dieses Auto mit 157,000 gefahrenen Kilometern und lediglich zwei Reparaturen in den gesamten fünf Jahren für 1400 Dollar verkaufen konnte, kam von Werner überhaupt nur noch Zustimmung zu diesem Fahrzeug. Die Rechnung zeigte, dass sich dieses Auto wirklich bezahlt gemacht hatte.



Werner Wilhelm II

Innerhalb der folgenden sieben Jahre stimmte er dem Kauf von zwei Hondas für mich zu, aber für sich brauchte er einen komfortablen Cadillac. Was er daran besonders schätzte waren Größe, Federung und die angebotene Sonderausstattung. Er fuhr fast ausschließlich einen hellblauen Cadillac. Nach seinem Tod waren einige seiner Freunde der Meinung, Werner wolle bestimmt, dass ich mir einen hellblauen Cadillac zulege, damit er mich auf meinen Fahrten begleiten könne, wenn auch nur spirituell.

Werner hatte auch keine Angst, unter höchst ungünstigen Straßenbedingungen Auto zu fahren. Ich glaube, es war im Jahr 1977, als das Wetter eines Tages so schlecht war, dass eine öffentliche Warnung herausgegeben und die Bevölkerung aufgefordert wurde, zu Hause zu bleiben. Die Temperaturen bewegten sich unter -15° und weder Salz noch sonstige Mittel konnten das harte Eis auf den Straßen schmelzen. Nach zwei Tagen unveränderter Bedingungen fiel mir in meinen eigenen vier Wänden langsam das Dach auf den Kopf. Ich rief Werner an und sagte ihm, dass ich ihn sehr vermisse. Er wollte daraufhin zu mir kommen – ich wohnte in Chesterfield, Ecke 21 Mile und Sugarbush – und mit mir in dem nahegelegenen Restaurant essen gehen. So rutschte er dann nach Chesterfield, holte mich ab, und wir verbrachten wunderschöne Stunden. Es war mir zwar recht mulmig auf der Fahrt über die Uferstraße und die Autobahnüberführung nach Gratiot, aber Werner fuhr mit unerbittlicher Entschlossenheit und meisterte die Situation.

Ein anderes Mal gab es meterhohen Schnee und auf den Straßen bewegte sich nichts mehr. Das war im Jahr 1981. „Steig ein,“ sagte Werner zu mir, „wir müssen Pflegepersonal zu St. Anne's transportieren. Es sind nicht genug Pflegerinnen erschienen.“ Im St. Anne's angekommen, ließ er einige Pflegerinnen anrufen und ihnen auftragen, an der nächstgelegenen großen Hauptstraße zu warten, bis sie abgeholt würden. Er überreichte mir die Autoschlüssel, eine Liste mit Namen und Treffpunkten, und schärfte mir ein, keine Nebenstraßen zu benutzen, nicht in Schneewehen zu fahren, und das Auto nicht zu beschädigen. Trotz einiger kritischer Momente schaffte ich es innerhalb einer Stunde, mit einer Wagenladung voll Personal zurückzukehren.

Etwa ein Jahr vor seinem Tod brachte mich Werner in die westliche Innenstadt von Detroit, um mein Auto von der Werkstatt abzuholen. Ich hatte es bei einer der Tankstellen in der Nähe des Woodmere Friedhofes abgegeben, die gute Kfz-Mechaniker beschäftigten und auf Grund niedriger Geschäftskosten sehr günstige Preise boten. Nachdem ich meinen Wagen in Empfang genommen hatte, lud mich Werner zu einem Hamburger und einer Cola bei McDonald's ein. (Ich HASSE zwar McDonald's, ging aber trotzdem immer mit, weil ihn das freute.) Es war ein neuer und sauberer McDonald's und wir waren in eine sehr angenehme Unterhaltung vertieft, als ich plötzlich ganz viele riesengroße Schneeflocken fallen sah. „Wir machen uns jetzt besser auf den Heimweg,“ sagte ich zu ihm. „Nee, es wird nicht viel runterkommen. Dränge mich bitte nicht. Ich

kann das Drängeln nicht mehr vertragen. Es ist Samstag und ich brauche etwas Ruhe.“ So blieben wir also sitzen und unterhielten uns weiter, während ich immer wieder einen wachsamem Blick auf die schönen Schneeflocken vor dem Fenster warf. Werner bemerkte plötzlich selbst, wie die Fahrzeuge draußen ins Rutschen kamen und Leute den Parkplatz nicht verlassen konnten, weil die Räder im Schnee durchdrehten. „Oh, oh, wir machen uns jetzt besser auf den Heimweg,“ sagte er. Wir stiegen in unsere Autos ein, nachdem ich ihn noch knurrend darauf hingewiesen hatte, nicht so zu fahren, als ob der Teufel hinter ihm her wäre und mich nicht irgendwo in einer Schneewehe meinem Schicksal zu überlassen. „Bleibe bitte hinter mir, falls ich Hilfe brauche,“ bat ich ihn. Das ging auch auf der Autobahn I 75 Richtung Norden nach Utica noch gut. Am Kreuz I 75 / I 696 sah ich, dass vor mir ein langer Stau war und beschloss, abzufahren und die I 696 zu benutzen. Werner blieb auf der I 75 und schoss an mir vorbei. Ich bereute meine Entscheidung, da es auf der I 696 zahlreiche Auffahrunfälle gegeben hatte, Fahrzeuge im Graben lagen, und andere kreuz und quer auf der Fahrbahn standen. Es gelang mir jedoch, um all die liegengebliebenen Fahrzeuge herum zu rutschen und Van Dyke zu erreichen, wo es jedoch auch nicht besser war. Ungefähr eine Stunde später kam ich zu Hause an und erwartete eigentlich Werner im Bett liegend vorzufinden und wieherndes Gelächter zu hören, weil ich so lange gebraucht hatte. Aber das Garagentor war zu. „Vielleicht ist er noch zum Pflegeheim gefahren,“ dachte ich. Ich ging dorthin, aber es war weit und breit kein Werner zu finden. Dann ging ich in das 'blaue Haus' und wartete auf ihn. Nach eineinviertel Stunden tauchte er auf. Er sah etwas müde aus, aber nicht abgekämpft. „Wo warst du denn?“ fragte ich ihn. Mit einem Blick, der so etwas wie 'dumme Frage!' ausdrückte, antwortete er, „auf dem Weg nach Hause!“ „Hast du noch irgendwo angehalten?“ fragte ich ihn. Wieder bekam ich diesen Blick, der so viel bedeutete wie 'hast du sie noch alle?' „Ich bin schon weit über eine Stunde zu Hause,“ sagte ich, „was hat dich denn aufgehalten?“ Der nächste Blick hieß 'erzähle mir keine Märchen!' Dann öffnete er das Garagentor, ging ins Haus und ließ sich ins Bett fallen. Ich war heilfroh, dass wir es lebendig und ohne Zwischenfälle nach Hause geschafft hatten.

Als Werner es leid war, ständig Luft in seinen rechten Vorderreifen nachzufüllen, bückte er sich eines Tages tatsächlich, um die Ursache für den steten Luftverlust festzustellen. Der Grund? Die vielen Bordsteinkanten, über die er mit voller Geschwindigkeit gefahren war, hatten die Felge so beschädigt, dass Luft aus dem Reifen entwich. Als nächstes erfolgte die Fahrt zum Schrottplatz, um eine billige Felge zu ergattern. Bei 'Central Auto Parts' war er für seine Verhandlungskünste bekannt. Ohne Debatte verkauften sie ihm die Felge fast zum Selbstkostenpreis. Werner mag zwar sehr auf seine Ausgaben geachtet haben, aber er war 'Central Auto Parts' bester Kunde. Man riss dort schon Witze und wollte ihm einen Aufkleber für sein Auto besorgen auf dem stand: 'Komplett neu - ausschließlich mit Ersatzteilen von Central Auto Parts.'

Ein Mal hatte er einen platten Reifen in den Bergen von West Virginia – um ein Uhr morgens, mitten im Winter, bei heftigem Schneefall. „Rrrr, polter, polter, polter“ machte es. „Oh du Sch...“ sagte Werner und hielt am Straßenrand an. „Der verdammte Reifen ist platt,“ brüllte er. Und dann starrte er ihn nur an. Wir befanden uns ungefähr da, wo sich Fuchs und Hase gute Nacht sagen – weit und breit keine Tankstelle, weit und breit kein Anzeichen von Zivilisation. Werner stand da wie ein Häufchen Elend. Ich bestätigte, dass

der Reifen gänzlich platt war, nahm ihm die Autoschlüssel aus der Hand und öffnete den Kofferraum. Katastrophengebiet! Sein halbes Leben war im Kofferraum gelagert. Bis zur oberen Kante des Kofferraumdeckels stapelten sich die Sachen und ich fragte mich, ob ich ihn jemals wieder schließen können würde. Ich begann, seine wertvollen Papiere auszuräumen, um an so banale Dinge wie Wagenheber oder Radmutter Schlüssel zu kommen. „Was machst du mit meinen verdammten Papieren?“ schrie er. „Ich räume sie aus dem Weg, um Reserverad, Wagenheber und Radmutter Schlüssel zu finden,“ bellte ich zurück. „Ich glaube nicht, dass ich das habe,“ sagte er dann ganz ruhig und nachdenklich. „Warum hast du diese Dinge denn herausgenommen?“ fragte ich ihn. „Ich weiß es nicht mehr,“ war seine ehrliche Antwort, „aber ich kann mich nicht erinnern, sie in der letzten Zeit im Kofferraum gesehen zu haben.“ „Wie könntest du sie den überhaupt gesehen haben mit dem ganzen Müll obendrauf?“ wollte ich wissen. „Das sind lauter wichtige Papiere – und kein Müll!“ Mit schmerzverzerrtem Gesicht beobachtete er, wie ich fortfuhr, das ganze Papier an den Straßenrand zu werfen. Voilà! Ich fand das Reserverad. Und einen Wagenheber! Und 20 Minuten später einen Radmutter Schlüssel. Werner sah sich diese Gegenstände so skeptisch an, als ob ich sie gerade aus der Unterwelt geholt hätte. Dann machte ich mich an die Arbeit. Die Radmutter waren an der Felge festgerostet. Ich wusste mir nicht mehr anders zu helfen, als mich mit meinem ganzen Gewicht auf den Steckschlüssel zu stellen. Das funktionierte, und bald hatte ich alle fünf Mutter gelöst. Dann brachte ich den Wagenheber zum Einsatz, nahm die Radmutter und das Rad ab und montierte das Reserverad. Werner beobachtete dies voller Staunen, als ob er zum ersten Mal einen Reifenwechsel gesehen hätte. „Das hast du aber wirklich ganz toll gemacht,“ war sein Kommentar, als alles erledigt war. Bezüglich seiner Papiere, die hinter dem Auto auf dem Boden lagen, waren die Wogen allerdings noch nicht ganz geglättet. Er regte sich dann noch einmal auf und schrie mich an, das Werkzeug doch nicht auf die wichtigen Papiere zu legen, die sich noch im Kofferraum befanden. Da reichte es mir langsam und ich begann mich zu fragen, ob er denn diese wichtigen Papiere vielleicht essen wolle. Wir mussten dann an der nächsten Tankstelle (nach unzähligen Kilometern) anhalten, weil der Reservereifen nicht viel Luft hatte. Autoinstandhaltung war einfach nicht Werners Stärke.

Als nächstes fragte ich mich, warum Werner bei Schneesturm und mitten in der Nacht Auto fuhr, als ob der Teufel hinter ihm her sei. „Warum machen wir das eigentlich?“ fragte ich ihn mit so viel Nettigkeit und Geduld, wie ich nur aufbringen konnte. „Weil wir um 6 Uhr morgens in Ann Arbor sein müssen,“ erwiderte er. „Und wofür müssen wir mitten in der Woche um 6 Uhr morgens in Ann Arbor sein?“ bohrte ich weiter. „Weil du morgen operiert wirst.“ „Operiert??!“ kreischte ich, „was zum Teufel willst du damit sagen? Ich bin doch völlig gesund!!“ „Ich halte eine Explorationsoperation für eine gute Idee um festzustellen, ob du aus medizinischen Gründen nicht schwanger werden kannst,“ erklärte er. „Mein Arzt hat bestätigt, dass bei mir alles Ordnung ist. Es liegt an deiner miesen Spermienzahl,“ schleuderte ich ihm ins Gesicht. „Das stimmt nicht,“ erwiderte er, „mein Arzt ist davon überzeugt, dass die Anzahl meiner Samenzellen für eine Befruchtung ausreicht, also muss das Problem bei dir liegen!“ „Du hältst am nächsten vernünftigen Motel an. Wir werden dort übernachten. Du rufst das Krankenhaus an und sagst diesen Operationstermin ab!!“ sagte ich so streng ich konnte.

Er tätigte den Anruf. Ich genoss ein schönes Zimmer im Holiday Inn, und am nächsten Tag fuhren wir bei viel besserem Wetter gemütlich heim nach Michigan.

So lange ich Werner kannte, war er höchst allergisch gegen das zu Fuß gehen. Um sich auch nur ein paar Schritte zu ersparen, fuhr er stets mit dem Auto so nahe wie möglich an seinen Bestimmungsort heran und machte auch keine Ausnahme, als er am Gericht in Mt. Clemens vorsprechen musste. „Peggy, steig ein!“ befahl er. „Yes, Sir,“ antwortete Peggy und hüpfte in das Auto. Dann fuhr er mit solcher Geschwindigkeit nach Mt. Clemens, dass für diese Strecke eigentlich vorher ein Flugablaufplan einzureichen gewesen wäre. Peggy ist Rennfahrerin und die Geschwindigkeit störte sie nicht im Geringsten, aber sein Fahrstil...Besonders wenn er die gesamte Breite der Landstraße in Anspruch nahm und entgegenkommenden Fahrzeugen im letzten Moment auswich. „Oh mein Gott!, den hättest du fast erwischt!“ rief Peggy, wie sonst auch alle anderen, die wir dumm genug waren, mit ihm mitzufahren. Werner warf ihr einen vernichtenden Blick zu, mit dem er deutlich sagte ‘dumme Frau!’ Na ja, irgendwie gelangten sie unversehrt zur Gratiot Avenue in Mt. Clemens. Werner entdeckte das Gerichtsgebäude auf der anderen Straßenseite, wendete in einem großen Bogen und landete vor der Eingangstreppe auf der Südseite des Gerichtsgebäudes. „Verdammt!“ bellte er, „sieh mal wo der Eingang ist!! So weit kann ich doch nicht gehen!“ Dann umklammerte er das Lenkrad mit festem Griff und setzte sein verbissenes Gesicht auf. Vor mindestens sechs Polizeibeamten, zu Fuß und in Streifenwagen, riss er das Lenkrad nach rechts, stieg auf das Gaspedal, besiegte die Bordsteinkante und fuhr sowohl über den Gehsteig als auch den Gehweg direkt auf die Treppe zu. Peggy machte sich darauf gefasst, dass der Cadillac alle Stufen auf einmal nehmen würde. Aber Werner kam auf der ersten Stufe zum Stehen. Er sprang aus dem Wagen und schrie, „Sch..., so viele Stufen – warum gibt es an diesem verdamnten kommunistischen Behördengebäude keinen Behinderteneingang? Peggy, du parkst den Wagen und kommst dann zum Gerichtssaal!“ Peggy fühlte sich wie eine Vollidiotin, als sie den Wagen von der Stufe zurücksetzte, und über den Fußgängerweg und die Bordsteinkante zur Straße brachte. „Die Leute denken bestimmt, dass ich auf diese Treppe gefahren bin,“ schimpfte sie vor sich hin. Dann stellte sie das Auto in der Parkgarage ab und marschierte zum Gerichtsgebäude. (Sie musste übrigens die Parkgebühr selbst bezahlen, weil Werner darauf bestand, dass sie etwa fünf oder sechs Straßen weiter kostenfrei am Straßenrand hätte parken können) Wir haben Werner jedenfalls trotz allem sehr gerne gehabt. Wir taten, was er uns auftrug, begleiteten ihn auf allen Wegen, und starben oft fast vor Peinlichkeit über die wir später (viel später) Tränen lachten. Jetzt, nachdem er uns verlassen hat, ist das Leben in Wil Mar sehr ruhig und langweilig geworden. Wir 'Oldtimers' geben offen zu, dass wir sowohl ihn, als auch die mit ihm verbundenen Zirkusaufführungen, die niemals Langeweile aufkommen ließen, sehr vermissen.

Ein anderes Mal fuhr Mister wieder größtenteils auf der Mittellinie, halbe Wagenbreite auf der entgegengesetzten Fahrbahn. Peggy bekam einen Anfall und erwartete jeden Moment einen Frontalzusammenstoß. Werner, ganz ruhig und unbeteiligt, erklärte ihr, dass ihm das große Emblem auf dem Kühler des Cadillac so gut gefalle und es ihm Spaß mache, dieses Emblem mit der Mittellinie zu koordinieren.

Aber...wenn Werner Beifahrer war und einer von uns am Steuer saß, brüllte und schrie er als ob er verbluten müsste. „Nicht so schnell!“ - „Vorsichtiger in der Kurve!“ - „Bieg nicht so scharf ab!“ usw. Unsere Antworten, wie z.B. „Ich fahre doch ganz normal!“ oder „Was hast du für ein Problem?“ pflegte Werners oben beschriebene Reaktion nur noch zu verstärken.

Viel schlimmer als den schnellen und unberechenbaren Fahrstil fand ich, wenn er mit 45 bis 50 Stundenkilometern über die Autobahn schlich 'um sich die Landschaft anzusehen'. Rundherum Geheule und Geschimpfe aus den vorbeifahrenden Autos. Werner zeigte ihnen den Finger, benutzte aber meist den falschen. Dann gab er Gas, fuhr exakt neben einem dieser Fahrzeuge, rief so einiges hinüber und betätigte seine Hupe nonstop. Es wundert mich gewaltig, dass ihn keiner dieser Autofahrer jemals mit der Faust bedacht hat.



„Bear“

Werner nahm gerne seine deutschen Schäferhunde im Auto mit. Und die Hunde fuhren gerne mit ihm mit. (Sie erkannten wahrscheinlich die große Gefahr nicht, in der sie sich befanden). Er nahm sie mit zur Arbeit, und auf dem Hin- und Rückweg bekamen sie McDonald's Hamburger und Dairy Queen Eiscreme-Hörnchen. Nur als Bär etwas älter wurde, entwickelte er allmählich Angst bei Werners Eskapaden im Straßenverkehr. Der Hund zeigte die gleichen Angstsymptome wie Dinora, wenn sie mit dem 'Blucker-Blucker' unterwegs waren. (Das war der Spitzname für den Kleinbus, der während der Fahrt immer höllisch laut ein ebensolches Geräusch - blucker, blucker, blam, blam - von sich gab). Einmal hatte ich Bär bei mir in diesem Kleinbus und konnte den Motor nicht starten. Es hatte zuvor längere Zeit geregnet, was dem Motor und den Zündkerzen nicht gut bekommen war. Und Werner tat noch sein Übriges dazu, indem er bei seinen Startversuchen die Zündkerzen überschwemmte. „Ich bin schon verdammt spät dran und jetzt springt diese Sch...kiste nicht an!“ schrie er mit krebsrotem Gesicht. Ich warf ihm meine Schlüssel zu und sagte, er könne meinen Kleinbus benutzen. Laut schimpfend rannte er von dem einen Fahrzeug zum anderen. „Lass mir die Schlüssel für den Blucker da,“ rief ich, „damit ich ein Fahrzeug zur Verfügung habe.“ Er warf die Schlüssel auf den Boden der Einfahrt und schrie „Ja, damit du zu deiner verd... Mutter fahren kannst!“ Dann fuhr er mit quietschenden Reifen rückwärts und war bestimmt bereits fast auf 45 Stundenkilometer, als er die Straße erreichte. (Glücklicherweise ohne Schaden anzurichten, denn er hat auf nichts geachtet, er ist nur gefahren.) Dann widmete ich mich dem Blucker. Nach etwa zehn Minuten lief der Motor, allerdings unter Absonderung großer Rußschwaden aus dem Auspuffrohr. „Es reicht, fahr jetzt endlich und mache keine Mätzchen mehr! Ich komme auch zu spät!“ schrie ich das Fahrzeug an und warf den Rückwärtsgang ein. „Blam, blam...aus,“ erhielt ich als Antwort. Es bedurfte noch unzähliger Startversuche, bis ich diese Kiste endlich auf die Straße bekam. Die

Zündkerzen waren natürlich wieder halb überflutet und der verflixte Kleinbus war mittlerweile auch jenseits aller menschenmöglichen Reparatur. Aber ich war wild entschlossen, dass dieses Sch... Fahrzeug mich den Kilometer auf der Van Dyke zu transportieren hatte. Ich drückte das Gaspedal ganz auf den Boden und startete, und startete, und startete. Da fing sich der Motor plötzlich. Und wie... BLAM...BLAM...BLAM...BLAM!!! Nie zuvor in meinem ganzen Leben hatte ich so eine laute Explosion aus einem Fahrzeugmotor gehört. Es gab für mich nur zwei Möglichkeiten: Entweder würde mich dieser Wagen dahin bringen, wo ich hin wollte, oder der Motor würde explodieren und mich damit endgültig von meinen Blucker-Sorgen befreien. Ich war dermaßen auf das Anspringen dieses Fahrzeugs konzentriert, dass ich gar nicht bemerkte, was um mich herum vorging. Plötzlich sah ich, wie etliche Nachbarn ihre Häuser und Kamine inspizierten, um festzustellen, ob etwas explodiert war. Sie diskutierten heftig, und mein Hund Bär war bereits aus dem Fenster auf der Fahrerseite gesprungen und die Straße entlang in die beschützenden Arme der Nachbarn gelaufen.

Als Blucker noch in etwas besserem Zustand war, fuhr ich ein Mal mit einigen älteren Damen aus der Nachbarschaft durch die Stadt, um uns die Weihnachtsbeleuchtung der Straßen und Gebäude anzusehen. Unterwegs sangen wir Weihnachtslieder und Blucker fuhr brav Kilometer um Kilometer. Eine der Damen bemerkte, „Man muss ja ziemlich laut singen, um diesen Motorenlärm zu übertönen!“ „Ich möchte keine Beschwerden hören,“ sagte ich, „die Fahrt ist schließlich gratis.“

Der Grund für dieses blucker-blucker Geräusch war ein Riss im Auspuffrohr. Werner sagte eine Reparatur wäre zu teuer, also müssten wir damit leben. Als wir einmal damit nach Leland hochfuhren, sah ich am Ortseingang einen Streifenwagen am Straßenrand stehen. Sofort nahm ich den Fuß vom Gas und ließ den Wagen an dem Polizisten vorbeierollen. Ich konnte nur hoffen, dass ich weit genug kam, bevor ich wieder Gas geben musste.



Bear in front of my mini van

Ich HASSTE es, Werner mein Auto zu leihen, da ich es stets in miserablen Zustand zurückbekam. Er sagte, seine Autos seien reine Arbeitsmaschinen. Das traf tatsächlich zu. Leider traf es aber auch auf mein Auto zu, wenn er es in die Hände bekam. Sitzpolsterung beschädigt, Fußmatten aufgeschlitzt und zerrissen, ja sogar der Himmel bekam Risse ab. Als er damals bei einer Versteigerung des Ministeriums für Grünflächen und Erholung ein gebrauchtes Motorrad erworben hatte, musste er dieses irgendwie nach Hause transportieren. Wir waren mit meinem kleinen Honda (das Hecktürmodell) hingefahren, und Werner setzte sich in den Kopf, dass das Motorrad in dieses Auto hineinpassen müsse. Er zwängte es abgewinkelt durch die Hecktüre und schlitzte dabei die innere Kunststoffverkleidung des Daches komplett auf. Auf meine Bemerkung, dass ich das repariert haben wolle, bekam ich nur einen Blick der Empörung und hörte, dass

die Verkleidung absolut nichts mit der Fahrleistung eines Autos zu tun habe und deshalb völlig überflüssig sei. Es erübrigt sich zu erwähnen, dass er die Reparatur nie ausführen ließ. Der Riss war immer noch in der Verkleidung, als ich das Auto Jahre später gegen ein anderes eintauschte.

Mein letzter Kleinbus kam von einem seiner Transportfahrten mit einem Riss im Sitz zurück, und die Aufnahme für den Sicherheitsgurt war zerbrochen. „Auf den Sitz kommt Klebeband, und zum Teufel mit dem Gurt,“ war sein Kommentar. Werner HASSTE Sicherheitsgurte, sie machten ihn nervös. Er ließ Dr. Timban ein Attest ausstellen, dass das Anschnallen Werners Gesundheit schade, da es ihn nervös mache und damit seinen Blutdruck in gefährliche Höhen treibe. Um ganz sicher zu gehen, dass ihn kein Polizist dazu zwingen könne sich anzuschnallen, nahm er kurzerhand eine Schere und schnitt den Gurt ab. Die Schnalle flog in den Mülleimer. „Hey,“ sagte ich zu ihm, „ich würde mich aber schon gerne anschnallen, wenn ich dein Auto benutze.“ „Das ist mein Auto, und ich kann mit dem verdammten Gurt machen, was ich will,“ belehrte er mich.



Werner Wilhelm, „Bear“ and the Blooka, Blooka van

Ein Mal holte Werner mit dem alten Blucker-Blucker (das war das Fahrzeug, das immer ganz laut 'blucker-blucker' machte) Rudi und Dinora von zu Hause ab, um sie zu Dairy Queen in Utica auf ein Eis einzuladen. Dairy Queen befand sich um die Ecke vom Haus meiner Mutter, wo ich mich gerade aufhielt. Als ich Werner in der Garageneinfahrt hupen hörte, kam ich aus dem Haus und gesellte mich zu den Dreien. Wir hatten auf dem Heimweg noch keine Meile zurückgelegt, als Dinora der Hysterie nahe war. Werner fuhr ja gerne auf zwei Fahrspuren gleichzeitig und liebte häufigen Spurenwechsel. Üblicherweise folgte ihm ein Hupkonzert verärgertem Verkehrsteilnehmer. Dinoras Kopf drehte sich nur noch wie auf einem Drehgelenk abwechselnd von einer Seite zur anderen und nach hinten. Sie war das reinste Nervenbündel. Als Rudi ihre Nervosität schließlich nicht mehr ertragen konnte, sagte er zu ihr, „Hör zu, Dinora, Werners Fahrstil ist wie eine Vergewaltigung. Da du absolut keine Chance hast zu entkommen, kannst du dich besser zurücklehnen und die Fahrt genießen!“

Werner ließ immer aus vollem Hals verlauten, dass er bestens autofahre. „Wie sind denn dann die Beulen auf allen vier Seiten deines Cadillac zu erklären?“ fragte ich ihn ein Mal. Diese Frage ärgerte ihn. Kurz darauf wurde der Blaue Cadillac zur Werkstatt Collex, Ecke 13te und Mound Straße gebracht und kam anschließend ohne Beulen wie neu zurück.

Ein Mal hatte Werner seinen Cadillac bei heftigem Schneegestöber auf dem Pickle Barrel Parkplatz, Ecke Greenfield und 12 Mile Straße geparkt. Als wir wegfahren wollten, war es so eng, dass ich ihn bat, zuerst aus der Parklücke zurückzusetzen, damit ich die

Beifahrertür besser öffnen und einsteigen konnte. Er fuhr rückwärts und streifte eine ältere Dame, die hinter dem gegenüber geparkten Auto stand. Die beiden Personen mittleren Alters, die sie begleiteten, waren auch der Meinung, dass sie angefahren worden war, aber die alte Dame, auf Grund des Fallens etwas durcheinander, behauptete steif und fest, auf dem Eis ausgerutscht zu sein. Ich stieg dann zu Werner ins Auto, und während er ganz langsam losfuhr sagte er, „Da habe ich aber Glück gehabt!“

Werner war ein Mal in einen bösen Unfall verwickelt. Er schlug mit dem Gesicht auf das Armaturenbrett auf und brach dabei ein Stück seines Zahnes ab. Glücklicherweise besaß er dickere Zähne als unsereins, sonst hätte er sie sich komplett ausgeschlagen. Er war damals mit seinem neu erworbenen Mercury unterwegs (auf den er sehr stolz war), als ein Wagen buchstäblich über den Mittelstreifen angeflogen kam und Werner seitlich erwischte. Natürlich war der Unfallverursacher nicht versichert, und Werner musste den Schaden selbst bezahlen. An diesem Unfall trug Werner absolut keine Schuld.

Ein anderes Mal fuhren Werner und ich nach Lansing zum Gesundheitsamt. Als wir das Gebäude gegen 17 Uhr verließen, schneite es heftig. Der Boden war bereits schneebedeckt und die Sicht fast null. Plötzlich trat Maurice Reisen, Werners Erzfeind aus der Anfangszeit des Wil Mar (Reisen hatte damals erfolglos die Schließung zu erreichen versucht) hinter Werners Auto. Werner war ganz verstört vor Unschlüssigkeit. „Soll ich ihn umfahren? Soll ich ihn umfahren?“ fragte er mich höchst aufgewühlt immer wieder. „In diesem Schneesturm käme ich wahrscheinlich sogar ungeschoren davon. Ich könnte es auf das Schneetreiben und den grauen Star schieben!“ sagte er. „Nein, ich halte das für keine gute Idee,“ antwortete ich, „mach es nicht!“ Auf dem Heimweg sagte er dann plötzlich „Und ich hätte es doch tun sollen. Dieser Scheißkerl!“



Werner Wilhelm

Als Malis Kinder noch klein waren, beschloss Werner für sie den Weihnachtsmann zu spielen. Na ja, eigentlich hatte Mali ihn inständig darum gebeten – denn Werner hatte nicht so sehr viel für Kinder übrig, und die Rolle des Santa Claus war noch weniger sein Ding. So kauften wir ein Weihnachtsmannkostüm, und ich half ihm in Malis Wohnung beim Anziehen – Hineinpressen ist wahrscheinlich der treffendere Ausdruck. Werner ist der einzige, den ich kenne, der zu dick für ein Weihnachtsmannkostüm war. Als er es schließlich anhatte, sah er jedoch ganz gut aus mit dem blonden Haar, den blauen Augen und dem Bauch voller Gelee, wie es in einem Gedicht so schön heißt. Werner hasste diesen Auftritt. Er hat ja kaum getrunken, aber wenn es geschah, dann heftig. Er griff nur

dann zum Alkohol, wenn sein Mut sank. An jenem Abend brauchte er eine ganze Flasche Kalua, bevor er sich entschloss, seinen 'Schlitten' (alias hellblauen Cadillac) zu besteigen und zu Carleen in Southfield zu fahren. Das lag knappe zwei Kilometer entfernt. Es herrschte starker Schneefall und die Straßen waren glatt. Werner, der sozusagen 'vollgetankt' hatte, war bereit, jedes Hindernis aus dem Weg zu räumen. Innerhalb kurzer Zeit waren wir auf Schnee und Eis mit über 70 Stundenkilometer unterwegs. Ich war der Hysterie nahe. „FAHR LANGSAMER!“ schrie ich. Werner stieß einen Freudenschrei aus und rief „hui, dieses Auto fährt genau wie der Schlitten des Santa Claus!“ Und dann ging es mit 55 Stundenkilometern um die Kurve. Ich dachte schon, wir würden jetzt diesen Bauernhof dort kaufen müssen, aber das Gewicht des Cadillac hielt uns auf der Straße. „Ich habe doch gesagt, dass ich alles bestens im Griff habe,“ sagte Werner. „Dessen bin ich mir nicht so sicher,“ dachte ich für mich. Dank aller Heiligen, Schutz- und Erzengel kamen wir jedenfalls unversehrt an unserem Ziel an, gemäß dem Sprichwort 'Kinder und Narren haben immer Glück'. Werner qualifizierte sich an jenem Abend wirklich als betrunkenen Narr.

Ein anderes Mal nahmen wir an der St. Anne Weihnachtsfeier teil. Seit dem Tod seiner Mutter konnte Werner Weihnachten generell nicht mehr ausstehen und Weihnachtsfeiern hasste er besonders. Da er bei diesen Feiern immer leitender Conférencier bzw. Gastgeber war, bedeuteten sie große Anstrengung für ihn. In jenem Jahr fand er die Weihnachtsfeier ganz besonders aufreibend und um sie zu überstehen war vorweg eine halbe Flasche Drambuie (sein damaliges Lieblingsgetränk) notwendig. Er benahm sich dann während der Weihnachtsfeier unmöglich, was aber eigentlich gut ankam. Besonders Irene gefiel es, als Werner an ihrer Brust herumspielte, um das kleine Licht des auf die Bluse gesteckten Weihnachtsmannes anzumachen. (Irene war dermaßen in Werner verliebt, dass sie den Boden unter seinen Füßen anbetete.) Nach der Feier wurden alle Stühle, die Werner aus Utica ausgeliehen hatte, auf den Anhänger hinter dem Cadillac geladen und Werner fuhr in Richtung nach Hause los. Ich fuhr direkt hinter ihm und war entsetzt darüber, wie er lustig vom rechten Standstreifen nach links zur Straßenmitte, weiter auf die entgegengesetzte Fahrbahn, und wieder nach rechts schwenkte. Zu Hause in Utica angekommen, hatte er auf Grund des Alkohols bereits vergessen, dass er mit Anhänger unterwegs war. Er fuhr geradewegs in die Garage und ließ das Garagentor herunter. RUMS! - mitten auf den Anhänger. „Sch...! Was war das denn?“ rief er, „Ach der verdammte Anhänger - habe die Stühle ganz vergessen.“ Sehr schnell wurde dann das Garagentor in der folgenden Woche repariert, aber der Cadillac behielt seine zusätzliche Falte.

Werner war noch ein zweites Mal mit einer Ladung vergessener Stühle in die Garage gefahren. Sie waren in seinem Kofferraum hoch aufgestapelt - und die Toröffnung nicht hoch genug. Wieder wurde das Auto beschädigt, aber seine Fahrzeuge waren eben Arbeitsfahrzeuge.

Kurz danach parkte Werner den Wagen einmal zu weit links in der Garage und nahm dann beim Hinausfahren etwa 30 cm Wand mit. Das wurde nie repariert und blieb so bis nach seinem Tod.

Als Werner in einem Jahr kurz vor Weihnachten im Schneegestöber mit seinem Cadillac bei Woodward die Square Lake Straße entlang fuhr, beschloss er plötzlich rechts abzubiegen. Er scherte abrupt in die rechte Abbiegespur ein, wo ein ankommendes Auto wegen des Schneetreibens nicht rechtzeitig bremsen konnte und mit Werner kollidierte. Obwohl Werner aus Leibeskräften brüllte, dass der andere Fahrer die Schuld trage, weil er hinten aufgefahren sei, hatte jener Autofahrer jedoch die Polizeibeamten auf seiner Seite. Werner war wütend und sagte, Kurt, der bei ihm im Auto war, solle doch beide, Werner und den anderen Fahrer, auf Körperverletzung wegen erlittenen Schleudertraumas verklagen. Kurt hielt dies jedoch nicht für eine gute Idee.

Und dann war da noch das eine Mal, als Werner den Blucker-Blucker fuhr, der auf meinen Namen zugelassen und versichert war. Er nahm die Ausfahrt Dequindre, in der Meinung es sei Rochester Road. Von Dequindre wieder auf die Autobahn aufzufahren ist schrecklich, da außerordentlich viel Verkehr herrscht und es keine Ampel gibt. Werner war, wie immer, voller Ungeduld. Also bog er trotz entgegenkommenden Verkehrs nach links ab und vertraute einfach darauf, dass ihn alle sehen und Platz machen würden. Ein Wagen der Müllabfuhr erfasste den Blucker jedoch an der Vorderseite, als Werner sich in dessen Fahrspur drängte. Natürlich behauptete Werner lauthals, dass die Schuld für den demolierten Scheinwerfer bei dem anderen Fahrer lag. Er hätte ausweichen müssen, als er sah, dass Werner die Straße überqueren wollte. Und wieder waren diese dummen Polizeibeamten anderer Meinung. Das Müllabfuhr-Unternehmen war zwar gut versichert und deren Schaden wurde bezahlt, aber sie wollten dann noch ihren 400 Dollar Eigenanteil ersetzt haben, da der Polizeibericht Werner als Unfallverursacher auswies. Jedes Mal wenn dann ein Anruf von dem Müllentsorgungsunternehmen im Pflegeheim einging, hatte das Personal Anweisung, was sie sagen sollten...zuerst war er angeblich nach Florida gezogen, dann nach Alaska, und dann nach Texas. Das nächste Mal befand er sich ja wahrheitsgemäß wegen einer Prostataoperation im Krankenhaus, und dann mit Nierenversagen in der Henry Ford Klinik. Mehr als anderthalb Jahre lang waren sie hinter Werner her, bevor er dann schließlich auf Zahlung von 400 Dollar verklagt wurde. Als die Ladung eintraf, konnte Werner den Gerichtstermin mehrmals aus gesundheitlichen Gründen absagen und verschieben lassen. Als er dann schließlich keine Entschuldigungsgründe mehr hatte, sagte er zu mir, ich hätte einen Gerichtstermin in Rochester und es ginge um einen Unfall mit dem Blucker. „Was für einen Unfall?“ fragte ich ihn, „Wer hat ihn verursacht? Ich sehe keine Beschädigung.“ „Hier ist die Ladung und du musst erscheinen!“ sagte er. „Hey Kumpel“, erwiderte ich, „du kommst besser mit und erklärst die Sache dem Gericht!“ „Sag nicht Kumpel zu mir,“ antwortete er. Werner begleitete mich also, und ich verlor einen Prozess, von dessen Zustandekommen ich überhaupt nichts gewusst hatte. Meine Versicherungsprämie erhöhte sich anschließend wegen dieser 400 Dollar-Klage. Erst später fand ich heraus, dass Werners Versicherung diesen Betrag eigentlich hätte bezahlen müssen, da er zum Zeitpunkt des Unfalls der schuldtragende Fahrer war. Aber Werner wollte nicht, dass seine Prämie angehoben würde. Danke, Werner!

Und dann war da noch das eine Mal, als Werner beinahe eine ganze Reihe Autos mit einem Kipplastwagen zunichte machte. War das eine Aufregung! Wir befanden uns auf einer Versteigerung für Pkws und Lkws. Es waren auch etliche Kipplastwagen darunter

und Werner spielte mit dem Gedanken, sich einen zuzulegen. Er entdeckte einen schönen roten Kipper und sah, dass der Schlüssel im Zündschloss steckte... Eine Drehung, der Motor startete, und der Kipper setzte sich unverzüglich in Bewegung - unkontrolliert direkt auf eine in Reih und Glied geparkte Auswahl von neueren Autos zu. Verzweifelt rannte ich los, um auf den Kipper zu springen und ihn anzuhalten, aber ein Mann, der näher stand und gesehen hatte, was passierte, war schneller und schaffte es aufzuspringen, den Gang herauszunehmen und das Fahrzeug zum Stehen zu bringen. Er fuhr den Lkw dann wieder zu seinem ursprünglichen Platz zurück. Um diese Peinlichkeit zu verbergen, sagte Werner einfach ganz laut „Frauen!...Warum lassen sie denn nicht ihre Finger von Dingen, von denen sie keine Ahnung haben. So passieren Unfälle!“ Ich hätte ihn umbringen können. Aber dann sah ich die Komik der Situation und lachte mich schief.

Und dann war da noch das eine Mal, als ich mein Auto im Winter über Nacht bei St. Anne stehen gelassen hatte und es am folgenden Morgen nicht ansprang. Ich rief AAA an (entspricht etwa dem ADAC), um abgeschleppt zu werden und erfuhr, dass nur die ersten anderthalb Kilometer kostenfrei waren. Nein, man bezahlt niemals etwas, es sei denn, es ist absolut nicht abzuwenden, lautete Werners Devise. Und das ist der Grund warum er reich war und wir es nicht geworden sind. Seine Lösung meines Problems sah folgendermaßen aus: Er kam mit einem dicken Abschleppseil und befahl mir, ein Ende hinten an seinem Wagen festzumachen und das andere vorne an meinem Auto. Dann fuhr er los - mit mir im Schlepptau und der üblichen halsbrecherischen Geschwindigkeit. Sind Sie schon einmal mit 110 km/h und darüber, quer über alle drei Fahrbahnen und den Standstreifen abgeschleppt worden? Ich schon! Es ist eines dieser Erlebnisse, die man seinen Enkelkindern erzählt! Zu meiner großen Erleichterung sprang mein Auto an der Kreuzung 12 Mile und I-94 an, nachdem ich die Kupplung betätigt hatte. Ich hupte bis die Hupe heiser wurde. Endlich begriff er und hielt an. Ich löste das verflixte Seil von beiden Fahrzeugen. Es war ein herrliches Gefühl, das restliche Stück des Nachhauseweges mit meiner selbst gewählten Geschwindigkeit, in ein und derselben Fahrbahn, und aus eigener Kraft zurücklegen zu können. Es war die Seligkeit!

Dann war da noch das eine Mal, als Mali Autoprobleme hatte und er Werner nach Sonnenuntergang um Hilfe rief. Werner flitzte hin, begutachtete die Lage und sah, dass Mali komplett festsaß. Mithilfe des treuen Seiles hob Werner das Vorderteil des Wagens hoch und zog ihn aus dem Graben, ohne dass Geld für einen Abschleppdienst ausgegeben werden musste. Mali war beeindruckt und erzählte die Geschichte noch jahrelang. Für Werner war es allerdings selbstverständlich, sein altes Abschleppseil zu benutzen und damit 30 Dollar zu sparen.

Im Winter des Jahres 1991 erhielt Wil Mar einen Anruf von Werner. Er wollte an der 21 Mile in der Nähe von Van Dyke abgeholt werden, da er in einem Graben festsaß. Ich machte mich sofort auf den Weg dorthin, denn Werner war mittlerweile ein kranker Mann und trug an jenem Tag wieder nur Shorts und Sandalen ohne Socken. Es war Dezember und ich empfand es selbst mit meinem warmen Wintermantel als bitter kalt. Was ich dann an Ort und Stelle vorfand spottet jeder Beschreibung. Der Graben war wirklich ein Graben - etwa ein Meter fünfzig tief und schmal. Sein Auto lag mit der

Beifahrerseite nach unten und ragte fast kerzengerade in die Höhe. Ich verstehe bis heute nicht wie er es in seinem kränklichen Zustand aus dem Wagen herausgeschafft hat. Die eine Tür befand sich in dem mit Wasser gefüllten Graben, die andere in Richtung Himmel. Irgendwie war es ihm jedoch gelungen, durch die obenliegende Tür herauszuklettern. Er überquerte die Straße und suchte jemanden, dessen Telefon er benutzen konnte. Die Dame, die ihn bei sich telefonieren ließ, sah seine nackten Füße und gestattete ihm, sich eine Weile in ihrem Haus aufzuwärmen. Ich holte ihn dann ab und wir warteten gemeinsam in meinem warmen Auto auf den Abschleppdienst. Er hatte etliche Firmen angerufen, um den günstigsten Preis zu bekommen und Sunoco an der Ecke 21 und Van Dyke bekam den Auftrag. Wir warteten jedoch vergebens - es tauchte kein Abschleppwagen auf. Wer auftauchte, war die Shelby Polizei, die einen Vertrag mit dem Abschleppdienst von Amoco Ecke 23 und Van Dyke hatte. Der Abschleppwagen wurde gerufen und kam. Der Auftrag wurde als schwierig eingestuft und man verlangte für die Bergung deshalb einen zusätzlichen Betrag von 80 Dollar in bar. Werner war außer sich! „Ich bin AAA-Mitglied!“ schrie er. (Übersetzung: Sandy ist AAA-Mitglied, denn sie ist so dumm, das zu bezahlen - also benutzen wir ihre Abschleppversicherung.) „Sie ersetzen mir aber nicht diesen enormen Verschleiß an meinem Abschleppwagen!“ antwortete der Fahrer. Ich wusste, dass sich an jenem Tag mehrere Hundertdollar-Scheine in Werners Brieftasche befanden - er behauptete jedoch, er habe kein Geld. Ich hatte zwar kein Bargeld bei mir, aber die Wunderkarte für den Bankautomaten. Werner hatte sich mittlerweile mit seinen Shorts und ohne Socken in den Sandalen mehr als eine Dreiviertelstunde in der bitteren Kälte aufgehalten und war nahe daran, sich Frostbeulen zu holen. Also schwang ich mich in mein Auto und holte am Bankautomaten 100 Dollar ab. Werner stand im Dunkeln mitten auf der Straße und wurde einige Male beinahe von schnell vorbeifahrenden Fahrzeugen erfasst. Der Polizeibeamte wollte ihn schon festnehmen, so genervt war er. Erstens war er trotz warmer Kleidung und Stiefeln durchgefroren, und zweitens fürchtete er, dass Werner doch noch überfahren würde, wenn er noch länger auf der Straße stand. Und der Mann vom Abschleppdienst hatte ebenso die Nase voll von diesem exzentrischen alten Kauz und war drauf und dran, unverrichteter Dinge wieder wegzufahren. Der Polizist sagte zu Werner, er habe nun die Wahl, unverzüglich die 80 Dollar zu bezahlen, oder das Auto würde amtlich abgeschleppt, da es im Graben an dieser Hauptverkehrsstraße eine weitere Unfallgefahr darstellte. Als ich den Hundertdollar-Schein aus meiner Tasche holte, versetzte Werner meinem Arm einen Stoß, der einem Karateschlag nahe kam. Wie viel denn die Auslösung eines Fahrzeuges aus dem Polizeigewahrsam kosten würde, wollte er vom Polizeibeamten wissen. „65 Dollar,“ war die Antwort. „Ist das der Gesamtbetrag?“ fragte Werner interessiert. „Ja,“ antwortete der Polizist. „Also spare ich 15 Dollar, wenn Sie das Auto beschlagnahmen?“ Der Beamte bestätigte dies. „Und wie bekomme ich das Fahrzeug aus dem Gewahrsam?“ bohrte Werner weiter. „Indem Sie \$65 an Amoco bezahlen und mit der Quittung zum Polizei-Abstellplatz kommen,“ erklärte ihm der Beamte. „Okay, so machen wir das!“ sagte Werner zufrieden. Mir entfuhr ein Schrei! Ich war nachmittags um Viertel vor fünf von zu Hause losgefahren, um ihm zu helfen und jetzt war es Viertel vor neun. Ich hatte großen Hunger, war durchgefroren, und mit den Nerven am Ende, da ich nicht wusste, ob er überfahren, festgenommen, oder vom Abschlepp-Mann oder dem Polizisten einen Schlag ins Gesicht erhalten würde - beide hatten nämlich für den Rest ihres Lebens genug von meinem lieben Werner. Ich wollte

nun wirklich nach Hause, nicht zuletzt, um festzustellen, ob er schon Frostbeulen hatte, da seine Beine bereits angeschwollen und blau gewesen waren, bevor sie die halbe Nacht der eisigen Kälte ausgesetzt wurden. Wenn ich noch mit ihm ins Krankenhaus hätte fahren und eine ganze Nacht hungrig, frierend und voller Sorge hätte verbringen müssen und all dies nur damit er 15 Dollar sparen konnte, hätte ich wahrscheinlich meine Beherrschung verloren. Übrigens waren es am Ende meine 65 Dollar, mit denen sein Auto ausgelöst wurde. Ich glaube, wir haben meine Kreditkarte benutzt, um sein Bargeld zu verschonen. Sie denken bestimmt ich muss verrückt gewesen sein, mir das alles gefallen zu lassen. Aber ich habe ihn geliebt, war seine Spielchen gewöhnt, und an jenem Abend ausschließlich um seine Gesundheit besorgt. Wir haben also bei Amoco bezahlt, brachten die Quittung zum Polizeirevier, und durften nach langem Warten Werners Auto aus dem abgeschlossenen Abstellplatz holen. Ich beobachtete Werner mit Schaudern beim Manövrieren im Schnee zwischen all den anderen, neueren Fahrzeugen - aber er schaffte es und brauste nach Hause. Er ging dann sofort zu Bett, unter seine Garfield Decke. Ich untersuchte seine Füße. Sie waren wie durch ein Wunder unversehrt. Dann ging ich zu meiner Mutter, wo mich ein kaltes aber höchst willkommenes Essen erwartete. Wie der Unfall passiert war? Werner hatte das Haus um 4 Uhr 40 verlassen, um zu Theut in Mt. Clemens zu fahren, die um fünf Uhr schließen. Man braucht etwa eine halbe Stunde um dorthin zu kommen. Er hatte sich ausgerechnet, dass er es noch kurz vor Geschäftsschluss schaffen könne, wenn er etwas schneller fahren würde. In der 21 Mile Road stand ihm ein Fahrer im Weg, die darauf wartete, links abzubiegen. Auf der glatten Fahrbahn konnte Werner nicht rechtzeitig zum Stehen kommen. Er beschloss, um sie herum zu fahren, ohne den Graben in der Dämmerung zu sehen. Die Moral von dieser Geschichte: Werner sparte 15 Dollar, und wenn man 15 Dollar zehn Jahre lang bei einem Zinssatz von 7 1/2 % anlegt, ergibt das eine Ersparnis von \$_____ (wie gut sind Sie im Rechnen? Werner hätte das Ergebnis innerhalb von wenigen Sekunden parat gehabt). Wenn Sie sich über die obige Begebenheit amüsiert haben, möchte ich noch anfügen, dass Vorfälle wie dieser dazu beigetragen haben, dass Werner reich war und wir es nicht geworden sind.

Ein anderes Mal wurde Werner von einem arabischen Freund gebeten, seinen Mercury ausleihen zu dürfen, um etwas zu erledigen. Er hatte unterwegs einen Unfall und reichte später Klage ein. Der Araber behauptete, er habe Verletzungen davongetragen, die Werner zu verantworten habe. Dieser habe ihm nämlich das Auto geliehen obwohl er wusste, dass er keinen Führerschein besaß.

Einmal fuhr Werner zu seinem Mietshaus in Dearborn um zu sehen, was sein Handwerker dort machte. In Dearborn wurde Werner amtlich gesucht, da er die nötigen Reparaturen in dem Gebäude nicht ordnungsgemäß ausführte. Irgendjemand hatte dann sein Auto hinter dem Mietshaus entdeckt und die Polizei gerufen. Als sich plötzlich ein Streifenwagen vor und einer hinter sein Auto stellte, kurbelte er schnell die Autofenster hoch und verriegelte die Türen. Die Polizeibeamten revanchierten sich, indem sie seine Zündkabel herauszogen und ihn damit lahm legten. Als es Werner dann zu heiß wurde, stieg er aus, wurde festgenommen und gegen eine Kautions wieder freigelassen. Im später stattfindenden Gerichtstermin wurde er mit Auflagen bezüglich verschiedener Reparaturen belegt. Werner sagte, dass sich die Rechtsprechung im Gericht Dearborn

erheblich verbesserte, als Richter Guy den Vorsitz übernahm. Richter Guy war offen und nannte die Dinge unverblümt beim Namen, ohne auf irgendwelchen politischen Unsinn Rücksicht zu nehmen. Als Werner wegen jener Sache vor Gericht war, hörte er sich einige Fälle, die vor ihm abgehandelt wurden, an und war von der Fairness des neuen Richters begeistert. Am meisten hat ihn der Fall des Lastwagenfahrers beeindruckt, der, wie bereits erzählt, ohne Genehmigung schwere Maschinen durch die Stadt transportiert hatte. Mit dieser Klageabweisung hatte sich Richter Guy zu Werners lebenslangem Freund gemacht.



Werner's Cadillac Eldorado

Als ich Werner kennen lernte, fuhr er einen sehr alten, recht mitgenommenen braunen Eldorado mit Vorderradantrieb. Damit nahm er die Kurven, als ob der Teufel hinter ihm her gewesen wäre. Wenn man sich als Beifahrer nicht ordentlich festhielt, wurde man durch den Innenraum geschleudert wie die Frau in der hier bekannten Hamburger-Werbung 'Where's the beef'. „Vielleicht hätte ich die Kurve doch nicht so scharf nehmen sollen,“ sagte er dann und drosselte vorübergehend seine Geschwindigkeit. Dann erklärte er mir, dass das Auto bereits 400.000 Kilometer auf dem Buckel habe und die vorderen Kugellager wegen der Gewichtsbelastung längst kaputt seien. Diese Kugellager könnten nicht ausgewechselt werden und eine zu schnell genommene Kurve könne das Auseinanderbrechen des Vorderteils mit anschließender Bobfahrt zur Folge haben. Das war das einzige Fahrzeug, welches er trotz funktionierendem Motor und Getriebe freiwillig aufgab.

Ein Mal brachte ich ihn zur Werkstatt der Sunoco Tankstelle Auburn in der Nähe der Durham Straße, um diesen alten Eldorado abzuholen. Der Mechaniker lachte und sagte zu Werner, dass er mit dem Geld für die Reparaturen während der vergangenen zwei Jahre ein neues Auto hätte kaufen können.



inside of burned out Eldorado

Ein anderes Mal fuhr Werner mit mir zu Vic Tanny zum Schwimmen. Wieder zu Hause angekommen, ließ er seine Lieblingsbadehose auf dem Rücksitz liegen. Am nächsten Morgen wollte er sie holen und fand den gesamten Innenraum verkohlt vor. Ein Kurzschluss hatte einen Brand verursacht. Er besorgte sich beim Schrottplatz Central Auto Parts in der Central South of Michigan einen weißen Cadillac Ledersitz für den alten braunen Eldorado. Es sah verboten aus. Und erst der Gestank nach Rauch in dem

Auto! Werner fuhr es aber noch ein ganzes Jahr. Weggeben wollte er das Auto jedoch nicht. Er stellte es hinter dem blauen Haus am Zaun ab. Nach etwa fünf Jahren erhielt er dann die polizeiliche Aufforderung, das Fahrzeug zu entsorgen. Werner hatte damals einen ganzen Fuhrpark hinter dem Haus. Neben dem braunen Cadillac war sein hellblauer geparkt, und noch ein Kipplaster, den er auf einer Versteigerung erstanden hatte. Dieser war zuvor hinter dem Pflegeheim direkt vor dem Fenster des Aufenthaltsraumes abgestellt und kam später hinter das blaue Haus, da die Patienten eine Aussicht aus dem Fenster haben wollten. Mehrere Jahre später teilte ihm die Polizei mit, dass er all diese Fahrzeuge entweder anmelden oder von seinem Grundstück entfernen müsse. Anmelden kostete Geld - das war nicht nach Werners Geschmack. Er wollte die Fahrzeuge aber auch nicht entsorgen. Die Polizei beschloss, die Fahrzeuge abzuschleppen, brauchte dafür jedoch die Fahrgestellnummern. Da Werner sämtliche Kraftfahrzeugbriefe verloren hatte, suchten die Beamten nun selbst nach den Nummern. Charlie kroch unter die Fahrzeuge und suchte. Fahrgestellnummern fand er keine, dafür aber ein Wespennest. Hunderte von Wespen umringten ihn und die Stiche bedurften einen ganzen Nachmittag lang ärztlicher Betreuung. Da die Fahrgestellnummer des Lasters schließlich doch noch gefunden worden war, kam ein Abschleppwagen auf das Grundstück. Das Vorderteil wurde hochgehievt, und das war's. Die Bremsen des Lastwagens hatten sich im Laufe der Jahre festgefressen und der Abschleppwagen war nicht stark genug, den riesigen Kipplaster mit den platten Hinterreifen zu ziehen. Den hellblauen Cadillac haben sie dann auch noch abgeholt - sehr zum Kummer von Werner. Er hatte seine Fahrzeuge personifiziert und eine starke emotionale Bindung zu ihnen aufgebaut. Wenn sie dann an Altersschwäche starben, gab er ihnen einen Platz der letzten Ruhe hinter dem Haus. Später wurde ihm auferlegt, seine alten Autos für wohltätige Zwecke abzugeben.

Dann gibt es da noch die Geschichte, als er von der 15 Mile Straße über die hintere Zufahrt durch sein Grundstück fuhr. Den ganzen Morgen und halben Nachmittag hatte er einen Mann vom DNR (Amt für Naturschutz) bei sich, der die Bäume auf dem gesamten Gelände inspizierte. Es sollte festgestellt werden, welche sich für das forstwirtschaftliche Programm eigneten und welche in die Kategorie Gestrüpp fielen. Nachdem sich der Mann von der Forstverwaltung verabschiedet hatte, fuhr Werner nochmals zum hinteren Teil seines Grundstücks, um sich die Tannen anzusehen. Am Höhepunkt der Steigung bat ich ihn anzuhalten und auszusteigen, da das Gelände dahinter steil in eine V-förmige Senke abfiel, aus der er sein Auto niemals wieder herausbekommen würde. Tja, Werner war eben schon immer sehr gehfaul gewesen und fuhr so weit wie er konnte, um die Schritte möglichst gering zu halten. Ich sagte oft zu ihm, wenn zu Hause die Garage nicht im Weg gestanden hätte, wäre er bestimmt direkt in sein Zimmer gefahren, um sich die Schritte dorthin zu sparen. Nun hatten wir also wieder die gleiche Situation. „Quatsch!“ sagte er zu mir und gab nochmals richtig Gas, gerade so als ob er den Graben überfliegen wolle. Klar! Wir steckten dann also tatsächlich am Boden der Senke fest. Es war kalt und wurde schon früh dunkel. „Du hast Recht gehabt,“ sagte er kleinlaut. Das war allerdings nur ein schwacher Trost in dieser misslichen Lage wo es so aussah, als müssten wir die Nacht draußen in der Wildnis verbringen, weil jemand die Senke mit dem Auto im Fluge überqueren wollte, um nur ja nicht ein paar Schritte zu Fuß gehen zu müssen. Ich sah im Kofferraum nach, was wir denn für so eine Notlage bei uns hatten. (Sein Kofferraum war

zwar üblicherweise bis oben hin vollgepackt, aber irgendwie schaffte ich es immer, doch noch einige Kleinigkeiten für Notfälle unterzubringen). Während ich also im Kofferraum wühlte, kam überraschenderweise der DNR Mann in seinem Kleinlaster mit Allradantrieb die Straße entlang. Es war eine wahre Augenweide! Ich wusste, dass er uns helfen könne, da er bei seiner Art Arbeit bestimmt manchmal in ein ähnliches Dilemma kam. Und ich hatte natürlich Recht. Er sah sich das Auto an, lobte Werner für die 'tolle Leistung' und holte dann eine Sperrradwinde aus seinem Wagen. Ein Ende machte er an Werners Auto fest, das andere an einem Baum. Stück für Stück bewegte sich das Auto aus der Senke und stand bald darauf wieder auf etwas höher liegendem Boden. Dann musste Werner allerdings im Rückwärtsgang zuerst eine Steigung bezwingen und noch weitere 200 Meter rückwärts fahren. Es war schon spannend - aber wir schafften es. Ich war dem DNR Mann ja so dankbar! (Wenigstens war Werner im Rückwärtsfahren ohne Anhänger ganz gut - mit Anhänger gestaltete es sich schon schwieriger - wie damals um ein Uhr morgens in Nord-Georgia, als er darauf bestand, trotz meines lautstarken Protestes noch zusätzliche 250 Meter weiterzufahren. Ich wusste nämlich, dass ein 'Knight's Inn' fast immer an einer Sackgasse lag. So auch dort. Werner musste also fast den ganzen Weg zurücksetzen. „Sch...!“ war seine erste Reaktion. Und dann setzte er sich in Bewegung. O Gott! An beiden Seiten waren unendlich viele Fahrzeuge geparkt und Werner stellte den Anhänger ständig nach rechts und links quer - der Taschenmessereffekt. „Lass mich ans Steuer, ich habe das schon einmal gemacht,“ bat ich ihn. Alles was Werner darauf sagte, war jedoch nur „Verdammte Sch...!“ Aber er war kurze Zeit später so verzweifelt, dass er mich tatsächlich ans Steuer ließ. Es gab ihm Gelegenheit mich anzuschreien und zu triumphieren, dass ich es nicht besser könne als er. Mit viel Mühe und etlichen Stops manövrierte ich uns endlich hinaus und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen. Etwa fünfzehn Minuten hatten wir durch Werners Sturheit verloren - er war absolut sicher, dass es dort eine Ausfahrt gab.)

Am selben Tag ereignete sich noch folgendes: Wir hatten uns mit dem Mann vom Forstamt ursprünglich vorne an der Hauptzufahrt getroffen. Er war mit seinem schönen hohen Fahrzeug mit Allradantrieb gekommen, und wir hatten ja den tiefliegenden Cadillac. Nach einem kurzen Blick auf Werners Cadillac lehnte er die Einladung, mit diesem über das Gelände zu fahren ab und forderte uns auf, in sein Fahrzeug einzusteigen. Es gab nur eine vordere Sitzbank für uns vier: den DNR Mann, Werner, Onkel Kurt und mich. Ich meldete mich freiwillig hinten auf der Ladefläche mitzufahren und Kurt und Werner vorne sitzen zu lassen. „Kommt überhaupt nicht in Frage,“ bellte Werner, „Kurt kann auf der Ladefläche sitzen wenn er mitkommen will, und sonst muss er im Cadillac warten.“ Da Kurt neugierig auf das Gelände und den See Deer Lake war, willigte er ein, auf die Ladefläche zu steigen. Für einen Mann seines Alters und Umfangs bereitete es ihm erstaunlicherweise kaum Schwierigkeiten. Werner, ich und der DNR Mann saßen also in der beheizten Fahrerkabine des Kleinlasters. Wir brauchten ungefähr fünfzehn



1600 acres, Barbeau



Deer Lake, Barbeau



Werner at Deer Lake



Cabin at entrance to Deer Lake

Minuten bis zum See. Als wir ankamen bemerkte ich mit Sorge Onkel Kurts tiefrotes Gesicht. „Ist alles in Ordnung?“ fragte ich. Onkel Kurt bejahte und wir marschierten eine gute Viertelstunde lang von Baum zu Baum. Dann bot ich mich erneut an, auf der Ladefläche zu sitzen, da Kurt durchgefroren war. Wieder wurde Werner ärgerlich und sagte Kurt solle dort sitzen, schließlich habe er ja mitkommen wollen. Nach etwa zwanzig Minuten gelangten wir an die Einfahrt zurück und ich bekam fast einen Schock. Kurts Gesicht war nun violett! Ich fragte ihn, ob alles in Ordnung sei, bekam dieses Mal jedoch keine Antwort. Ich wiederholte meine Frage. Kurt schien wie in Trance. Ganz langsam hob er den Kopf, sah mich an und sagte „Ja, ja, alles in Ordnung. Für jemanden, der so lange in Sibirien in Kriegsgefangenschaft war wie ich, ist immer alles bestens. Egal was der Tag bringt, abends hat man immer ein gutes Essen und ein warmes Bett.“ Die Heizung im Cadillac lief auf Hochtouren und es dauerte etwa zwanzig Minuten, bis Kurt völlig aufgetaut war.

Auf Grund der Tatsache, dass Werner selten ein Auto besaß, das weniger als 150,000 Kilometer gelaufen war, gehörten Pannen zur Tagesordnung. Wenn er mit einem Fahrzeug liegen blieb, rief er üblicherweise Charlie bei Wil Mar an, damit er ihn abhole. Routinemäßig wurde das treue alte Abschleppseil hervorgeholt und dann ging es die Straße entlang zu der Werkstatt, die Werner zu der Zeit gerade favorisierte. Wenn Charlie einmal nicht zur Verfügung stand, fand Werner interessanterweise immer irgendeine arme Seele, die ihn 30 oder gar 50 Kilometer weit nach Hause brachte. Und die Glücklosen erhielten niemals einen einzigen Pfennig dafür.

Ich erinnere mich an einen Heiligen Abend etwa im Jahre 1983, als es plötzlich einen Kälteeinbruch auf -25° gab. Wir waren bei Rudi und Dinora in der Florida Straße in Livonia zum Weihnachtessen eingeladen (vielleicht hatte sich Werner auch selbst eingeladen?), kamen jedoch nicht von St. Anne weg, da die Temperatur in der dritten Etage nur 10 Grad betrug. Werner besorgte schließlich für jedes Zimmer ein elektrisches Heizgerät. Mit großer Verspätung konnten wir uns dann dennoch an einem köstlichen Essen und einem schönen Abend bei Rudi erfreuen. Werner spielte mit Rudi Schach und ich war so erschöpft von der Arbeit im Pflegeheim, dass ich auf der gemütlichen Couch einschlief. Gegen halb zwei Uhr morgens weckte Werner mich und sagte, „Wir fahren nach Hause.“ Werners Cadillac war ein Diesel. Es herrschte klirrende Kälte und der Cadillac konnte nur mit viel Überredung zum Starten gebracht werden. Der Motor lief dann, gab jedoch eigenartige Geräusche von sich. Das Auto wollte nicht schneller als 40 Stundenkilometer fahren und gab an der Kreuzung Telegraph / I-96 den Geist endgültig auf. Da Werner zu so später Stunde Rudi nicht mehr belästigen wollte, übernachteten wir im Motel Tel-96. Ja war das ein Zimmer! Die Zimmertemperatur betrug etwa 10 Grad

und das Wasser lief die ganze Nacht. Was alles noch viel schlimmer machte war, dass Werners Prostataprobleme begannen und er wegen seiner ständig übervollen Blase im Schlaf Urin verlor. Folglich lag er in einem nassen Bett und das in einem 10 Grad kalten Zimmer. Er fürchtete zu erfrieren. Am folgenden Morgen riefen wir bei Wil Mar an und ließen uns abholen. Ich war dann bei meiner Mutter zum Weihnachtsessen eingeladen, habe aber dort niemandem erzählt, was für einen wunderbaren Weihnachtsmorgen ich erlebt hatte. Im Laufe des Nachmittags bemerkte Werner, dass er vergessen hatte, den Hotelschlüssel zurückzugeben, der mit fünf Dollar Pfand belegt war. Er schickte den Schlüssel an Rudi, der ihn zurückbringen und die fünf Dollar verlangen sollte. Man weigerte sich jedoch, Rudi das Geld auszubezahlen, da er das Zimmer nicht angemietet hatte. Rudi sprach den Besitzer dann auf das eiskalte Zimmer und das laufende Wasser an, und drohte, das Gesundheitsamt zu benachrichtigen, wenn er das Geld nicht erhalte. Die fünf Dollar wurden ihm daraufhin unverzüglich übergeben.



Dr jur Horst Fenge, Christa Brehmer Fenge & Werner Wilhelm II

Der letzte blaue Cadillac war ein Diesel und er bescherte uns eine Menge Probleme, die man von einem Benziner nicht gewöhnt ist. Ein Mal hatte Werner sehr viel bei Wil Mar zu tun. Er bat mich, mit seinem Großcousin Holger und dessen Vater Horst mit dem blauen Cadillac nach Florida vorzufahren. Er wollte später ein Flugzeug nehmen und uns in Fort Lauderdale treffen, von wo aus wir dann gemeinsam zu den Keys fahren sollten. Dr. Fenge hatte nicht allzu großes Vertrauen in den Cadillac auf einer so langen Strecke, da dieses Fahrzeug immerhin schon weit mehr als 150.000 Kilometer gelaufen war. Werner regte sich über die Bemerkung auf und erklärte, dass dieses Auto gut sei und es überallhin schaffen würde. Also packten die Deutschen und ich unsere Sachen und machten uns auf den Weg in Richtung Florida. Wir erreichten Florida planmäßig und kamen um neun Uhr abends in St. Augustine an. Nachdem wir uns ein Motelzimmer besorgt hatten, machten wir einen anderthalb Kilometer langen Spaziergang zu einem Restaurant, in dem wir gerade noch rechtzeitig vor der Sperrstunde eintrafen. Wir wollten nur eine Kleinigkeit essen. Holger war schnell fertig und ging nach draußen, um sich die Umgebung anzusehen. Als wir gegessen hatten, kam Holger zurück, und wir marschierten die anderthalb Kilometer im Dunkeln wieder zurück. Es war etwa 23 Uhr. Etwa auf halbem Weg näherten sich uns zwei zwielichtige Gestalten. Es waren große schwarze Männer und sie fragten uns nach einem Drugstore. Holger und sein Vater überlegten ernsthaft, ob sie einen gesehen hätten, aber ich sagte sofort „Ja, es gibt einen in dieser Straße, ungefähr sechs Querstraßen weiter.“ Dann gab ich meinen Männern Zeichen, mit mir weiterzugehen. Verdutzt sagten sie zu mir, als die Schwarzen außer Sichtweite waren, „Es gibt gar keinen Drugstore auf dieser Straße!“ „Das weiß ich genau so gut wie Ihr und die beiden Schwarzen. Sie haben nur mit uns gesprochen um zu prüfen, ob wir Wertgegenstände bei uns haben, wie schnell wir reagieren, und ob sie uns

ohne viel Aufhebens Schmuck und Portemonnaie abnehmen könnten. Wir mussten ihren Gedankengang so schnell wie möglich unterbrechen und weiter gehen," erklärte ich. Meine beiden schlank gebauten Begleiter, die in ihrem ganzen Leben noch keine körperliche Schwerarbeit leisten mussten, protestierten und sagten, sie hätten sich schon verteidigen können. „Wenn Werner bei uns wäre, bräuchten wir uns keine Sorgen zu machen," führte ich aus, „er ist gebaut wie ein Schrank und hätte sich nur auf ihren Brustkorb zu setzen brauchen. Das hätte gereicht, ihnen den Atem zu nehmen. Aber ihr beide seid Akademiker und seht zu vornehm aus." Jedenfalls saßen wir am nächsten Morgen wieder im Auto auf dem Weg nach Fort Lauderdale, wo Werner am späten Nachmittag landen sollte. Wir waren gut in der Zeit, als Holger, der am Steuer saß, plötzlich verkündete, dass das Auto an Leistung verlor. Der Cadillac wurde langsamer und langsamer bis seine Spitzengeschwindigkeit nur noch bei 55 km/h lag. Ich weiß nicht warum Holger mich bat, das Steuer zu übernehmen, da ich ja auch nichts machen konnte. Ich fuhr die nächste Abfahrt, Palm Beach, ab. Kurz vor einem Holiday Inn ging dann gar nichts mehr und für das restliche Stück beauftragte ich ein Abschleppunternehmen. Direkt neben dem Holiday Inn befand sich eine Service Tankstelle. Die Diagnose war sofort klar. Man sagte mir, dass alle Diesel Cadillacs früher oder später dasselbe Problem aufwiesen. Die Reparatur sollte ein bis zwei Tage dauern und 500 Dollar kosten. Werner konnte ich nicht mehr erreichen, da er bereits im Flugzeug saß. Ich wusste jedoch, dass er in Tampa umsteigen würde. Also rief ich bei Delta in Tampa an und hinterließ die Nachricht, Werner solle statt nach Fort Lauderdale nach West Palm Beach fliegen, wo wir gestrandet waren. Meinen Hund, den alten Bär, hatten wir auch bei uns. Während das Auto abgeschleppt wurde, ließ ich ihn bei halb geöffneten Fenstern darin sitzen. Bär überfiel die absolute Panik als sich das Auto in Bewegung setzte und er mich draußen stehen sah. Die Angst war ihm nicht nur in die Augen, sondern ins ganze Gesicht geschrieben.

Und Werners Stimme am Telefon aus Tampa war voller Empörung und Zorn. „Was zum Teufel ist bei euch los?" schrie er. „Was habt Ihr Dummköpfe denn mit meinem schönen Cadillac gemacht?" „Dein schöner Cadillac ist von alleine kaputt gegangen," erwiderte ich. „Das kann nicht sein - Ihr habt ihn bestimmt nicht pfleglich behandelt!" schallte es zurück. „Lass uns jetzt nicht weiterstreiten," sagte ich, „besorge dir einen Flug nach West Palm Beach, miete ein Auto und komme zum Holiday Inn an der Autobahn. Dann schlafen wir eine Nacht, und morgen früh bringen wir den Wagen zu Cadillac in West Palm." Alles was Werner darauf zu sagen hatte, war 'Sch...!'

Als ich anfing, mir Sorgen zu machen, weil Werner längst im Hotel hätte angekommen sein müssen, rief er vom Flughafen aus an. „Ich kann kein verdammtes Auto mieten, weil ich keine verdammte Kreditkarte habe," sagte er, „ich habe mehr als 2000 Dollar Bargeld bei mir, aber man will kein Bargeld als Sicherheitsleistung annehmen. Ohne Kreditkarte rücken sie kein Auto heraus!" „Lass mich mit dem Angestellten sprechen, ich gebe ihm meine Kreditkartennummer durch," schlug ich vor. Der Angestellte erklärte mir aber, dass er einen Abdruck der Kreditkarte brauche und deshalb die Nummer übers Telefon nicht annehmen könne. „Ich kann nicht zu Ihnen kommen," sagte ich zu ihm, „ich habe kein Fahrzeug und genau deshalb wollen wir eines mieten!" Keine Chance. Ohne Karte kein Auto. Ich sprach dann nochmals mit Werner - er kochte. Und fluchte. „Nimm doch

ein Taxi, dann können wir wenigstens die Nacht zusammen verbringen,” schlug ich vor. Davon wollte er allerdings überhaupt nichts hören. Er schimpfte mich aus und warf mir vor, verschwenderisch mit Geld umzugehen. Dann erzählte er mir von einer Sitzbank im Flughafen, auf der er mit seiner Aktentasche als Kopfkissen kostenfrei übernachten würde. Er verabschiedete sich von mir bis zum nächsten Tag und ließ mich in Sorge über die Bank und seine zahlreichen gesundheitlichen Probleme den Abend verbringen. Er war durch nichts in der Welt zu meinem Vorschlag zu überreden, da Ausgaben damit verbunden waren. Ich schmuggelte dann Bär aus dem Holiday Inn und wieder zurück zum Zimmer und legte mich schlafen. Ich war nicht sicher, ob Tiere im Hotel erlaubt waren und hoffte, nicht mit ihm unter dem Sternenhimmel übernachten zu müssen.

Am folgenden Morgen fand Werner den kostenlosen Holiday Inn Flughafentransport und kam zu uns, ohne sein Portemonnaie öffnen zu müssen. Dann rief er die Cadillac-Werkstatt an. Ein Fahrzeug wurde losgeschickt, das Werner, mich, Bär, und unser Auto abholte. Bär saß in unserer Mitte und wollte den Fahrer bei jedem Schaltvorgang in die Hand kneifen. In der Werkstatt genügte ein kurzer Blick, um die Diagnose der Service-Tankstelle neben dem Holiday Inn zu bestätigen. Es dauerte zwar fast den ganzen Tag, aber die Reparatur wurde erfolgreich ausgeführt. Um 15 Uhr (und 700 Dollar ärmer) bestiegen wir unser Auto. Wir holten die Deutschen ab und machten uns auf den Weg nach Fort Lauderdale.

Horst hatte keine Lust, sich möglicherweise auf den Keys mit einer weiteren Panne auseinander zu setzen. Er beschloss, sich in Fort Lauderdale einen Mietwagen zu nehmen und mit seinem Sohn zu den Keys zu fahren, während Werner im Lauderdale Holiday Inn am Meer blieb. Für den Fall von Sprachschwierigkeiten begleitete Werner die beiden zum Schalter der Autovermietung. Es lief aber prima - Horst und Holger sprachen gutes Englisch. Nur als Horst eine Autoversicherung abschließen wollte, erhitzte sich Werner. Er war allergisch gegen Versicherungen aller Art und hielt sie für reine Geldverschwendung. „Nimm keine Versicherung,” belehrte er Horst, „du bezahlst das Auto ja mit der American Express Gold Card und diese schließt automatisch eine Versicherung mit ein.” Nein, Horst bestand auf die Versicherung. Daraus resultierte eine heftige Diskussion und je lauter Werner wurde, desto leiser wurde Horst in der Hoffnung, Werner würde sich beruhigen. Er dachte aber gar nicht daran. Diese Geldverschwendung machte ihn rasend. Zwischen zusammengebissenen Zähnen sagte Horst er sei ein erwachsener Mann, käme alleine zurecht und wäre Werner dankbar, wenn er sich nicht in seine Angelegenheiten mischen würde. Da fühlte sich Werner auf den Schlips getreten. Er ging ein paar Schritte zurück und sagte zu Horst ganz laut, damit es auch alle in der Lobby des Holiday Inn hören konnten, „Mit dieser Versicherung lohnt es sich jetzt für dich, jeden Telefonmasten von hier bis nach Key West umzufahren”. Horst war sauer und hätte Werner in diesem Moment am liebsten umgebracht.

Ungefähr ein Jahr vor Werners Tod streikte der Lincoln in einer verschneiten Winternacht auf der I-696 an der Ausfahrt Dequindre. Wir waren mit Carleen und Hari Mali an der Rennbahn gewesen und befanden uns auf dem Heimweg. Hari hatte Werner den Lincoln gegeben, als er nicht mehr in der Lage war, Zahlungen für St. Anne zu leisten. Er hatte Werner das Auto damals gezeigt, als wir vom Boot eines Apothekers der

Frank's Pharmacy kamen. Der Apotheker wollte mit dem Pflegeheim ins Geschäft kommen und hatte uns auf eine Bootsfahrt von der Metropolitan Beach zum Mittagessen im Officer's Club in Selfridge eingeladen. Werner hatte großes Interesse an diesem Auto, denn er fuhr zu jener Zeit den unzuverlässigen Blucker Blucker, den Cadillac hatte er in Florida zum dortigen Gebrauch zurückgelassen. Es dauerte dann wohl noch von September 1991 bis Januar 1992 bis er den Lincoln schließlich erhielt. Allerdings gab es von diesem Auto bereits Spurrillen von Wil Mar und der Crest Lincoln Mercury Werkstatt in Sterling Heights, so oft blieb es unterwegs liegen. Als ein Angestellter von Wil Mar geschickt wurde, die Papiere für den Lincoln im Royal Altenheim abzuholen, atmete das gesamte Personal erleichtert auf, dass man dieses Auto, das nichts als Unannehmlichkeiten machte, endlich loswurde. So viel zu Geschenken von Freunden! Das Sprichwort mit dem geschenkten Gaul schien hier Anwendung zu finden (es hätte hier viel mehr heißen sollen, 'einem geschenkten Auto schaut man nicht unter die Haube'). Jedenfalls blieb dieser verflixte Lincoln in jener Nacht wieder liegen. Da standen wir also um Mitternacht auf der Autobahn I-696. Werner natürlich ohne Jacke und in Sandalen. Ein Autofahrer hielt an und erklärte sich bereit, uns mitzunehmen. Werner bat ihn, uns bis zur 'Donut' Diele an der Ausfahrt Van Dyke zu bringen, von wo er dann jemanden von Wil Mar anrufen wollte, der uns das restliche Stück nach Hause fahren sollte. Der hilfsbereite Autofahrer, der einen armen Eindruck machte, nahm uns also etwa sechs Kilometer mit. Werner hatte sogar den Reservereifen mit eingeladen, den er seinem Handwerker zeigen wollte und rückte dann keinen Pfennig als Dankeschön für die Hilfsbereitschaft heraus. Wahrscheinlich hatten wir zuvor zu viel bei den Ponywetten verloren und Werners Geld reichte nur noch für Donuts und Kaffee während wir auf unseren Abholer warteten. Werner rief in Wil Mar an und hörte, dass nur Frau Dexter in jener Nacht ein Auto dabei hatte. Nur wer Frau Dexter kennt, versteht den Witz dieser Mitteilung. Frau Dexter war früher eine ausgezeichnete Krankenschwester gewesen. In ihren Vierzigern erkrankte sie jedoch an einem Kopftumor und ein Drittel ihres Gehirns musste entfernt werden. Denkprozesse waren fortan beeinträchtigt. Vieles machte sie konfus. Leider war Orientierung ebenfalls nicht ihre Stärke. Als man sie in Wil Mar einstellte, musste ihre 84-jährige Mutter sie begleiten, damit sie den Weg fand. Sie fand ihn trotzdem nicht und meldete sich aus einer Telefonzelle in Pontiac. Einer unserer Angestellten fuhr dann dorthin und rettete sie. Und nun sollte sie uns mitten in der Nacht in einer fremden Gegend finden und retten? Das konnte ja heiter werden! Werner gab ihr gaaanz laaangsaam die Wegbeschreibung durch und wiederholte sie gaaanz laaangsaam vier Mal. Ich dachte an all die fettigen Donuts, die ich bis sieben Uhr morgens essen würde; dann war nämlich Schichtwechsel in Wil Mar und wir würden jemanden mit einem ganzen Gehirn anrufen können. Aber stellen Sie sich vor - 30 Minuten später tauchte tatsächlich unsere Dexter auf. Sie hatte uns beim ersten Versuch gefunden! Bewundernswert! Sie war auch eine gute Fahrerin und brachte uns und den Reservereifen sicher nach Hause. Sie fuhr viel besser als Werner.

Der letzte mir bekannte Unfall ereignete sich, als Werner an einer Versteigerung in Sebring teilnehmen wollte. Edna und ich beschlossen mitzufahren. Werner entschied sich für meinen Kleinbus und hatte es wie immer fürchterlich eilig. Wie unvernünftig von mir, jemandem, der wie die Feuerwehr raste, mein einziges Fortbewegungsmittel zur Verfügung zu stellen. Er schoss über die Fahrbahn wie der Blitz und... in die falsche

Straße. „Werner,“ sagte ich vorsichtig, „wo fährst du hin? Du bist am Einkaufszentrum Fairmont falsch abgebogen und wir fahren jetzt wieder in Richtung nach Hause!“ Sie können sich denken, wer 'Sch...!' schrie. „Wir sind schon so verdammt spät und verpassen jetzt die ganze verdammte Versteigerung!“ rief er. Dann trat er abrupt auf die Bremse, schmiss den Rückwärtsgang ein, und wollte in einer privaten Einfahrt drehen. Dazu kam es aber nicht. Im Vorwärtsgang bewegten wir uns nicht vorwärts, sondern gruben einen auf das Sorgfältigste gepflegten Rasen um. Das durchdrehende Rad schien über den Bordstein der befestigten Einfahrt geraten zu sein, das andere drehte in der Luft. „Sch...!“ brüllte er, „warum hast du denn nicht aufgepasst, wo ich hinfahre?“ Wir stiegen aus und bekamen das Auto mit Hilfe eines freundlichen Autofahrers vollständig auf die Einfahrt zurück. Glücklicherweise war der Hauseigentümer nicht zu Hause. Er hätte bestimmt Werners Schädeldecke mit einer Eisenstange bearbeitet.

Ein Mal gegen Abend in einem Schneetreiben in den Bergen von West Virginia leuchtete das Motorwarnlicht auf. Aus Angst, größeren Schaden zu verursachen, hielt Werner an. Wir warteten, bis sich der Motor etwas abgekühlt hatte bevor wir die Motorhaube hochhoben und stellten dann fest, dass der Keilriemen gerissen war. Mit Abkühlpausen fuhren wir dann Stückchenweise bis zur nächsten Tankstelle, wo wir es mit einem anmaßend frechen Angestellten zu tun hatten. Werner konterte natürlich entsprechend. Das wollte sich der junge Mann wiederum nicht gefallen lassen und drohte, uns nicht zu helfen. Ich zog Werner beiseite und legte ihm nahe, seinen großen Mund zu halten, da wir sonst dort festsitzen würden. Werner hielt sich geschlossen, das Auto wurde fahrbereit gemacht, Werner bezahlte und ließ beim Hinausgehen sämtliche Schimpfwörter auf den Angestellten nieder. Ich flehte ihn an, die Tankstelle so schnell wie möglich zu verlassen, bevor der junge Mann auf die Idee kam unsere Reifen anzustechen.

Zweitklassige Ersatzteile und drittklassige Mechaniker bescherten uns auch immer wieder Katastrophen. Wenn man Ersatzteile braucht, sucht man, unabhängig von deren Qualität, die billigsten, die man kriegen kann. Und das kann folgeschwer sein. Einmal kauften wir Stahlgürtelreifen für den blauen Cadillac, da dies am kostengünstigsten schien. Auf dem Weg von der oberen Halbinsel zurück auf der Drummond Island Road nach Pickford bemerkte ich plötzlich, dass unser Auto seitwärts auf den Reifen rollte. Wir hielten an einer altmodischen Tankstelle an, wo uns erklärt wurde, dass sich die Gürtel verschoben hatten und wir tatsächlich seitwärts rollten. Wir haben es auf diese Weise doch noch bis nach Hause geschafft. Werner sah mich an und lachte darüber (allerdings mit zerknirschem Gesichtsausdruck), wie sich das Auto regelmäßig hob, zur Seite rollte, und wieder senkte. Es war eine typische Situation, in der man nicht wusste, ob man lachen oder weinen sollte.

Und wie oft Werner den Tank bis auf den letzten Tropfen leer fuhr! Einmal passierte es nach Einbruch der Dunkelheit an der Ecke Sixth Street und Howard, in einem miesen Stadtviertel von Detroit. Tucker, tucker, spuck, spuck... aus. „Ah, verdammte Sch...! Der Tank ist leer!“ ertönte es aus seinem Mund. „Nein, bitte nicht hier!“ jammerte ich, „weit und breit keine Tankstelle!“ Werner entdeckte einen sich in unsere Richtung nähernden afrikanisch aufgemachten Kleinbus, vollbesetzt mit Schwarzen. Er sprang aus

dem Auto und signalisierte ihnen, anzuhalten. Nach einem kurzen Wortwechsel ließen sie ihn bei sich einsteigen - und das mit seinem 2 1/3 Karäter am Finger und einer Brieftasche voll 100-Dollar Noten. Auf mich machten die Insassen dieses Fahrzeuges den Eindruck, als seien sie alle 'high' und als sie losfuhr fürchtete ich, Werner niemals wieder zu Gesicht zu bekommen. Nach etwa fünfzehn Minuten brachten sie ihn mir aber dann doch tatsächlich wieder zurück. Er hatte einen vollen Benzinkanister bei sich und strahlte von einem Ohr zum anderen. Bis zum Anspringen des Motors waren zwar noch einige Schimpfwörter erforderlich, die Krise war jedoch ausgestanden.

Eine weitere Begebenheit ereignete sich, als wir Onkel Kurt, der zu seinem alljährlichen Winterbesuch bei uns in Utica eingetroffen war, gerade vom Flughafen abgeholt hatten. Es war einer seiner ersten Besuche und abgesehen davon, dass er seine Finger nicht von den Frauen lassen konnte, war Kurt der perfekte Gentleman. Wir befanden uns auf der Michigan Avenue in Detroit, als der Motor eigenartige Geräusche von sich gab, das Auto ruckweise fuhr und gleichzeitig immer langsamer wurde. „Verdammte Sch..., der Tank ist leer!“ war zu hören. Es herrschte Schneesturm und der Boden war etwa 10 cm hoch mit Schneematsch bedeckt. Die Person, die wieder nur Sandalen und keine Socken trug, konnte nun ja nicht zur nächsten Tankstelle gehen. Also stieg ich aus. Kurt bekam einen Anfall. „Man schickt doch nicht eine Frau zum Benzinholen, und schon gar nicht in einem Stadtviertel wie diesem!“ sagte er. Werner gab mir dann einen Tipp, in welcher Richtung das Auffinden einer Tankstelle am wahrscheinlichsten war, aber kein Geld. Also zog ich einen 5 Dollar Schein aus meiner Handtasche und marschierte los. Erst nach etwa einem Kilometer fand ich eine Tankstelle. Und dann war da noch der gleiche, beschwerlichere Weg zurück! Aber ich schaffte es. Wir gaben dann den Kanister an der Tankstelle ab, erhielten das Pfand zurück, und weiter ging die Fahrt. „Sollten wir denn nicht auch auftanken?“ fragte ich total naiv. „Um Himmels willen, nein, in Utica ist das Benzin doch zwei Cents billiger!“ belehrte er mich. „Ach ja,“ konnte ich nur sagen.

Am nächsten Tag hatte Werner viel Arbeit für mich und ich konnte deshalb nicht dabei sein, als er mit Kurt in die Stadt fuhr. Können Sie sich denken wer das Auftanken vergessen hatte? Raten Sie mal, wer nun durch den Matsch zur Tankstelle stapfen musste - der Beifahrer sprach ja kein Englisch. Werner muss zu Kurts Erheiterung ziemlich geschimpft haben, erstens wegen des versäumten Tankens und zweitens weil er Sandy nicht mitgenommen hatte.

Die beste Tankgeschichte ereignete sich an der Autobahn M-59 auf der Ryan Road Überführung. Sie werden es nicht glauben - an drei aufeinanderfolgenden Tagen! Am ersten Tag brauste Werner von Wil Mar los, weil er wie üblich für einen Termin viel zu spät dran war. Als er sich der besagten Brücke näherte, bockte sein Auto plötzlich wie ein wildes Pferd, nur dass es nicht schneller, sondern langsamer wurde. Hust, hust,... aus. „Sch..., der Tank ist leer. Jetzt schaffe ich meinen Termin nicht.“ Dass dies ausgerechnet auf einer Überführung passieren musste, fand er gar nicht gut. Er stieg aus, rutschte vorsichtig die Böschung hinunter und ging auf ein in der Nähe stehendes Wohnhaus zu. Eine Dame öffnete ihm die Tür und überließ ihm ihr Telefon. Werner rief in Wil Mar an und sprach mit Peggy. „Du musst mir Benzin bringen. Mein verdammter Tank ist leer. Ich bin auf der Ryan Überführung der M-59. Und bringe mir nur kein teures Benzin.“

Vergleiche die Preise der beiden Tankstellen auf dem Weg und besorge mir das billigste, das du kriegen kannst. Und beeile dich, verdammt noch mal! Ich bin spät dran!” Peggy fand das billigste Benzin, ließ sich eine Quittung geben und flitzte zu Werner, der in denkbar schlechter Stimmung war. Sie füllte das Benzin in seinen Tank und weg war er. Peggy brachte den Kanister zur Tankstelle zurück und erhielt das Pfand erstattet. Mit diesen siebeneinhalb Litern Benzin fuhr Werner dann in Southfield und Bloomfield herum und anschließend nach Hause. Am nächsten Tag musste er nochmals nach Southfield. Er startete zu Hause in der Ausfahrt durch. Tja, es war dieselbe Dame wie am Tag zuvor, von deren Telefon aus er in Wil Mar anrief. Und wieder wurde Peggy mit demselben Auftrag losgeschickt, nur etwas schneller sollte sie sein als Tags zuvor. (Als ob es ihre Schuld gewesen sei, dass er wieder auf dem Trockenen saß.) „Okay,” sagte sie, „zum gleichen Preis wie gestern? Bin schon unterwegs.” Sie besorgte ihm siebeneinhalb Liter Benzin, brachte den geliehenen Kanister zurück, und fuhr wieder zu Wil Mar, wo sie Ihren Mitarbeitern kichernd das Unglaubliche erzählte. An zwei aufeinanderfolgenden Tagen mit leerem Tank an derselben Stelle liegengeblieben!

Ja, damit aber nicht genug - die Geschichte geht noch weiter. Am dritten Tag erhielt Peggy einen weiteren Anruf von Werner. „Komm sofort zur selben Stelle! Ich brauche wieder Benzin. Aber kaufe heute nur fünf Liter - ich habe vorhin im Radio gehört, dass die Benzinpreise morgen fallen.” „Okay, Boss!” sagte Peggy. Sie brach in lautes Lachen aus, nachdem sie den Hörer aufgelegt hatte. Die Dame, deren Telefon Werner wieder benutzt hatte, schüttelte nur noch den Kopf. Sie schlug ihm vor, die Telefongesellschaft anzurufen und draußen neben ihrer Garage einen Telefonanschluss für ihn einrichten zu lassen. Werner fand das in seiner damaligen Situation überhaupt nicht witzig.

Werner wurde zwei Jahre vor seinem Tod sehr kurzatmig. Er konnte nicht mehr gehen, da ihm diese Anstrengung die wenige Luft, die er hatte, nahm. Aber auch in jener Zeit blieb er einmal mit leerem Tank stehen, als er von Wil Mar zur West Side fahren wollte. Damals hatte er Angst, denn das nächste Telefon befand sich auf einer Anhöhe. Ganz langsam schaffte er es dorthin und war dann sehr stolz auf sich. „Sandy, bringe mir einen Kanister Benzin!” tönte es aus meinem Telefonhörer.

Dann war da noch die Geschichte, als Rudi uns mit unserem Auto zum Flughafen brachte. So konnten wir die Parkgebühr sparen, während wir uns in Deutschland aufhielten. In Birmingham sah Rudi auf die Tankuhr und machte Werner darauf aufmerksam, dass wir Benzin brauchten. Werner beäugte die Tankuhr aus verschiedenen Winkeln und musste dies bestätigen. Also fuhr Rudi die nächste Tankstelle an und fragte Werner, ob er voll tanken solle. „Auf keinen Fall,” sagte Werner ungehalten, „in Utica kostet es zwei Cent pro Gallone weniger. Dort wird dann der Tank voll gemacht!” Wie viel er denn jetzt tanken solle, wollte Rudi wissen. Werner starrte etwa eine Minute lang auf die Tankuhr und befahl dann „\$3,35! Das müsste für die Hin- und Rückfahrt reichen.” Jetzt war für Rudi das Maß voll. Der Betrag war so knapp bemessen, dass er sicherlich mit ein paar roten Ampeln nicht problemlos bis nach Hause gekommen wäre. „Verdammt noch mal, Werner,” brüllte Rudi los, „als wir uns kennen lernten warst du so geizig, dass ich eine Steigerung nicht für möglich hielt. Aber irgendwie hast du es innerhalb der letzten fünf Jahre geschafft, dich zu übertreffen!”

Wie frustrierend es war, wenn ich mit Werner eine längere Autofahrt machte! Wenn wir Benzin brauchten, er aber vorher im Vorbeifahren Tankstellen gesehen hatte, die die Gallone für ein oder zwei Cent billiger verkauften, durfte ich nur für zwei Dollar tanken. Es war schon recht nervenaufreibend, wenn ich einigermäßen früh zu Hause sein wollte und er auf der Autobahn alle 10 bis 15 Kilometer anhielt, um billigeres Benzin zu finden. „Verdammt noch mal, Werner, das ist ja lächerlich! Ich möchte nicht so spät nach Hause kommen!“ „Typisch Arbeiterklasse!“ schimpfte er dann, „Nie den Wert eines gesparten Dollars schätzen gelernt! Alles ausgeben! Du kapiert nicht, dass ein gesparter Pfennig ein verdienter Pfennig ist! Die verdamnte Arbeiterklasse hat nie etwas gehabt, hat nichts und wird nie etwas haben! Ich spare mein Geld und deshalb habe ich es so weit gebracht! Niemand hat mir jemals einen einzigen Pfennig geschenkt. Ich habe alles selbst verdient und ich halte es fest!“

Dann gibt es noch die Geschichte, als wir nach Ohio unterwegs waren und ich am Steuer saß. Plötzlich sollte ich ganz dringend anhalten, weil Werners Darm sich meldete. Er entdeckte ein Holiday Inn. „Dort fahren wir hin!“ sagte er, „Ich will in einer stilvollen Umgebung auf der Toilette sitzen!“ Also steuerte ich das Hotel an und er rannte verkrampft Richtung Herrentoilette. Nach einigen Minuten kam er gelöst und schlendernd zum Auto zurück. Wir waren noch keine zwei Kilometer gefahren, als er sagte, „Wie gut, hier kommt ein Rastplatz. Fahr da hin.“ „Warum halten wir denn an diesem Rastplatz, wo wir doch gerade vom Holiday Inn kommen?“ fragte ich ihn. „Ich muss zur Toilette!“ antwortete er. „Aber deswegen waren wir doch gerade beim Holiday Inn!“ rief ich verduzt. „Ich weiß,“ sagte er. „Musst du schon wieder?“ „Nein.“ „Was meinst du mit nein?“ fragte ich. Verlegen erklärte er mir dann, „Im Holiday Inn habe ich gepinkelt und dann ganz vergessen meinen Darm zu entleeren. Deshalb muss es jetzt sein.“



Werner with Oil rig



Werner at Oil well



Werner bei Oil Tank



Werner & Kurt Wilhelm



Sandy Wilhelm - Oil Well

Einmal war ein riesiger Motor, ein Bucyrus Eyrie, unseres Bohrturms defekt. Werner wollte ihn in der Gegend um Logan in Ohio reparieren lassen, änderte jedoch seine Meinung, als er sowohl mit der Dummheit der Ansässigen als auch mit dem Preis konfrontiert wurde. Er ließ den Motor dann zu seinen Bekannten in der Innenstadt von Detroit an der Ambassador Brücke bringen, wo die Reparatur fachmännisch und zu einem annehmbaren Preis durchgeführt wurde. Dann wurde er von der Werkstatt angerufen, und um einen Scheck für den Transport des Motors zurück zur Ölquelle gebeten. „Nein,“ sagte Werner, „das ist mir zu teuer. Ich mache das mit meinem Cadillac und einem Anhänger selbst.“ Er suchte seine alten Freunde bei der Cass Anhängervermietung Ecke 8 Mile und I-75 auf und fragte nach dem billigsten Anhänger. Dieses Mal sollte es allerdings einer mit zwei Achsen sein, da die Ladung schwerer als

sonst war. Nach dem unvermeidbaren Gejammer und Betteln bezüglich des Preises bekam er tatsächlich einen zweiachsigen Anhänger für den Preis eines Einachsers an den Cadillac befestigt. Werner donnerte los. Der Anhänger sprang hinter uns auf und ab, während Werner sich wieder als Verkehrshindernis auf der 8 Mile Road darstellte, quer über alle Fahrbahnen zog und dann auch noch eine 180-Grad Drehung machte, um zurück auf die Autobahn zu gelangen. Das Gehupe der verärgerten Autofahrer war groß und jedes Mal, wenn uns ein Fahrzeug überholte, rief der jeweilige Fahrer irgendetwas Unverständliches aber eindeutig nichts Nettes aus dem Fenster zu Werner herüber. In solchen Situationen hupte Werner immer zurück und zeigte den Finger (meistens den falschen!). Manchmal klemmte er sich unmittelbar an die Stoßstange des Fahrers, der ihn gerade überholt hatte. Es erstaunt mich bis heute, dass ihn niemals einer dieser muskeltrainierten Männer aus dem Auto herausgeholt und verprügelt hat. Es kam vor, dass Werner kilometerweit neben einem anderen Fahrzeug fuhr und mit dessen Fahrer aus vollem Halse Beleidigungen austauschte. Ich stieß Werner in die Seite und bat ihn, damit aufzuhören, Je mehr ich mich jedoch aufregte, desto mehr Spaß hatte er daran. Ich hätte ihn umbringen können, wenn er das machte.

Mit dem leichten Anhänger hinter dem alten Cadillac gelangten wir also zu Bond Bailey, der Motorenwerkstatt an der Ambassador Brücke. Der Cadillac war alt und die Kompression ließ schon sehr zu wünschen übrig. Die Angestellten der Werkstatt besahen sich den Anhänger und sagten zu Werner, es könne wohl nicht sein Ernst sein, den über 6000 Pfund schweren Motor auf diesem Anhänger transportieren zu wollen. „Natürlich,“ sagte Werner, „es ist ja nicht so weit und ich fahre vorsichtig“. Und er fuhr vorsichtig - nicht über 55 km/h, die ganze Strecke bis nach Ohio. Bevor sie Werner jetzt zu sehr für seinen ausnahmsweise vernünftigen Fahrstil loben, müssen Sie wissen, dass es auf Grund des schweren Motors und des alten Autos gar nicht möglich gewesen wäre, schneller zu fahren. Die Kupplung rutschte außerdem auch immer durch. Es gab kein Schlingeln auf die andere Fahrbahn, denn das Gewicht hielt uns strikt rechts. Auf halbem Wege stieg ein eigenartiger Geruch in meine Nase. „Es riecht nach Verbranntem,“ sagte ich zu Werner. „Das kommt bestimmt von draußen,“ meinte er. Es kam aber von unserem Auto. „Werner, ich glaube an unserem Auto brennt etwas,“ rief ich. „Nein,“ behauptete er. „Es wird immer schlimmer - ich kann kaum noch atmen!“ beharrte ich. „Hmm..., jetzt rieche ich auch etwas,“ meinte er. Er hielt auf dem Standstreifen an und sah Rauch aus dem Kofferraum entweichen. „Oh mein Gott, der Kofferraum brennt! Wo ist etwas zum Löschen?“ rief er aufgeregt. „Wir haben zwei Liter Wasser mitgenommen für den Fall, dass der Motor heiß wird,“ erinnerte ich ihn. Werner griff nach dem Wasser und öffnete zaghaft den Kofferraum. Riesige Rauchschwaden kamen ihm entgegen. „Oh nein, meine wichtigen Unterlagen brennen!“ Es war ein Schwelbrand. Mit Tränen in den Augen goss Werner das Wasser über die hauptsächlich auf der rechten Seite schwelenden Papiere. Er fand auch die Ursache heraus: Durch die Beförderung der schweren Last durchwegs im zweiten Gang (der dritte schaffte es nicht) war die Auspuffanlage von dem heißen Motor überhitzt. Aber nun waren die Unterlagen nass - die Krise war vorbei. Nachdem wir eine Zeit gewartet hatten, damit sich alles abkühlen konnte, machten wir uns wieder auf den Weg. Nach weniger als 15 Kilometern kamen erneut Rauchschwaden aus dem Kofferraum. „Oh Gott, wo ist eine Tankstelle,“ schrie Werner. „Da vorne ist eine,“ sagte ich. An der Tankstelle angekommen, rannte Werner in die Herrentoilette und füllte die

beiden Literflaschen mit Wasser. Dieses Mal war es ein richtiger Brand. Mit vom Blutdruck hochrotem Gesicht kippte Werner das Wasser auf das Feuer und befahl mir, neues zu holen. Das wiederholten wir drei Mal, bis der Kofferraum komplett überschwemmt war. Das war das Ende dieser extrem wichtigen Unterlagen - aber nur so konnte das Explodieren des Autos verhindert werden. Der Tankstellenpächter bekam beinahe einen Herzanfall wegen des brennenden Kofferraums neben seinen Benzinpumpen. Als auch diese Krise dann ausgestanden war, warteten wir wieder eine Weile, um den Motor abkühlen zu lassen. Dann ging es weiter mit unserer 6000 Pfund schweren Last auf dem Anhänger und dem Schwimmbad im Kofferraum. Vielleicht hat uns das zusätzliche Gewicht im Kofferraum sogar eine bessere Zugkraft beschert? Auf wundersame Weise gelangten wir ohne weitere Zwischenfälle nach Logan. Die Tatsache, dass der Motor unseres Autos auf der nächsten Fahrt nach Lancaster komplett überholt werden musste, könnte etwas mit dem Schwertransport zu tun gehabt haben - man weiß es nicht genau. Jedenfalls hatten wir 300 Dollar Transportkosten gespart!

Diese hohen, rutschigen, mit Schlamm bedeckten Ölquellenhügel zu erklimmen war ein weiteres Erlebnis! Werner holte auf der Asphaltstraße Schwung und dann ging es mit Vollgas in Richtung Ölquellen'straße'. Das letzte Stück rutschten wir dann vorwärts und seitwärts. Das war immer recht spannend, denn wenn man die Anhöhe nicht geschafft hätte, wäre es mit einem steil abwärts zurück auf die Bezirksstraße gegangen. Man muss schon zugeben, dass Werner im Großen und Ganzen geschickt Auto fuhr.



Werner Wilhelm bei Oil Well Platz

Noch schlimmer als die Schleudertour im Auto zu einer Ölquellenstraße war im Winter der Fußweg dorthin. Ich ging ein Mal mit Werner hinauf - der Boden war spiegelglatt gefroren. Oben angekommen brach mir bei dem Gedanken des abschüssigen Rückweges der Angstschweiß aus. Ein Arbeiter bot uns dann glücklicherweise die Fahrt in seinem Wagen mit Allradantrieb an. Ich leide noch heute unter Alpträumen von diesem Hang.

Später führte Werner eine neue Methode ein. Bevor wir die Schräge befuhren, ließ er mich aussteigen und zu Fuß den Weg inspizieren. Ich wusste dann, welche Stellen unbefahrbar bzw. gefährlich waren und konnte ihn mit 'rechts', 'links' und 'Mitte'- Zurufen dirigieren, damit wir nicht stecken blieben oder gar seitlich bergab trudelten.



Werner Wilhelm & Kurt Wilhelm

Ungefähr bis zu seinem letzten Lebensjahr hatte Werner viel innere Wärme. Nie trug er Jacke, Schuhe oder Socken - nur Hemd und Sandalen. Bei Kälte zog er ein langärmeliges Hemd an, und bei unter -15 Grad vielleicht einen Pullover. In den letzten zehn Jahren seines Lebens schlüpfte er manchmal in Tennisschuhe, wenn er an den Füßen froh. Auch in seinem Auto hielt er die Temperatur niedrig. Wenn die Heizung lief, wurde das Fenster geöffnet. Ich trug immer meinen dicksten Mantel und hatte eine Decke auf dem Schoß. Gefroren habe ich trotzdem. Wenn Onkel Kurt bei uns war, pflegte er Werner auf seinen Fahrten zu begleiten, um ihm Gesellschaft zu leisten. Der arme Kurt froh immer schrecklich bei dem offenen Fenster und den Minustemperaturen. Einmal bemerkte Onkel Kurt, als er auf einer Fahrt hinten saß und die kalte Luft direkt auf ihn zog, dass er nun 100 Fahrzeuge auf der Stadtautobahn gezählt habe und 99 seien mit geschlossenen Fenstern unterwegs gewesen. Ausgerechnet er habe das Pech in dem einzigen Auto mit offenem Fenster zu sitzen! Werner ignorierte die Andeutung. Das Fenster blieb weiterhin unten und Kurt lernte, sich für Autofahrten extrawarm anzuziehen.

Wenn wir in einer uns unbekanntem Gegend unterwegs waren, musste ich alle Immobilien mit einem 'Zu verkaufen' Schild notieren und Namen und Telefonnummer der Maklerbüros aufschreiben. Den Abend verbrachte Werner dann damit, die Makler anzurufen und Immobilienpreise zu studieren. Besonders die Küstenstraße in Florida ist mir in Erinnerung geblieben. Ich musste jedes Haus notieren, das zum Verkauf angeboten wurde. Natürlich hielt Werner zu diesem Zweck nicht an, sondern fuhr im Schrittempo daran vorbei, sehr zur Freude der Verkehrsteilnehmer hinter uns. „HUP!! SCHIMPF!! Mach, dass du von der Straße kommst, Opa!“ Werner hupte und schimpfte zurück. Man zeigte sich gegenseitig den Finger. Aber wir sammelten ausnahmslos alle Telefonnummern und Werner war entsetzt über die hohen Preise entlang der Atlantikküste.

Ein Mal besuchten wir meine Schwester und meinen Schwager in Kalifornien. Wir waren geflogen und deshalb dort ohne Fortbewegungsmittel. Werner wollte kein Geld für einen Mietwagen ausgeben. Etwas verlegen fragte er Don, ob er ein Fahrzeug für uns übrig hätte. Don konnte uns einen seiner Lieferwagen zur Verfügung stellen, zögerte aber ihn anzubieten. Er war nämlich zehn Jahre alt, war bereits 300.000 Kilometer gefahren, lief nicht besonders gut und die Kotflügel klapperten während der Fahrt. „Wir nehmen ihn!“ beschloss Werner. Die erste Fahrt in diesem Kleinbus ging zu einem Arzt am Stadtrand von Beverly Hills. Da Werner nicht bereit war, Parkgebühren zu bezahlen, suchten wir in einer eleganten Wohngegend (mit 2-Millionen Dollar Häusern) einen kostenfreien Parkplatz. Wir fanden einen. Rundherum nichts als Paläste mit hohen Palmen. Dort stellten wir unsere Rostkiste ab und marschierten etwa einen Kilometer zur Arztpraxis. Wir kamen zwar zu spät, waren verschwitzt und müde, aber über fünf Dollar Parkgebühren blieben gespart.

Nach dem Arzttermin besuchten wir ein Feinkostlokal im jüdischen Viertel der Stadt. Es war voll besetzt. Wir standen am Eingang und Werner sah sich jeden einzelnen Gast genau an. Dann sagte er zu mir, „Dort drüben sitzt ein Jude allein am Tisch. Er macht mir einen intelligenten Eindruck, könnte sogar in Europa geboren sein. Ich frage ihn, ob wir uns dazusetzen können. Ich glaube, ich würde mich gerne mit ihm unterhalten.“ „Oh

Werner!" sagte ich. „Was heißt hier, oh Werner? In Europa ist das üblich. Nur die Amerikaner wollen den Tisch mit keinem teilen. Wenn man einen Amerikaner fragt, ob man sich zu ihm setzen dürfe, reagiert er, als ob man ihn vergewaltigen wollte." Also sprach Werner diesen Gast an, der uns dann sehr freundlich bat, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Ich gab unsere Bestellung an der Theke ab und muss sagen, wir führten ein höchst interessantes, weltoffenes Gespräch mit diesem Gast. Er war tatsächlich in Europa geboren und berichtete von vielen schrecklichen Erlebnissen, ähnlich derer, die Werner durchlebt hatte.

Nach dem Essen machten wir uns auf den Weg zurück zu unserem kostenlosen Parkplatz. Als wir unser Fahrzeug erreichten, trat ein Mann aus dem Haus, vor dem wir geparkt hatten. Während der Mann auf Werner zuing, bereitete ich mich bereits innerlich auf eine heftige Auseinandersetzung vor. Werner eröffnete das Gespräch und sagte, er habe das 'Zu verkaufen' Schild im Vorgarten gesehen und wolle wissen, wie viel der Mann denn für das Haus verlange. „1.200.000 Dollar," lautete die Antwort. Werner sagte zu mir, dass dies ein sehr guter Preis für ein Haus dieser Größe und Wohnlage sei. Die beiden tauschten ihre Namen aus und Werner erfuhr, dass er es mit einem Herrn Mintz zu tun hatte. Werner erzählte ihm, dass einer seiner Wirtschaftsprüfer Mintz heiße, und fragte, ob eventuell ein verwandtschaftliches Verhältnis bestehe. Sofort stieg das Interesse des Eigentümers, da er nun bei Werner Vermögen vermutete. Wir erhielten eine ausgiebige Führung durch die Villa. Trotz des Swimming Pools mitten im Haus war ich nicht sonderlich beeindruckt. Das Gebäude war recht alt, und seit mehr als 40 Jahren waren keine Schönheits- und andere Reparaturen ausgeführt worden. Fast in jedem Raum gab es Holzverkleidung - das war eintönig und gar nicht attraktiv. Sogar der Swimming Pool machte einen unsauberen und langweiligen Eindruck. Mir war klar, dass das gesamte Haus renoviert werden müsse. Werner fand Gefallen an dem schmutzigen Haus. „Du Träumer," war meine Antwort auf seine Begeisterung.

Dann fuhren wir mit klappernden Kotflügeln weiter zu einem kleinen Geschäft in Beverly Hills, wo gebrauchter Schmuck angeboten wurde. Der Laden war klein und wenig ansprechend, der herrschaftliche Schmuck jedoch wunderschön. Fantastisch und kunstvoll. Werner war nicht sonderlich beeindruckt. Moderne Stücke waren mehr nach seinem Geschmack. Das wunderte mich irgendwie.

In einem Jahr fürchtete Dinora ihre mit 17 Dollar pro Stunde bezahlte Arbeitsstelle bei einer Müllentsorgungsfirma zu verlieren, weil ihr die Buchhaltung mangels Erfahrung große Probleme bereitete. Werner machte Dinora das Angebot, sie zu Dan Abramson, unserem Wirtschaftsprüfer, mitzunehmen und sich von seiner Mitarbeiterin Joyce die Grundkenntnisse beibringen zu lassen. Werner trug Dinora auf, exakt um 16 Uhr 45 aus dem Gebäude, in dem sie arbeitete, herauszukommen und ihn dort zu treffen. Da es um die Bezahlung von Joyces Überstunden aus seiner Tasche ging, war es von höchster Wichtigkeit, dass Dinora pünktlich erschien. Außerdem fühlte sich Werner an jenem Tag nicht besonders gut und hatte keine Lust, sich bis spät abends in Dans Büro aufzuhalten. Es war 17 Uhr 15, als Dinora endlich aus dem Gebäude kam. Werner kochte vor Zorn, da er Joyce bereits eine halbe Überstunde schuldete, in der sie nichts geleistet, sondern nur gewartet hatte. Außerdem schätzte er es nicht, so lange im Auto gewartet und auf dieses

Riesengebäude aus Glas und Ziegel gestarrt haben zu müssen. Hier kam sie also, schick angezogen - eine elegante Erscheinung. Werner behandelte sie zwar höflich, aber ungeduldig. Dinora begrüßte uns und nahm hinten in unserem Auto Platz. Aufgrund der Hauptverkehrszeit gestaltete sich das Erreichen der Autobahn etwas schwierig. Und als wir uns dann endlich auf der I-75 Richtung Süden befanden, bewegte sich der gesamte Verkehr nur sehr langsam, Stoßstange an Stoßstange. Werner war außer sich. Wir hörten, wie viel Joyce ihn kostete während er im Verkehr feststeckte und dass die Straßen weitaus leerer gewesen wären, wenn Dinora sich pünktlich an die Verabredung gehalten hätte. Werner fuhr zusehends aggressiver. Das war gar nicht gut, da es kaum Platz gab. Er beschleunigte, wechselte die Fahrspuren und quetschte sich in die kleinsten Lücken. Dinoras Nerven waren völlig angespannt. Was mich betraf, so war ich seinen Fahrstil ja gewöhnt und er hatte mich in 16 Jahren noch nie durch die Windschutzscheibe geschickt, weshalb ich es auch jetzt nicht erwartete. Also lehnte ich mich zurück und richtete nur geringe Aufmerksamkeit darauf, was sich da draußen abspielte. Dinora hatte jedoch alle vier Fenster im Auge und was sie da sah, machte ihr höllische Angst. Plötzlich beschleunigte Werner wieder, während der gesamte andere Verkehr zum Stillstand kam. Ich rief Werner zu, zu bremsen. Er tat dies auch, aber die stehenden Fahrzeuge vor uns kamen trotzdem mit rasender Geschwindigkeit auf uns zu. Nun entdeckte ich doch einen besorgten Ausdruck in Werners Gesicht. Er legte sein ganzes Gewicht auf das Bremspedal. Mit quietschenden Reifen kamen wir seitwärts zum Stehen. Aber wir standen! „Oh, mon jour!“ kam es vom Rücksitz. „Bitte Werner, ich möchte nur so lange leben, bis mein Sohn groß ist! Bitte fahr ein bisschen vorsichtiger!“ Dieses Bremsmanöver schien Werner auch etwas Angst gemacht zu haben, denn er fuhr anschließend ein wenig langsamer und vernünftiger. Deshalb gelangten wir auch unversehrt zu Dans Büro und waren mit den Nerven nicht absolut am Ende. Joyce erklärte dann Dinora das richtige Buchen und Bilanzieren und sagte, sie würde ihr jederzeit am Telefon weiterhelfen, wenn Probleme auftauchten. Werner ließ mich auch an diesem Unterricht teilnehmen, um noch etwas dazu zu lernen. Als ich ihm erzählte, dass für mich nicht Neues dabei gewesen sei, sagte er, ich könne ja Dinora behilflich sein, wenn sie Fragen hätte. Ich musste ihn dann daran erinnern, wie ich den gesamten Rechnungsabschluss in weniger als einer Stunde gemacht habe, während er mit Rudi Schach spielte, und dass Rudi und Dinora dies gar nicht so gut fanden, da sie zuvor mehrere Tage lang erfolglos mit dieser Rechnungslegung beschäftigt gewesen waren. Werner schmunzelte und sagte, er hätte es bewundert, dass mein Abschluss früher fertig war als sein Schachspiel.

Nun eine Begebenheit, als Werner zwecks Erledigungen für das Pflegeheim durch die nicht ganz so guten Stadtviertel von Detroit fuhr: Auf der Mt. Elliott Straße zeigte ich ihm, wo meine Vorfahren begraben waren. Dann fuhren wir die Mt. Elliott Straße wieder zurück, bogen nach links auf die Autobahn I-94 ab und wurden daraufhin von der Polizei angehalten. Der Beamte warf Werner vor, verbotenerweise links abgebogen zu sein. Es gab dort wohl ein unauffälliges, rostiges, altes Verbotsschild, das leicht übersehen wurde. Immerhin waren wir das sechste Auto, das für dasselbe Vergehen angehalten worden war. Die fünf Fahrzeuge vor uns warteten alle noch auf ihren Strafzettel. Werner war reif für die Zwangsjacke - wir befanden uns auf dem Weg zu einer Autoversteigerung und waren wie üblich spät dran. Werner musste an jenem Tag unbedingt ein anderes Auto

finden, da unseres kurz vor dem endgültigen Zusammenbruch stand. Der Beamte beschäftigte sich gerade mit dem Fahrer des ersten Fahrzeuges, als Werner begann, mir die folgenden Fragen zu stellen: „Soll ich es wagen? Soll ich weiterfahren? Meinst du ich kann einfach wegfahren? Soll ich weiterfahren?“ „Oh Gott!“ seufzte ich. Es war mir klar, dass wir spät dran waren und dass die Abfertigung aller sechs Fahrzeuge noch eine geraume Weile in Anspruch nehmen würde, aber die Festnahme Werners würde unverhältnismäßig noch mehr Zeit kosten. Bevor ich überhaupt antworten konnte, war mir, als ob sich unser Auto ganz langsam bewegte. Tatsächlich! Die Landschaft zog langsam an uns vorbei!

Verstohlen näherten wir uns der Auffahrt auf die I-94. Und gerade als wir in die Auffahrt einbogen, erkannte der Beamte die Situation. Bei seinem dem Versuch, Werner anzuhalten, brachte er seine kurzen dicken Beine ganz schön in Bewegung. Ich sah ihn dann einen halben Meter hoch springen, als Werner seine Fahrt langsam und unbeirrt fortsetzte. Auf der Autobahn beschleunigte er die Geschwindigkeit auf 90 km/h. „Werner, ich würde an deiner Stelle die nächste Ausfahrt nehmen, so du dem Beamten entkommen willst. Dieser Polizist ist so wütend, dass er ganz bestimmt gleich mit seinem Wagen angefahren kommt!“ Werner sah in den Rückspiegel und antwortete, „Die Autobahn macht hier eine große Biegung. Er kann mich nicht sehen. Ich nehme dann die I-75. Das ist gleich die nächste Ausfahrt, die ich ohnehin brauche.“ Diese Ausfahrt führt mit einer Brücke über die I-94. Es war schon recht witzig, als wir von dieser Überführung aus dort unten einen jagenden Streifenwagen mit Sirene und blinkenden Lichtern sahen. Bis wir aus Detroit draußen waren, hielt ich den Atem an. Ich riet Werner, sich vorläufig nicht auf der I-94 blicken zu lassen, da der fette Polizist sicherlich noch lange nach ihm Ausschau halten würde. Werner erwarb an jenem Tag von einer Privatperson einen Cadillac Bj. 1981 und fühlte sich nun mit diesem Auto und den neuen Kennzeichen sicher. Es würde mich nicht wundern, wenn dieser alte Polizist immer noch an der I-94 auf den dicken alten Deutschen mit der Sonnenbrille und dem Cadillac wartet. (Jetzt muss er allerdings nach oben blicken und einen Geisterfahrer am Himmel suchen.)

Ein anderes Mal, gegen 13 Uhr an einem Samstag, hatten wir einiges in Dearborn zu erledigen. Wir waren um halb neun Uhr morgens zu Hause abgefahren. Zu jener Zeit litt Werner bereits an Diabetes. Leider hatte er vergessen, im Anwaltsbüro die Toilette zu benutzen und seine Blase war nun zum Bersten voll. Er jagte den 81er Cadillac mit 90 km/h durch eine 50 km/h Zone und nahm alle Kurven der Hines Straße mehr oder weniger auf zwei Rädern, um nur so schnell wie möglich zu seinem nächsten Termin und damit zu einer Toilette zu gelangen. „Verdammt noch mal, ich muss!“ brüllte Werner, „Halb kaputt sind meine Nieren bereits, dieses Zurückhalten gibt ihnen jetzt noch den Rest!“ Und dann erschienen im Rückspiegel rote und blaue Blinklichter begleitet von der heulenden Sirene. „Oh Sch...!“ rief Werner, „Ich lasse mir von keinem verdammten Bullen die Nieren zerstören!“ Werner hielt an und stürmte aus dem Auto. Während er auf den Streifenwagen hinter uns zulief, holte er seinen Führerschein aus seiner Brieftasche und schleuderte diesen nach Frisbee-Manier in Richtung des Polizisten. „Ich habe kranke Nieren. Ich bin so schnell gefahren, weil ich pinkeln muss!“ Dann rannte er eine kleine Anhöhe hinauf und verschwand im Gebüsch. Als er zurückkam, erwartete ihn ein Strafzettel. „Dieses Arschloch hat mir doch tatsächlich einen Strafzettel ausgestellt, wo ich es doch nur zur Toilette schaffen wollte!“ beschwerte er sich.

Ohio ist bekannt für Polizisten, die Fahrern aus anderen Bundesstaaten auflauern, und sie haben auch uns erwischt. Werner war mit mir und dem Architekten Gerry Stawowy unterwegs, um sich für einen geplanten Bau etwas anzusehen. Im Süden von Toledo warteten vier Polizisten hinter einer Kurve. Wir wurden angehalten. „Verdammte Ohio Bullen!“ fauchte Werner. Er stieg aus und ging nach hinten zu den Beamten. Stawowy und ich blieben sitzen und beobachteten das Spiel durch das Heckfenster. Werner zog seine Brieftasche und öffnete sie ganz weit, sodass etwa zwanzig 100 Dollar Scheine zu sehen waren. Der Polizist blieb ernst und sachlich. Werner stand regungslos da und besah sich seine 100 Dollar Scheine. „Oh mein Gott,“ entfuhr es Stawowy, „Werner versucht es mit Bestechung und wird im Gefängnis landen!“ Ich saß hilflos da und harrete der Dinge, die da kommen würden. Endlich wachte Werner aus seiner Trance auf und fischte seinen Führerschein heraus. Der Strafzettel wurde geschrieben, Werner kochte vor Wut, beruhigte sich auf dem weiteren Weg jedoch bald wieder.

Ein anderes Mal wurden wir in meinem Kleinbus in Ohio angehalten. Werner stieg aus, holte den deutschen Schäferhund aus dem Wagen und ließ ihn zum Polizisten laufen. Der Beamte flüchtete in den Streifenwagen. Er war wütend und rief Werner zu, den Hund unverzüglich in das Fahrzeug zurückzubringen und sich dann zu ihm in den Streifenwagen zu setzen. Ich dachte, dass ich nun eine Zeit lang ohne Werner auskommen müssen würde, aber es gab nur einen Strafzettel für die Geschwindigkeitsübertretung - allerdings begleitet von Beschimpfungen - und wir konnten unsere Fahrt fortsetzen.

Werners Bleifuß handelte uns noch eine weitere Polizeiepisode in Ohio ein. Dieses Mal wurden wir in Lancaster angehalten. Werner hatte die Wahl, entweder an Ort und Stelle zu bezahlen oder zum Gericht mitgenommen zu werden. Da er keine Kreditkarte besaß, bot ich ihm meine an, damit wir nicht noch zum Gericht fahren mussten. Der Polizeibeamte zog meine Karte durch das dafür vorgesehene Gerät und bat um meine Unterschrift. Werner riet mir, meine Handschrift etwas zu verändern. Als wir an jenem Abend in unserem Hotelzimmer ankamen, rief er die Sekretärin in Wil Mar an und trug ihr auf, meine Kreditkarte als gestohlen zu melden. Da sie dann nicht genau wusste, von welcher die Rede war, ließ sie beide sperren. Die polizeiliche Forderung erschien dann natürlich auf meiner Abrechnung - ich weigerte mich jedoch zu behaupten, dass meine Karte von einem Dieb benutzt worden war. Also bezahlte ich zu guter Letzt nicht nur sein Bußgeld, sondern auch noch 25 Dollar Wiederherstellungsgebühr pro Kreditkarte.

Und ein Mal war es 4 Uhr morgens, als wir wegen einer Geschwindigkeitsübertretung in Ohio angehalten wurden. Dieses Mal wollte man meine Kreditkarte nicht akzeptieren, aber auch Werners Bargeld nicht annehmen. Wir mussten also um halb fünf Uhr morgens zum Stadtgefängnis in Findlay fahren und dort die Strafe gegen eine Quittung bezahlen. Werner handelte sich aber nie Strafpunkte ein, da den Behörden in Michigan Ohio als Touristenfalle bekannt war.

Im Jahr 1982 besuchten wir meine Schwester in Kalifornien und machten einen Ausflug nach Newport Beach. Werner hatte seinen Behindertenaufkleber deutlich sichtbar

angebracht und das Auto so geparkt, dass er aufs Meer hinausschauen konnte. Er war nämlich bereits so krank, dass er nicht mehr über die hölzerne Uferpromenade spazieren konnte. Ein missmutiger Polizist kam des Weges und stellte Werner einen Strafzettel wegen verbotenen Parkens aus. Der Strafzettel beunruhigte Werner nicht sonderlich, es war ja schließlich ein Mietwagen. Aber das unmögliche Auftreten dieses Polizisten brachte ihn zur Weißglut. Und was machte Werner? Vor den Augen des Polizisten riss er diesen Strafzettel in kleine Stücke und ließ diese auf die Stiefel des Beamten rieseln. „Nun wandert er aber wirklich ins Gefängnis,“ sagte ich mir. Wie durch ein Wunder schaute der Polizist jedoch wortlos auf die Paperschnitzel und ging dann ohne jeden Kommentar weg.



Grand Canyon



Sandy Wilhelm at the Grand Canyon

Als wir einmal zum Grand Canyon fahren und ich am Steuer eines Mietautos saß, wurden wir in Arizona per Hubschrauber-Radar mit 30 km/h über der erlaubten Höchstgeschwindigkeit erwischt. Die Übertretung sollte 69 Dollar kosten. Werner nahm mir den Strafzettel aus der Hand, um diesen in Gegenwart der Polizisten klein zu reißen. Ich holte ihn mir jedoch ganz schnell zurück und erklärte Werner, dass ich wahrscheinlich nicht so viel Glück haben würde wie er, und nicht ins Gefängnis kommen wolle, sei es wegen Missachtung der Polizeiautorität oder wegen eines unbezahlten Bußgeldes. Werner sah das aber nicht so.

Werner hatte einmal in meiner Einfahrt geparkt. Plötzlich fiel ihm ein, dass er einen wichtigen Termin vergessen hatte. Aber bevor er nun dorthin fahren konnte, musste er noch seine Aktentasche im blauen Haus holen. Er brauste rückwärts aus meiner Einfahrt, warf den Vorwärtsgang ein und schoss dann mit irrsinniger Geschwindigkeit auf der falschen Seite der Cass Avenue davon. In dem entgegenkommenden Fahrzeug befand sich Ednas Schwester Blanche mit ihrem Mann. „Welcher Wahnsinnige fährt denn da auf der falschen Fahrbahn?“ rief Ednas Schwager. „Ach du meine Güte, das ist ja Ednas Chef! Herr Wilhelm, um Himmels willen, fahren Sie auf die andere Seite!“ schrie Blanche. An der Mc Clellan Straße bog Werner mit zwei abgehobenen Rädern ab und steuerte auf den Haupteingang des Altenheims zu. „Wenn er diesen tödlichen Fahrstil beibehält, wird er wohl nicht mehr lange Ednas Chef sein!“ bemerkte Blanchés Mann.

Die Nachbarn regten sich jedes Mal fürchterlich auf, wenn Werner spät dran war (und das war er häufig) und wie der Blitz die Zufahrtsstraße entlang schoss. Sie fürchteten um das Leben der kleinen Kinder auf ihren Dreirädern. Eines Tages, als Werner die Nase voll von diesen sich ständig beschwerenden Nachbarn hatte, rief er ihnen im Vorbeifahren zu: „Es gibt noch mehr Pollacken dort, wo diese hergekommen sind!“

Ein anderes Mal befanden wir uns auf dem Heimweg von Florida nach Michigan. Zuerst befuhren wir die Autobahn US 27 und sollten dann nach der Mautstelle die Autobahn I-75 nehmen. Als wir die Mautstelle erreichten, fuhr Werner ohne anzuhalten daran vorbei. „Du bist an der Mautstelle vorbeigefahren!“ rief ich. „Habe entschieden, die Landstraße über Ocala zu nehmen,“ verkündete er. „Warum? Über diese langsame Straße dauert es eine Ewigkeit, bis wir nach Hause kommen!“ jammerte ich. „Wir sparen uns damit 1 Dollar 80 für die Autobahngebühr! Ich fahre schnell und dann verlieren wir keine Zeit,“ erklärte Werner. Ungefähr anderthalb Kilometer weiter blitzten rote und blaue Lichter hinter uns auf...110 Dollar Strafe, aber 1,80 gespart!

Teile vom Cadillac und anderen Autos zu verlieren war keine Seltenheit. Auf dem Weg, der über Stock und Stein durch Werners 647 Hektar großes Land führt, wurde unser Auspuff weggerissen. Ich fand das so schade, weil er noch ziemlich neu war. Werner war an jenem Tag in ausgesprochen guter Stimmung und machte sich nicht viel aus dem Vorfall. Im Gegenteil, fröhlich meinte er, das Auto laufe ohne Auspuff besser.

Einmal fiel sein Katalysator ab. Er beauftragte seinen Handwerker, aus Kostengründen einfach ein gerades Stück Rohr an seine Stelle zu setzen. Natürlich erwies es sich als schwierig, das Fahrzeug durch den nächsten Abgastest zu bekommen. Es fand sich glücklicherweise schließlich doch noch eine Service-Tankstelle, die diese Konstruktion nach einigen Veränderungen als 'abgenommen' abstempelte.

Fasane schienen großes Wohlgefallen am Cadillac zu finden. Jedes Mal, wenn wir den Waldweg durch die 647 Hektar nahmen, kamen sie durch die geöffneten Fenster hereingeflogen. Wir mussten dann anhalten und die Vögel hinaus scheuchen.



Werner Wilhelm at Deer Lake

Ein ander Mal, als uns Forbes, ein Immobilienmann, zum Deer Lake mitnahm, fanden wir ein Stachelschwein neben dem Auto. Forbes verscheuchte es und erklärte uns, dass diese Tiere Autoreifen anfressen, weil sie das Salz darin lieben. Er gab uns folgenden Tipp: Um die Reifen zu schützen solle man eine Schale mit Salz daneben stellen, wenn das Auto über Nacht abgestellt wird.

Werner unterhielt sich einmal mit einem neuen Handwerker und stand dabei mitten auf der Straße. Als ich sah, wie ein vorbeifahrendes Auto ihn um Haaresbreite erfasste, zog ich ihn an seinem Hemd und sagte, „Geh bitte an die Seite, du wirst sonst noch überfahren!“ Der schwächliche Handwerker besah sich Werners Umfang und sein Blick sagte „angefahren, ja,...aber sicherlich nicht überfahren.“

Wenn Werner sich über andere Verkehrsteilnehmer ärgerte, bediente er sich mit Vorliebe und ausgiebig der Hupe. Er hupte und hupte und hupte, bis die anderen so weit waren, ihm an die Gurgel zu springen. Allerdings gab es einmal einen Autofahrer, der einfach vorgab, nichts zu hören, während Werner minutenlang auf die Hupe drückte. Werner führte das Spielchen aber trotzdem fort, bis die Hupe heiser wurde und nur noch ein Krächzen zu vernehmen war. „Die Hupe hat Kehlkopfentzündung. Wir müssen mit ihr zum Arzt,“ sagte er und lachte sich halb kaputt.

Reifen waren ebenfalls stets ein Zankapfel zwischen Werner und mir. Wenn ich ihn darauf aufmerksam machte, dass die Reifen komplett abgefahren seien und dringend ersetzt werden müssten, pflegte Werner einen prüfenden Blick darauf zu werfen und zu behaupten, dass man schon noch einige Kilometer damit fahren könne. Also sind wir dann noch so lange gefahren, bis die Luft zu entweichen begann. Als Werner dann täglich Luft auffüllen musste, kaufte er 'neue' gebrauchte (runderneuerte) Reifen, die auf der Autobahn Gummiteile verloren. Aber sie kosteten nur zehn Dollar pro Stück und so sparte Werner im Laufe seines Lebens etliche tausend Dollar.

Benzin war ein anderer wunder Punkt. Werner tankte ausschließlich Normalbenzin an Billigtankstellen. Als Mali ihm den Lincoln übergab, machte er Werner darauf aufmerksam, gutes Superbenzin zu tanken. Dreimal dürfen Sie raten, womit Werner den Tank füllte. Das Abschleppen war dann über meine Automobilclub-Karte kostenfrei. Wieder und wieder musste das Auto wegen Schäden auf Grund des minderwertigen Kraftstoffes zu Crest Mercury gebracht werden. Von dem Zeitpunkt an, als ich dann das Tanken übernahm und natürlich 'Super' kaufte, lief das Fahrzeug einwandfrei.

Ölwechsel? Unbekannt! Aber wussten Sie eigentlich schon, dass ein Cadillac über 350.000 Kilometer ohne einen einzigen Ölwechsel schafft? Werner konnte das beweisen.

Autowäsche? Welch eine Geldverschwendung! Während unserer gemeinsamen 17 Jahre erlebten Werners Autos insgesamt zwei Wäschen. Eine am Tag der Beerdigung meines Vaters, und die andere (von mir bezahlte), als Werner aus Florida zurückgefliegen kam und ich wollte, dass sein Lincoln, der unter einer Ulme geparkt gewesen war, schön aussah. Wie viel hat Werner nun gespart? Bei vier Dollar die Woche mal 52 sind das 208 Dollar mal 40 Jahre = \$8.320. Wenn wir die Zinsen über die Jahre hinzurechnen, ergibt dies über 24.000 Dollar. Jawohl, Werner war ausgesprochen knauserig - und genau deshalb haben wir nach seinem Tod so viel geerbt.

Werner hatte früher viel gearbeitet - tagsüber bei General Motors und sowohl abends als auch an den Wochenenden in seinen Mietshäusern. Bei General Motors leistete er außerdem so viele Überstunden wie er nur konnte, um mit dem zusätzlichen Geld Investitionen zu tätigen. Werner erklärte uns, dass man mit regelmäßigem Gehalt alleine nicht reich werden kann, und auch er sein Vermögen damit nicht hätte aufbauen können. Es sei vielmehr durch Immobilieninvestitionen entstanden, für die er eine glückliche Hand besaß.

Die beiden Eingangstüren zu 1919 Wyoming waren mit interessanten Türklopfen ausgestattet. Werner hatte Mutti einen davon geschenkt, als sie ihn einmal besuchte. Viele Jahre später, bei einem Besuch Werners in Mühlendorf, gab Mutti ihm diesen Türklopfen wieder zurück. Die beiden Stücke liegen derzeit in seinem Wohnzimmer in Utica - einer stellt einen Elefanten dar, der andere einen Tiger.

Apropos Tiger - Als ich mit Werner einmal einen privaten Streichelzoo in der Nähe von Lancaster, Ohio, besuchte, machte ich eine interessante Beobachtung. Man konnte Werner nicht so schnell mit irgendetwas Angst machen, aber ich stellte fest, dass ihm große Katzen wie Tiger, Löwen, Pumas, etc. Angst einjagten. In einigen Käfigen waren Sibirische Tiger zu sehen und Werner war sichtbar verängstigt und zwar so sehr, dass ich lachend die Vermutung aussprach, er wäre in einem früheren Leben von einem solchen gefressen worden. Werner fand das ganz und gar nicht zum Lachen. Bären jeglicher Art liebte er indessen - und streichelte auch ein Bärenjunges.



Astrid Wilhelm Diebl

Auf seinen Deutschlandreisen besuchte Werner auch seine Schwester Astrid in der Universität Heidelberg. Einmal holte sie ihn freudig vom Flughafen ab. Werner hatte während des Fluges reichlichst dem Sekt zugesprochen, denn er wurde kostenlos ausgeschenkt. Nach der Begrüßung am Flughafen wünschte sich Astrid von ihm in ein feines Restaurant geführt zu werden. Und was bestellte sie für beide zu trinken? Eine Flasche Sekt! Es war ihrer Meinung nach das passende Getränk für diesen freudigen Anlass. „Aber nicht dem Vati erzählen!“, sagte sie. Also wurde Sekt getrunken. Werner war das gar nicht recht, er wollte jedoch seine vor Freude ganz aufgeregte kleine Schwester nicht enttäuschen. Sie war so glücklich, das Wiedersehen mit ihrem Bruder zu feiern. Dieser Sekt war nun jedoch zu viel des Guten und massive Übelkeit stellte sich ein. Es verfolgte Werner für den Rest seines Lebens - die Erinnerung wurde beim Anblick von Sektflaschen stets wieder wach. (Gelegentlich überwand er sich jedoch, wieder davon zu trinken, ganz besonders wegen des günstigen Preises für Asti Spumante, der nur 2 Dollar 88 kostete.)

Astrid vertraute Werner ein Geheimnis an. Sie hatte einen Schauspieler kennen gelernt und sich in ihn verliebt. Werner war nicht begeistert. „Vergiss es!“ sagte er mit Nachdruck, „einen Schauspieler als Freund wird Vati nicht akzeptieren, und eine Eheschließung schon gar nicht!“ Und Werner hatte Recht. Vati muss wie ein Feuerwerk explodiert sein, als er von Astrids Liebe zu einem Schauspieler erfuhr. Besonders da dieser Mann hinter dem eisernen Vorhang zu Hause war. Ein doppelter Schlag! Das war dann das Ende jener Romanze.



Astrid Wilhelm & Dr med Kurt Diebl

„Setze doch eine Heiratswunsch-Anzeige in eine meiner medizinischen Zeitschriften,“ war Vatis Vorschlag, „dann werden fast alle Interessenten Ärzte sein!“ (Diese Art von Partnersuche war zu jener Zeit durchaus gang und gäbe.) Das tat Astrid dann auch... und eine der Zuschriften, die sie erhielt, kam von Dr. med. Kurt Diebl, einem gutaussehenden Psychiater mit blauen Augen und blonden Locken. Seine Praxis befand sich im bayerischen Altötting, etwa 150 Kilometer von München entfernt. Astrid antwortete ihm, sie verabredeten sich und es war für beide Liebe auf den ersten Blick. Die Entscheidung zu heiraten ließ dann auch nicht lange auf sich warten.

Kurt war vorher lange Zeit mit einem Mädchen namens Melanie verlobt gewesen, was nun ein Problem darstellte. Er hatte sich nicht dazu entschließen können sie zu ehelichen, weil er das Gefühl nicht los wurde, dass sie nicht die Richtige für ihn war. So blieb es bei einer fortwährenden Verlobung. Mit Astrid war das ganz anders. Bei ihr spürte er sofort, dass er den Schritt wagen könne - immerhin war er mit seinen 36 Jahren mehr als bereit zu heiraten. Als er Melanie die Entlobung mitteilte, verklagte sie ihn wegen Bruch des Eheversprechens. Kurt war das alles sehr unangenehm, aber er hielt Astrid eben für eine bessere Lebensgefährtin. Er traf mit Melanie ein finanzielles Abkommen und war dann frei, Astrid zu seiner Frau zu machen.

Dr. Diebl, ein ehrenwerter Mann aus gutem Hause, hielt bei Dr. med. Werner Wilhelm um die Hand seiner Tochter an, wie es sich damals in Deutschland für gute Familien ziemte. In welchem Verhör der arme Dr. Diebl sich da nichtsahnend begab! „Seit wann praktizieren Sie denn schon?“...„Seit 12 Jahren.“...„Und wie viel Geld haben Sie angespart?“...„Fast keines.“...„Was soll das heißen? Sie wollen meine Tochter heiraten und können nicht mit Geld umgehen? Wie viele Geschwister haben Sie?“...„Einen Bruder.“ Das war ganz gut, obwohl die besseren Familien nach dem ersten Sohn keine weiteren Kinder hatten. „Sind Sie in Altötting geboren?“...„Nein.“...„Ja, wo sind Sie denn geboren?“...„In der Tschechoslowakei.“...„In der Tschechoslowakei! Dann sind Sie gar kein Deutscher?“...„Ich habe im deutschen Teil gewohnt und habe deutsche Vorfahren.“...„Trotzdem sind Sie kein echter Deutscher - Sie sind Tscheche. Welcher Religion gehören Sie an?“...„Ich bin katholisch.“...„Katholisch! Es ist nicht zu fassen - meine Tochter heiratet einen Katholiken und noch dazu einen aus Bayern!“ Für Dr. Wilhelm war jeder Bayer ein Hinterwäldler. Ich weiß nicht was schlimmer für ihn war, Bayer oder Tscheche, jedenfalls schien beides eine unglückliche Wahl gewesen zu sein. Das Gespräch wurde bis zum Ende immer unangenehmer für Dr. Diebl und war der zukünftigen Vater-Schwiegersonn Beziehung gar nicht zuträglich. Als er es schließlich überstanden hatte und Dr. Wilhelms Haus verließ, schwirrte ihm der Kopf.

Trotz dieses erschreckenden Antrittsgesprächs dachte Dr. Diebl nicht daran, die ganze Sache hinter sich zu lassen. Er liebte Astrid nämlich von ganzem Herzen. Sie war eine sehr schöne Frau, hochintelligent, und von sonniger Natur. Dr. Diebl erzählte ihr von der Unterhaltung, die er mit Dr. Wilhelm geführt hatte, woraufhin sich Astrid für ihren Vater entschuldigte. Dann bekräftigten die beiden ihr Versprechen, einander zu heiraten. Dr. Wilhelm war wütend als er erkannte, dass er dieses Mal nicht in der Lage sein würde, die Beziehung seiner Tochter zu unterbinden. Er wollte einfach nicht akzeptieren, dass sie einen katholischen Tschechen, der trotz mehr als 10-jähriger Arztstätigkeit keine nennenswerten Ersparnisse vorweisen konnte, heiraten würde.

Er kündigte an, dass er bei der Trauung nicht anwesend sein würde, da es ihn zu sehr deprimiere. Aber Mutti und Astrid machten so lange Druck, bis er sich bereit erklärte, dabei zu sein. Auf der Hochzeit wirkte er schmerzerfüllt. Er weinte - es waren jedoch keine Freudentränen.

Die Trauung fand nicht in Kassel, sondern in Altötting statt. Das Paar heiratete katholisch. Da Astrid evangelisch war, musste die Eheschließung am Wohnort des Bräutigams vollzogen werden. Die katholische Kirche von Altötting ist atemberaubend schön - ideal für Astrid, die schon immer viel auf Show, Pomp und Prunk gehalten hatte. Außerdem ist diese Kirche weltweit als Wallfahrtskirche bekannt.

Am Vorabend der Hochzeit trafen Astrid, Vati und Mutti bei Kurt Diebl ein. Nach dem gemeinsamen Abendessen in seinem Hause saß man noch zusammen und plauderte. Irgendwann verschwand Mutti. Sie hatte Dr. Diebls Praxis aufgesucht und stöberte dort in allen Schränken. Sogar eine verschlossene Schublade öffnete sie gewaltsam. So fand sie dann auch Schriftstücke bezüglich Melanies Klage wegen Bruch des Eheversprechens. Mit diesen Unterlagen stürmte Mutti zurück ins Wohnzimmer, sagte die geplante Hochzeit ab und forderte ihre Familie auf, ihre Sachen zu packen und sofort abzureisen. Sicherlich schöpfte Dr. Wilhelm einen Moment lang wieder neue Hoffnung - bis Astrid sagte „Nein! Ich bleibe, und werde Kurt morgen heiraten!“ Dr. Diebl war außer sich vor Empörung über die schamlose Verletzung seiner Privatsphäre, äußerte sich jedoch aus Liebe und Respekt für Astrid nicht dazu.



Dr Wilhelm,?, Kurt Diebl, Charlotte Wilhelm,Astrid, Mr Diebl



Dr Wilhelm & Kurt Diebl



Astrid & Dr med Kurt Diebl

An einem wunderschönen Junitag im Jahr 1964 gaben sich Astrid und Dr. Kurt Diebl am Standesamt das Jawort und am darauffolgenden Tag wurde die kirchliche Trauung im Dom zu Altötting vollzogen. Nicht nur war Astrid eine entzückende Braut, sondern die

gesamte Hochzeit war einfach traumhaft - allerdings etwas getrübt durch die miese Laune des Brautvaters.

Nach der Hochzeit folgten die Flitterwochen, und Dr. Wilhelm fuhr mit Charlotte nach Kassel zurück. Astrid und Kurt verbrachten ihre Hochzeitsreise voll Freude und Glück - ein schöner Beginn ihres gemeinsamen Lebens.



Astrid Diebl



Dr med Kurt Diebl



Astrid Diebl

Als Astrid und Kurt aus ihren Flitterwochen zurückkehrten, erhielt Astrid von ihrem Vater präzise Anweisungen wie sie für sich und ihren Ehemann ein Finanzimperium aufzubauen hatte. Astrid war der gleichen Meinung wie ihr Vater, nämlich dass Dr. Diebl sowohl von seiner Verwandtschaft als auch von seinem Personal ausgenutzt wurde und dies unverzüglich ein Ende haben müsse. Und das geschah auch. Bereits während der ersten Wochen an ihrem neuen Domizil kündigte Astrid allen Angestellten und nahm die gesamte Führung der Praxis in ihre Hand. Im privaten Bereich beendete sie ganz abrupt ihre Freundschaft mit der Familie ihres Mannes. Kurt war Eigentümer eines Doppelhauses, das er gebaut hatte - eine Hälfte bewohnte er selbst, während seine Familie in der anderen Haushälfte lebte. Die beiden Seiten waren abgetrennt, nur im Kellergeschoss gab es eine Verbindungstür. Auf Kurts Seite befand sich eine Waschküche mit Waschmaschine und Trockner, die allerdings von beiden Seiten benutzt wurden. Astrid brachte kurzerhand ein Vorhängeschloss an der Verbindungstür an und schob damit der Benutzung der Waschmaschine und des Wäschetrockners durch ihre Schwiegermutter einen Riegel vor. Diese Handlung beeinträchtigte natürlich die Beziehung erheblich. Astrid schätzte die Familie nicht besonders und machte keinen Hehl daraus. Kurt stand seiner Mutter jedoch sehr nahe. Obwohl er von dem Verhalten seiner Ehefrau tief getroffen war, erhob er keine Einwände, weil er sie sehr liebte. Im Jahr 1992, während Kurt und ich einen Spaziergang mit seinem Boxer machten, ließ er sich all dies nochmals durch den Kopf gehen und geriet in völlige Verzweiflung. Wie konnte er das Unrecht gegenüber seiner Mutter in den letzten Jahren ihres Lebens nur geschehen lassen? Nun war sie tot und jegliche Möglichkeit zur Wiedergutmachung war unwiederbringlich verloren.

Astrid schuf einen völligen Bruch zwischen Kurt und seiner Familie. Kurt zog später nach Mühlendorf; sein Bruder Eddie, ein Ingenieur, baute sich ein Haus und nahm die Eltern dorthin mit. Kurt und Astrid waren bei Eddie nicht mehr willkommen, auch nicht, um die Eltern zu sehen. Als Werner im Jahr 1980 Kurt und Astrid besuchte, wollte er auch Eddie und seine neue Frau sehen. Kurt ließ Werner vor dem Haus aussteigen und holte ihn später wieder ab. Es war sehr traurig, dass zwei so nette Brüder sich plötzlich nicht mehr besuchen konnten und kein Wort mehr miteinander wechselten.

Astrid arbeitete Tag und Nacht fleißig, um Schliff in die Praxis zu bekommen. Vieles hatte sie in der Praxis ihres Vaters gelernt, und sie war eine gute Geschäftsfrau. Dies in Verbindung mit ihrer PTA-Ausbildung führte zu riesengroßem Erfolg. Das Geld strömte in Massen herein. Es wurde deutlich, dass Kurt vorher nur einen Bruchteil seines Einkommens zu sehen bekommen hatte - das übrige war von seinen Verwandten und den Angestellten abgesahnt worden. Diese Zeiten waren nun vorbei und Astrid arbeitete ehrgeizig am Aufbau ihres Vermögens. 1990 betrug ihr gemeinsames Jahreseinkommen bereits mehr als 500.000 DM, und das bei einem Gesundheitssystem, das fast ausschließlich verstaatlicht war.

Dinora hatte die folgende Beobachtung gemacht: Bis zu Kurts Eheschließung waren hauptsächlich reiche, elegante Neurosepatienten in seiner Praxis behandelt worden. Aus Angst vor möglicher Konkurrenz bzw. um die Möglichkeit einer auftretenden Rivalin auszuschließen, konzentrierte Astrid sich darauf, das Wartezimmer mit körperlich und geistig kranken Patienten aus niedrigerer Gesellschaftsschicht zu füllen.

Dr. Diebl ist ein außerordentlich netter, verständnisvoller Mann, der es versteht, mit Kranken umzugehen. Ich glaube, er ist der beste Arzt, den ich je getroffen habe. Sein guter Ruf verbreitete sich in Windeseile über ganz Deutschland, und schon 1970 nahmen Patienten stundenlange Bahnfahrten in Kauf, um diesen liebevollen Arzt aufzusuchen. Sein Wartezimmer war stets übertoll (die Menschen saßen sogar in den Korridoren). Die Patienten verehren Dr. Diebl.

Astrid hatte auch ein gutes Verhältnis zu den Patienten, allerdings mehr aus geschäftlicher Sicht. Sie war bemüht, täglich eine möglichst große Anzahl von Patienten durchzuschleusen und führte an ihnen alle vom medizinischen Standpunkt noch vertretbaren Tests aus, um den Profit zu maximieren. Dank Astrids cleverem Management sind Astrid und Kurt heute Multimillionäre.

Astrid und Kurt wohnten und arbeiteten in demselben Haus. Das machte ihr Leben einfacher und trug auch zu ihrem Reichtum bei. Zum Essen, Schlafen und für kurze Arbeitspausen brauchten sie nur in den zweiten Stock hinaufzugehen. Dadurch haben sie in den vergangenen 30 Jahren Hunderttausende von Dollar an Hypothekenabtragung, Nebenkosten, Versicherungsprämien und Fahrtkosten gespart.



Dr Kurt Diebl & Dr Werner Diebl



Dr Werner Diebl



Astrid Diebl & Dr Werner Diebl

Unmittelbar nach ihrer Hochzeit mussten Astrid und Kurt Vati versprechen, mindestens fünf Jahre lang keine Kinder zu haben. Sie sollten nämlich zuerst finanziell Fuß fassen,

was nur mit Astrids Vollzeit-Einsatz möglich war. Die beiden gaben Vati ihr Wort, denn auch sie wollten vorerst keine Kinder. Aber, gemäß dem Sprichwort 'der Mensch denkt und Gott lenkt' schafften es die glücklichen Neuvermählten nur bis zum zweiten Monatszyklus. Astrid war verzweifelt. „Das Versprechen! Was machen wir nun? Das kann ich Vati nicht antun! Ich lasse es abtreiben!“ Dieses Mal setzte sich Kurt durch (in dieser Ehe eine Seltenheit). „Es ist mein Kind und ich werde es nicht zulassen, dass es getötet wird!“ sagte er. Astrid brach also die Schwangerschaft nicht ab - ständig den Zorn ihres Vaters fürchtend. Aber er war sechs Fahrstunden weg, in Kassel, und man besuchte sich kaum, sodass eine Konfrontation hinausgeschoben werden konnte. Nun ging es allerdings auf Weihnachten zu, und eine Reise nach Kassel war unvermeidlich. Astrid war mittlerweile im sechsten Monat - ein Verbergen nicht mehr möglich. Während der gesamten Bahnfahrt versuchte Astrid sich das Ausmaß des Zorns vorzustellen, mit dem ihr Vater auf die Neuigkeit reagieren würde. Weit gefehlt! Völlig überrascht erfuhr sie eine freudige Reaktion. Vati konnte die Geburt seines ersten Enkelkindes kaum erwarten. Wie glücklich und erleichtert Astrid war!

Wer sich allerdings überhaupt nicht freute, war Werner. Die Beziehung zu seinem Vater war zu jener Zeit erheblich gestört und Werner fühlte, dass das Kind seiner Schwester in der Zuneigung des Vaters nun seinen Platz einnehmen würde; ganz besonders wenn ein Junge zur Welt käme. Man darf nicht vergessen, dass Werner bereits mit Astrids Geburt in der Gunst seines Vaters an die zweite Stelle gerückt war, und nun wurde er noch weiter weg gedrängt. Mit dieser Problematik ist Werner sein ganzes Leben lang nicht fertig geworden. Da er im tiefsten Inneren Groll gegen dieses Kind hegte, konnte sich zwischen den beiden auch nie eine gute Beziehung entwickeln. Das familiäre Problem saß zu tief, während das kleine Kind absolut nichts dafür konnte.



Martha Brehmer Wilhelm Klodmann

Werners Mutter kümmerte sich um 1919 Wyoming, wenn Werner arbeiten ging. Carl Schneider, zwar ein Trinker, aber ein treuergebener Handwerker, stand ihr tatkräftig zur Seite.

Da Werner wenig zu Hause und sehr eifrig damit beschäftigt war, seine beiden Tätigkeiten auszuführen, und auch weil er seine Mama jeden Tag sah, bemerkte er nicht gleich, dass sich ihr Gesundheitszustand rapide verschlechterte. Erschrocken war er, als er sich die Bilder vom letzten Geburtstag seiner Mutter ansah. Sie sah ausgezehrt aus. Er hoffte zwar, dass die Erklärung bloß in Überarbeitung und Müdigkeit lag, stellte jedoch auch fest, dass sie kaum noch Fleisch aß. Werner beobachtete ihre Versuche, das Fleisch auf ihrem Teller unmerklich wegzulegen und nahm auch wahr, dass sie insgesamt immer

weniger Nahrung zu sich nahm. Werner führte dies auf das zunehmende Alter und den geringeren Energiebedarf zurück.

Dann kam der schlimme Tag, an dem sie begann, mit dem Stuhl Blut zu verlieren. Werner überzeugte bzw. zwang sie, einen Arzt aufzusuchen. Zuerst brachte er sie ins Henry Ford Hospital in Detroit, und später zu Dr. Childs in Ann Arbor. Nachdem Dr. Childs zahlreiche Untersuchungen durchgeführt hatte, versetzte er Werner einen Schock: Es war Krebs, vermutlich Darmkrebs. Daraufhin rief Werner seinen medizinisch ja sehr bewanderten Vater an und teilte ihm die Diagnose mit. „Warum nicht Magenkrebs?“ fragte Dr. Wilhelm seinen Sohn, „ihr Vater ist an Magenkrebs gestorben und auch die Mutter ihres Vaters (Wilhelmina Werner). Diese Geschichten tendieren zu familiärer Vererbung.“

Werner verschwieg seiner Mutter die Krebs-Diagnose. Er hatte Angst, sie würde sich aufgeben, wenn sie es wüsste. Also erklärte er ihr, sie müsse wegen einer Magenblutung operiert werden. Werner stellte ihr frei, sich entweder von Dr. Childs in Ann Arbor oder einem Chefarzt in Heidelberg operieren zu lassen. Mama sagte, sie wäre zwar mit Dr. Childs sehr zufrieden und er erinnere sie außerdem an ihren Vater, aber auf Grund der besseren sprachlichen Verständigung würde sie sich doch lieber in Deutschland der Operation unterziehen. Vati sei dann auch nicht so weit weg und könne sie beraten. (Mama empfand ihr ganzes Leben lang tiefe Liebe für Vati und hielt sich gerne in seiner Nähe auf. Jedes auch noch so kleine Zeichen seiner Zuneigung nahm sie dankbar auf.) Auch die Nähe zu ihrem Bruder Otto Brehmer und den anderen Verwandten sprach für die Klinik in Deutschland.

Man hatte Werner darauf hingewiesen, dass die Zeit drängte. Mama hatte bereits viel Blut verloren und würde nicht mehr lange leben, wenn die Blutung nicht bald gestoppt würde. Werner besorgte sich unverzüglich zwei Flugtickets bei BOAC und reiste mit Mama nach Deutschland. In Heidelberg wurden sie von Vati und einem Krankenwagen abgeholt und in der Universitätsklinik zur Not-Magenresektion aufgenommen. Als sich Vati Mamas Aussehen betrachtete, war er überzeugt, dass sie mindestens schon zwei Jahre lang krank gewesen sein müsse und sich die Krankheit in weit fortgeschrittenem Stadium befinde.

Nach der Aufnahme wurden einige Untersuchungen und dann die Not-Operation durchgeführt. Auch Vati sah es lieber, dass Martha in einem deutschen Krankenhaus lag. Er war nämlich der Meinung, dass in Deutschland viel schneller operiert würde als in Detroit. „In Amerika sind die Ärzte viel genauer, beobachten länger und behandeln umfassend“ pflegte er zu sagen, „aber oft sind sie so genau, dass die Patienten am OP-Tisch sterben, weil sie der Belastung der verzögerten Operation dann nicht mehr gewachsen sind. In Deutschland ist man viel schneller, zwar nicht so genau, aber der Patient ist jedenfalls weniger Stress ausgesetzt und überlebt den Eingriff eher.“

Marthas Operation dauerte mehrere Stunden; und anschließend gab es eine schlimme Nachricht für Werner. Es handelte sich um eine gallertartige Krebswucherung, die die Bauchspeicheldrüse, die Leber und den Magen befallen hatte. Man vermutete, dass der

Krebs vom Magen weiter gewandert war. Da diese Krebsart sehr invasiv ist, konnte nicht alles entfernt werden, und um die Blutung zu stoppen, musste fast der gesamte Magen weggenommen werden. (Mama nahm später ausschließlich flüssige Nahrung zu sich, normale Kost konnte sie nicht mehr vertragen.)

Werner verließ dann das Krankenhaus und aß bei Vati zu Abend. Werner fragte ihn, wie lange Mama denn seiner Meinung nach noch zu leben hätte. Ohne auch nur eine Sekunde lang zu zögern, antwortete Vati, „drei Monate.“ Werner fiel fast vom Stuhl. Er hatte nicht erwartet, dass er seine geliebte Mama so bald verlieren würde.

Nach der Entlassung aus dem Krankenhaus kam Mama in ein Pflegeheim in Münden, nördlich von Heidelberg. Dort fühlte sie sich recht wohl. Sie war in einem Einzelzimmer mit Sitzecke untergebracht, und das Haus war sehr schön angelegt. Von dem Eingriff erholte sich Mama ziemlich schnell, allerdings konnte sie für den Rest ihres Lebens keine feste Nahrung mehr zu sich nehmen. Am liebsten mochte sie klare Suppen. Wenn die Verwandten ihr eine schmackhafte Speise mitbrachten, aß sie anstandshalber zwei Löffel davon, lobte die Köchin, und stellte den Rest auf die Fensterbank 'für später'. Wir wissen allerdings, dass es kein 'später' gab und das Essen auf der Fensterbank verdarb.

Mama gewann bald wieder etwas an Kraft. Sie bat darum, draußen spazieren gehen zu dürfen und die schöne Landschaft zu genießen. Man hatte keine Einwände, gab ihr jedoch sicherheitshalber immer einen Pfleger zur Begleitung mit. Und je öfter Martha spazieren ging, desto weiter konnte sie laufen. Das machte sie sehr glücklich und sie dankte Gott dafür, dass er sie wieder gesund werden ließ.

Mama war gläubig. Sie betete täglich und dankte ihrem Schöpfer für alles Gute, das ihr widerfuhr. Das machte Werner wütend. Er war böse auf Gott, weil seine Mutter an Krebs litt und sterben musste. Er war böse auf Gott, dass er sie ihm so früh nahm. Noch bis vor einem Jahr war sie energiegeladen gewesen, und Werner rechnete damit, dass sie mindestens 90 Jahre alt werden würde - wie Onkel Herbert, der vier Monate vor seinem hundertsten Geburtstag starb - wenn nur dieses Krebsleiden nicht aufgetreten wäre.

Werner musste dann wieder nach Detroit und zu General Motors zurückkehren. Seine Mutter war jedoch zu schwach, um mit ihm zu fliegen. Er schrieb ihr häufig, und sie schrieb ihm zurück. In ihren Briefen berichtete sie ihm über ihre guten Fortschritte, Werner wusste aber, dass dies nichts als Illusion war.

Eines Tages erhielt Werner Post von einem Krankenpfleger, der ihm von Marthas Kollaps bei einem der täglichen Spaziergänge berichtete. Er hatte die zusehends schwächer werdende Patienten zurück in ihr Bett tragen müssen.

Kurze Zeit später kam eine telegraphische Nachricht vom Pflegeheim, dass Werners Mutter im Koma lag und es bis zu ihrem Ableben nicht mehr lange dauern würde. Werners Bemühungen, so schnell wie möglich zu ihr zu reisen, stießen allerdings auf zahlreiche Schwierigkeiten. Es begann damit, dass sein Reisepass abgelaufen war und er zwecks Neuausstellung nach Chicago fliegen musste. Dann rief er seinen Vater an und

bat ihn, einen Sarg aus massivem Kupfer zu besorgen. Er erzählte ihm, dass er Mama zu einem späteren Zeitpunkt nach Amerika überführen lassen wolle, damit er bei ihr beerdigt werden könne, und Kupfer beständiger als andere Materialien sei. Werners Vater schrie ihn an, er sei wohl verrückt geworden. Er müsse sich bereits um so viele Dinge kümmern, dass er nun wirklich keine Zeit dafür habe, einen Kupfersarg anfertigen zu lassen.

Als nächstes wandte sich Werner an seinen Vorgesetzten bei General Motors und bat um Sonderurlaub. Das Unternehmen gewährte für Todesfälle in der Familie drei freie Tage. „Das ist unmöglich!“ protestierte Werner, „meine Mutter ist in Deutschland und noch nicht tot!“ „Dann warten Sie am besten bis sie stirbt und fliegen dann erst nach Deutschland,“ lautete die hilfreiche Antwort des Vorgesetzten. Werner nahm die drei Tage, seinen neuen Reisepass, und flitzte zum Flughafen in der Hoffnung, Mama noch ein letztes Mal lebend zu sehen, auch wenn sie im Koma lag. Dann stand er vor dem nächsten Hindernis. In Detroit war so schnell kein Flug nach Deutschland zu bekommen. Werner setzte alle Hebel in Bewegung und bestand so lange darauf, den jeweils nächsthöheren Vorgesetzten bei BOAC zu sprechen, bis sich ein Platz für ihn fand. Er war glücklich, dass endlich dennoch das Unmögliche möglich gemacht wurde und schrieb später einen Brief des Dankes an das Management. Somit konnte er seine Mutter doch noch lebend sehen, obwohl sie sich bereits in tiefem Koma befand.



Martha Brehmer Klodmann's Sarg

Mama verstarb am darauffolgenden Tag. Es war der 16. März 1966. Zwischen Werner und seinem Vater samt Familie herrschte böser Streit. Es waren keinerlei Informationen bezüglich des Kupfersarges eingeholt worden und nun musste sich Werner während seines kurzen Aufenthaltes darum kümmern. In Detroit hätte er gleich gewusst, wo er sich hinwenden hätte können, aber in Deutschland musste er nun sozusagen von Null anfangen. „Sollte ich eigentlich zur Beerdigung kommen?“ fragte Vati, und „Nein!“ war Werners knappe Antwort. Werner fand gewalztes Kupfer und ließ den Sarg anfertigen. Während der Totenwache war Werner ganz allein, denn er hatte seinen Vater, Mutti und Astrid gebeten, sich fern zu halten. Die anderen Verwandten waren vom Ableben Marthas gar nicht erst in Kenntnis gesetzt worden. Am Tag der Beerdigung hatte Vati Elke (Werners Kusine) geschickt, damit sie Werner auf Marthas letztem Weg von der Friedhofskapelle zur Gruft begleite. Das war am 25. März 1966. Werner war über Elkes Erscheinen am Stadtfriedhof Frankfurt sehr erstaunt, schickte sie jedoch nicht weg. Sie ging mit Abstand hinter ihm, auf dem Weg vorbei an den prunkvollen Arkaden zu Marthas letzter Ruhestätte. Werner machte einige Aufnahmen, die uns eine ziemlich detaillierte Vorstellung von dieser Beerdigung vermitteln. Der Sarg war verschweißt. Werner hatte sichergestellt, dass es später keine Probleme bei der Überführung in die Vereinigten Staaten geben würde, und zu diesem Zweck sogar beim amerikanischen

Konsulat die Prüfung des Sarges und Ausstellung eines Dokumentes beantragt. (Werners Entscheidung für reines gewalztes Kupfer stellte sich 27 Jahre später als völlig richtig heraus - der Sarg wurde aus der Gruft unter den Arkaden gehoben und kam am 13. Februar 1993 in unbeschädigtem Zustand in Detroit an.)



Margarete & Willy Eberlein

Der Verlust seiner Mutter war für Werner verheerend. Er hatte sie sehr geliebt, und während der letzten zehn Jahre war sie sein Lebensmittelpunkt gewesen. Werner war nicht in der Lage, sich ins Flugzeug zu setzen und zu seinem Arbeitsplatz bei GM zurückzukehren. Er bestieg stattdessen einen Zug nach München, um seine Schwester in Mühldorf zu besuchen. Irgendwie hatte Onkel Willy Eberlein, Werners 24 Millionen-Dollar Cousin, Wind davon bekommen, dass Werner nach München unterwegs war. Er holte ihn am Hauptbahnhof ab und nahm ihn mit zu sich nach Oberschleißheim. Nach einer Weile setzte Werner dann seine Reise nach Mühldorf fort. Astrid riet ihm, sich eine Frau zu suchen, um nicht so einsam zu sein, und setzte eine Heiratsanzeige in die Zeitung.



Dinora Boulgarian Wilhelm

Beatrice Dinora Boulgarian, eine junge Dame von 24 Jahren aus Alexandria /Ägypten, meldete sich auf die Anzeige. Dinora hielt sich zu jener Zeit gerade in Padua auf. Kurzentschlossen setzte sich Werner in den Zug und reiste über die Schweiz nach Italien. Er traf sich mit Dinora und verbrachte ein paar Wochen mit ihr in Italien, um sie näher kennen zu lernen.

Dann reiste er wieder nach Detroit und meldete sich bei General Motors nach seinen 'drei Tagen Sonderurlaub' sechs Wochen später zum Dienst zurück. Niemand verlor ein einziges Wort bezüglich dieses Urlaubs und Werner nahm seine übliche Arbeitsroutine wieder auf. Später sagte Werner, dass diese Zeit entscheidend für seinen Entschluss gewesen sei, nicht mehr für andere, sondern nur noch für sich selbst zu arbeiten. Er wollte es nicht länger zulassen, dass jemand so viel Macht über ihn habe.

Von da an fühlte sich Werner bei General Motors nicht mehr wohl, weil er nicht mit ganzem Herzen bei der Arbeit war. Er sagte oft, dass man nach sieben Jahren an einen Wendepunkt gelange. Wenn man nach sieben Jahren keinen Neubeginn wage, würde

man für ganz lange Zeit an der gleichen Arbeitsstelle verharren. Sowohl bei Ford als auch bei General Motors waren sieben Jahre vergangen, als Werner sich verabschiedete, und auch anschließend übte er nie länger als sieben Jahre die gleiche Tätigkeit aus. Bei General Motors erfolgte im Sommer 1966 eine radikale Veränderung im Management. Werner kam mit den neuen Herren nicht besonders gut zurecht, und als sich die Situation im Oktober 1966 unerträglich zugespitzt hatte, beschloss Werner, sich nur noch voll seinen Immobilien zu widmen und keine neue Arbeitsstelle zu suchen. Er beschäftigte sich mit der Führung seiner Mietshäuser und erwarb noch andere dazu. Seine neue Vollzeit-Beschäftigung hieß nun Investment. Werner suchte sich interessante Objekte aus der Zeitung und nahm täglich Besichtigungen vor. In dieser Lebensphase kaufte er Mietshäuser in Detroit und im älteren Stadtteil von Dearborn, sowie unbebautes Land vom Tiefbauamt. Einige Kritiker bemängelten die Lage in Detroit als nachteilig. Werner hatte für diesen 'kostenlosen Rat' jedoch nur eine verächtliche Bemerkung übrig: „Natürlich kann man auch in Birmingham kaufen, wenn man über das nötige Kapital verfügt,“ sagte er, „aber wer nicht haufenweise Geld von Papa bekommt, kauft eben das, was er sich leisten kann.“ Und Detroit war das, was Werner sich zu jener Zeit leisten konnte. Das Land, das er vom Tiefbauamt erworben hatte, erwies sich später ebenfalls als guter Kauf. Es war zu einem günstigen Preis angeboten worden und Werner bezahlte es bar. Dieses Stück Land ist in den letzten 30 Jahren immens im Wert gestiegen.

Der Gedanke, nach der Kündigung bei General Motors eine gute neue Stelle anzunehmen, war allerdings nicht absolut aus Werners Kopf verbannt. Es gab zwei Positionen, mit denen er zwar liebäugelte, aus denen jedoch nichts geworden ist. Die eine war die eines Börsenmaklers für ein Unternehmen in Detroit. Werner liebte die Börse und nicht zuletzt auch die elegante dunkle Holzvertäfelung, mit der solche Büros ausgestattet waren. Selbstbewusst und optimistisch erschien er zum Einstellungsgespräch. Auf die Frage, warum er sich auf die Ausschreibung gemeldet hätte, antwortete er, dass ihn alles rund um die Börse interessiere und es ihm Spaß machen würde, damit seinen Lebensunterhalt zu verdienen. Man fragte ihn nach Verhaltensregeln gegenüber den Kunden und nach dem wichtigsten Grundsatz des Börsengeschäfts. Werner zählte einiges auf, aber das schien dem Gesprächsleiter nicht zu gefallen, er wurde richtig ärgerlich. Schließlich platzte dem Gesprächsleiter der Kragen, er stand auf, ließ die Faust auf den Schreibtisch knallen und schrie: „VERKAUFEN ist das oberste Prinzip!“ Danach war sich Werner nicht mehr so sicher, ob er als Börsenmakler arbeiten wollte...und ein holzvertäfeltes Büro in Detroit sollte er auch nicht bekommen, sondern in das neue Einkaufs- und Bürogebäude in Northland, einem nördlichen Vorort, sollte er gesetzt werden. Das gefiel ihm gar nicht.

Die zweite Stelle, die Werner einige Jahre lang mit Enthusiasmus verfolgte, war die Chefposition in der Panzerfabrik, wenn es dieser Fabrik gelingen sollte, einen wichtigen Vertrag mit der Regierung abzuschließen, die in den Sechzigern und Siebzigern zur Vergabe anstanden. Dazu kam es jedoch nicht.

Gegen Ende der siebziger Jahre, als Werner eines Tages nördlich von Algonac unterwegs war, um sich Immobilien anzusehen, begegnete er De Vito, einem alten Arbeitskollegen von General Motors. Die beiden unterhielten sich eine Weile und Werner erzählte mir

dann, dass De Vito immer noch bei GM arbeitete. Er war auf einen sicheren Arbeitsplatz angewiesen, da er (als frommer Katholik) sieben Kinder zu ernähren hatte.

Ein anderer von Werners Arbeitskollegen war ein gepflegter, hochintelligenter Japaner, der in Amerika studiert hatte und nun eine gut bezahlte Arbeitsstelle bekam. Werner unterhielt sich einmal lange mit seinem Vater über diesen Japaner. „Wenn dieser junge Mann alleinstehend ist, wird er in ein paar Jahren sicherlich mit einem ansehnlichen Sparguthaben nach Japan zurückkehren,“ sagte Dr. Wilhelm, „denn Japaner sind sehr familien- und heimatverbunden.“ Der junge Mann hat später tatsächlich Amerika wieder verlassen. Dr. Wilhelm war der Meinung, dass die gelbe Rasse eines Tages die Weltherrschaft übernehmen würden, da sie sehr intelligent und fleißig sei. Außerdem, wie sollte der Westen mit einem Volk konkurrieren können, das jahrein jahraus mit einer Portion Reis pro Tag auskommt?

Werner hatte sich einigen Single-Clubs angeschlossen und so Lou Lautermilch kennen gelernt. Lou war groß, von vornehmer Erscheinung, mit blondem Haar und blauen Augen. Die Mädchen waren ganz verrückt nach ihm. Lou hatte niemals Schwierigkeiten, ein Mädchen für den ersten Tanz zu finden. Die Schwierigkeit lag beim zweiten und dritten Tanz. Denn Lou war ausgesprochen langweilig. Gelegentlich traf sich Werner mit einem Mädchen, das eigentlich mit Lou ging und hörte dann, dass Lou ausschließlich von seiner Arbeit zu reden pflegte und sie mit technischen Problemen fürchterlich langweilte. Selbst Werner konnte diese Geschichten nicht mehr hören. Er sagte, wenn Lou nur ein klein wenig kompetenter gewesen wäre, hätte er all diese fürchterlichen, unlösbaren Probleme auf der Arbeit nicht gehabt. Einmal besuchte Lou ihn in Wil Mar, gleich nachdem Werner das Haus übernommen hatte. Am Haupteingang war gerade eine Rampe für Rollstuhlfahrer fertiggestellt worden. Lou war von der technischen Ausführung begeistert und fragte Werner, wie lange er denn für die Planung dieser Rampe gebraucht habe. Werner sah Lou prüfend an - er war nicht sicher, ob er es ernst meinte. „Ich muss nämlich genau so eine Rampe bauen und bin seit über einem Monat mit dem Entwurf beschäftigt,“ gab Lou dann preis. „Du brauchst über einen Monat für eine einfache Rampe?“ rief Werner fassungslos. „Ich habe Beton und Geländer bestellt, einen Zollstock genommen, festgestellt, dass der Höhenunterschied 15 cm betrug und wusste dann, dass die Rampe zwei Meter lang sein muss. Ich begrenzte die Fläche und schüttete den Beton auf; gleichzeitig versenkte ich das Geländer im Beton, und stellte 24 Stunden lang eine Barriere auf, damit niemand darüber lief. Dann hatte ich meine Rampe, die nun mindestens 20 Jahre lang halten wird.“ „Erstaunlich!“ sagte Lou. „Erstaunlich, dass du deinen Job schon so lange hast!“ sagte Werner. (Als Werner Lou kennen lernte, steckte Lou an seinem Arbeitsplatz in Problemen. Werner nahm kein Blatt vor den Mund und sagte ihm klipp und klar, er solle sich um einen neuen Arbeitsplatz bemühen - am besten in der Panzerfabrik, denn dort würde man ihn auf lange Zeit beschäftigen. Die Regierung war dafür bekannt, auch Niete zu behalten. Lou nahm sich Werners Rat zu Herzen. Die Panzerfabrik hatte tatsächlich Verwendung für jemanden, der mehr als einen Monat für den Entwurf einer Rampe brauchte.)

Man sagte Lou nach, er sei geiziger als Werner, so das überhaupt möglich war. Lou war ein Schrank von einem Mann und dementsprechend war sein Appetit - aber sein Portemonnaie war ihm wichtiger als sein Magen. Das Personal bei 'Beef Carver' kicherte, wenn sie ihn kommen sahen, denn er bestellte immer nur eine Kinderportion.

Wenn Lou mit jemandem zum Essen ging, hatte er Angst, eventuell auf der Rechnung sitzen zu bleiben. Aus dieser bereits krankhaften Angst entwickelte er eine niedliche Taktik: Er nahm grundsätzlich solch einen Platz im Restaurant ein, von dem aus er den sich nähernden Kellner sehen konnte. Wenn es dann so weit war, dass der Kellner mit der Rechnung zum Tisch kam, nahm er Reißaus zur Toilette und hielt sich so lange dort auf, bis er annehmen konnte, dass die Bezahlung erfolgt war. Einmal trafen wir Lou bei einem Stammbaumsforschungsseminar und Werner lud ihn im Anschluss daran zum Essen ein. Für den äußersten Fall, dass ihm die Rechnung doch irgendwie zufalle, suchte sich Lou das 'IHOP' aus, das billigste Lokal in der Woodward Avenue. Wir fuhren mit zwei Autos dorthin, Werner und ich in Werners Auto, und Lou hinter uns in seinem. Auf der Fahrt sagte Werner zu mir, er fände es untunlich, dass er nun schon zwölf Mal mit Lou zum Essen gegangen sei und Lou noch kein einziges Mal angeboten habe, die Rechnung zu übernehmen oder wenigstens halbe-halbe zu machen. Dann beschrieb er mir den Sitzplatz-Trick und trug mir strengstens auf, diesen Plan dieses Mal zu vereiteln. Ich sollte schnell auf eine Nische zusteuern und mich so hinsetzen, dass ich den Kellner oder die Kellnerin sehen könne. Außerdem sollte ich den äußeren Platz einnehmen, sodass Lou sich nicht neben mich setzen könne. Das habe ich dann auch gemacht und damit Lous Planung ruiniert. Er wollte partout eine andere Nische wählen, was Werner aber nicht zuließ. Lou war geknickt. Der Pfannekuchen blieb ihm fast im Halse stecken, besonders als er sah, was wir uns alles bestellt hatten. Es war uns auch nicht entgangen, wie Lou uns bei der Wahl der Gerichte auf die billigen Speisen zu lenken versuchte. Während des Essens unterhielt sich Werner angeregt mit Lou, und als dann die Serviererin mit der Rechnung auf unseren Tisch zusteuerte, zog mich Werner an der Bluse von meinem Sitz und sagte, „Ah, hier kommt die Rechnung. Wir müssen eben zur Toilette, du erledigst das doch inzwischen bestimmt!“ Lou war schockiert und sah aus, als benötige er den medizinischen Notdienst. Als wir von den Toiletten zurückkamen, hielt Lou die Rechnung mit beiden Händen - beide Handflächen zeigten nach oben und darauf lag sie! Dann schritt er damit zur Kasse. Ganz langsam. Es erinnerte mich an den Schritt einer Trauergemeinde hinter dem Sarg. Jegliche Freude war aus seiner Seele gewichen. Mit hängendem Kopf und abfallenden Schultern stand er nun an der Kasse, so als ob sein letztes Stündchen geschlagen hätte. Es war so ein jämmerlicher Anblick, dass Werner es nicht mehr ertragen konnte. „Verdammte Sch..., das ist ja nicht auszuhalten! Gib mir das verflixte Ding, ich bezahle!“ Werner holte 13 Dollar aus der Tasche und das reichte für drei Essen und das Trinkgeld. Lou erholte sich zusehends innerhalb weniger Sekunden, und stand wieder mit erhobenem Kopf und zurückgeworfenen Schultern in seiner ganzen Länge von 1,88 m aufrecht da. „Dieser verdammte Geizkragen!“ schimpfte Werner, „13 mal habe ich jetzt das Essen bezahlt. Jetzt reicht es!“ Und es war das letzte gemeinsame Essen mit Lou.

Lous Wohnungssituation war auch recht interessant. Zu Zeiten, als die Monatsmiete für eine Einzelperson etwa 265 Dollar betrug, wohnte Lou in einem Garagenhaus in Grosse

Pointe für 110 Dollar pro Monat. Lou war trotz allem ein Snob und wollte unbedingt eine Gross Pointe Adresse besitzen, aber die teure Miete wollte er keinesfalls bezahlen. Wohlhabende Familien, die viel verreisten, vermieteten gerne an den langweiligen Herrn, der (schon seit Geburt) 65 Jahre alt war, weil er sich fast immer zu Hause aufhielt, auf das Anwesen aufpasste, und nur so viel von ihm zu hören war, wie auf einem Friedhof nach Einbruch der Dunkelheit. Und er LIEBTE es, den Teenagern hinterher zu spionieren, und dann die Eltern in Florida, auf den Cayman Inseln, oder wo sie sich sonst gerade aufhielten, (natürlich auf deren Kosten) anzurufen und sie wissen zu lassen, was die lieben Kinderchen in ihrer Abwesenheit so alles anstellten.

Die Mietshäuser brachten Werner zwar das Startkapital für den Kauf der Pflegeheime im Jahr 1972 ein, sie stellten jedoch ein raues Kapitel in seinem Leben dar. Seine Mieter kamen aus der Unterschicht und demolierten Dinge schneller als sie repariert werden konnten. Und die Handwerker schafften nur so lange der Chef in der Nähe war. Sobald Werner zur Arbeit ging, war Muße angesagt, bis er wieder auftauchte. Nachdem Werner seine Stelle bei General Motors gekündigt hatte, beaufsichtigte er die zahlreichen Handwerker der Dix-Ford und Lincoln Apartments mittels Sprechfunkgerät. Damit wusste er dann zwar, wo sich seine Leute aufhielten, es garantierte jedoch immer noch keine Leistung. Manchmal musste eine Reparatur zwei oder gar drei Mal ausgeführt werden, bevor sie in Ordnung war.

Fast ein ganzes Jahr lang korrespondierten Werner und Dinora brieflich, bevor er sich dann dazu entschloss, sie nach Amerika zu holen und zu prüfen, ob die Beziehung zur Heirat führen könne. Es gestaltete sich recht schwierig, Dinora zu sich zu holen. Ihr Einreiseantrag wurde mehrmals abgelehnt. Erstens, weil die Quote für ägyptische Staatsbürger niedrig war und zweitens, weil man befürchtete, dass aus diesem Land Krankheiten eingeschleppt werden könnten. Dinora beschaffte sich das erforderliche Gesundheitszeugnis und zog dann zunächst mit ihrer Familie nach Italien, von wo die Einwanderung in die USA bessere Chancen versprach. Werner erledigte alles, was von ihm als Sponsor verlangt wurde, und nach einigem Gefeielsche durfte Dinora einreisen.

Werner stellte sich vor, dass Dinora bezüglich der Leitung von 1919 Wyoming die Stelle seiner Mutter einnehmen solle. Dinora stellte sich vor zu heiraten, zwei Kinder zu haben und Hausfrau zu sein. Irgendwie ließen sich die unterschiedlichen Erwartungen nicht unter einen Hut bekommen und das hatte bald den Bruch der Beziehung zur Folge.



Werner & Dinora Wilhelm

Werner war immer allergisch gegen die Ehe und bei Dinora machte er keine Ausnahme. Einige Tage vor der Trauung suchte er Mr. Hamborski auf, seinen Anwalt beim Ministerium für Wohnungs- und Städtebau, und ließ einen Ehevertrag aufsetzen. Am 2. November 1968 ehelichte Werner im Alter von 40 Jahren Beatrice Dinora Boulgarian in der Memorial Kirche in Grosse Pointe. In einem gerichtlichen Dokument gab Dinora später an, dass es eine katholische Eheschließung gewesen war (die Grosse Pointe Memorial Kirche ist presbyterianisch). Edith Dickenson und Ralph fungierten als Trauzeugen und der anschließende Empfang fand im Ponchartrain Hotel statt. Es wurde eine ganze Reihe von schönen Hochzeitsfotos geschossen.

In dieser Ehe kriselte es schon bald, hauptsächlich wegen der so unterschiedlichen Erwartungen. Wie gesagt, wollte Dinora nur Hausfrau und Mutter sein, während Werner sie für die Reinigung und andere Tätigkeiten in den Mietshäusern vorgesehen hatte. Dinora erzählte, dass die Führung dieser Mietshäuser mit großem Durcheinander und viel Krach verbunden gewesen sei. Es trieb sie fast zum Wahnsinn. Ruhe und Privatsphäre waren zu keiner Zeit möglich. In ihrer eigenen Wohnung ging es Tag und Nacht zu wie auf dem Hauptbahnhof, denn ständig standen Mieter oder Angestellte vor der Tür.

Werner blühte in solch einem Durcheinander auf, nicht so Dinora. Sie waren einfach zu verschieden und im Mai war alles vorbei. Dinora zog in eine Unterkunft des Christlichen Vereins Junger Frauen und besorgte sich eine Arbeitsstelle. Werner bemühte sich redlich aber erfolglos, sie zur Rückkehr zu bewegen. Er traf sich mit Dinora in Detroit während ihrer Mittagspause und umwarb sie mit Blumensträußen. Dinora sagte, ihre Arbeitskollegen hätten diese Show mit großem Vergnügen beobachtet - sie selbst habe sich jedoch nicht amüsiert, es sei ihr eher peinlich gewesen.

Dinora reichte die Scheidung kurz vor Weihnachten des Jahres 1969 ein. Die Klage wurde Werner am 8. Januar 1970 zugestellt. Er war mit dieser Scheidung ganz und gar nicht einverstanden. Auf ein Hochzeitsalbum schrieb er vorne drauf: 'Es gibt nur eine einzige Mopi und Mopsi.' Auf das andere schrieb er: 'Was Gott verbunden hat, darf der Mensch nicht trennen.' Er war offensichtlich sehr verletzt. Beide schienen nicht besonders gut mit der Scheidung zurecht gekommen zu sein, da sie sich danach noch einige Jahre lang häufig gegenseitig besucht haben. Dinora erzählte, dass Werner ihr noch lange nachgelaufen sei und ihr jedes Mal eine Szene gemacht habe, wenn sie mit einem anderen Mann ausging.

Dinora sagte, die Ehe sei wegen Werners Spielchen von Anfang an nicht stabil gewesen. Zuerst war da der Kulturschock, da sie aus Italien nach Amerika gekommen war, und dann war sie sehr allein - ohne Familie und Freunde. Als Werner sie das erste Mal zum Essen ausführte, gingen sie zu seiner früheren Freundin Anne nach Hause, die er Dinora als Verwandte vorstellte. Wenn Werner sich außer Hörweite befand, löcherten Anne und ihre Mutter Dinora mit Fragen, wie reich Werner denn nun wirklich sei. Dinora wusste keine Antwort und war etwas verwirrt, da sie zu der Zeit nicht wusste, dass Anne Werners Freundin gewesen war. Es war ein verletzendes und erniedrigendes Gefühl, als sie später die ganze Wahrheit erfuhr.

Während der kurzen Zeit ihrer Ehe wandte sich Werner mehrmals schriftlich an Dinoras Familie, wenn er sich nicht mehr zu helfen wusste. Sie reagierten immer freundlich, mischten sich jedoch nicht ein.

Werner wollte auch Dinoras Eltern und ihren Bruder in die Vereinigten Staaten holen. Nach reiflicher Überlegung entschied sich die Familie jedoch gegen den Umzug. Werner hatte gehofft, dass sie kommen und für ihn arbeiten würden.

Kurz vor seinem Tod sagte Werner zu Dinora, dass er ihr nach der Scheidung das kleine Haus in der Crooks Straße hätte kaufen sollen - rückblickend täte es ihm sehr leid, dass er es damals nicht gemacht habe. Und die Scheidung bedrückte ihn bevor er starb. Er sagte, sie hätten zusammen bleiben und miteinander durch Dick und Dünn gehen sollen. Dinora war aber davon überzeugt, dass Werner sie mit dem Zirkus, den er immer veranstaltete, zum Wahnsinn getrieben hätte. Sie brauchte ein ruhiges normales Leben mit einem normalen Ehemann, und Kinder.

Dinora erzählte von ihrem Freund Luc in Kanada, einem Ingenieur, der sie liebte. Schon vor der Hochzeit hatte sie ein Mal mit Werner Schluss gemacht und dann Luc kennen gelernt und sich in ihn verliebt. Sie beabsichtigte, Luc zu heiraten und mit ihm eine Familie zu gründen. Doch Werner kam nach Kanada. Er befahl Dinora in sein Auto einzusteigen, er wolle ein wenig in Windsor herumfahren, dabei über ihre Differenzen sprechen, und würde sie dann wieder zurückbringen. Luc hatte ein ungutes Gefühl. Er bat Dinora, nicht einzusteigen. Da er Dinoras Reisepass in Verwahrung hatte, musste er jedoch nicht befürchten, dass Werner mit ihr die Grenze überquerte. Tja, da unterschätzte er Werner! Sobald Dinora in Werners Auto saß, gab er Gas in Richtung amerikanische Grenze. Am Zollhäuschen hielt er nicht an, sondern brauste einfach vorbei. Dinora vermutete, dass Werner dort vorher ein paar Geldscheine abgegeben hatte, denn sie wurden nicht verfolgt und fuhren gemächlich nach Detroit-Ost. Werner stieg mit ihr im Hotel Whittier ab und sie besprachen ihre Probleme. Dinora sagte, sie habe immer noch mehr für Luc als für Werner empfunden, aber Werner sei so stark und überzeugend gewesen.

Dinora erzählt gern die kleine Geschichte von Werner und der Brautjungfer und Trauzeugin Edith Dickenson. Edith war in Werner verliebt und hatte ihm eines Tages einen Heiratsantrag gemacht, weil sie erfolglos auf seinen wartete. „Warum sollte ich denn eine alte Frau wie dich heiraten wollen?“ war seine erschütternde Antwort.

Edith pflegte Dinora Tipps zu geben, wie man einen guten Mann angelt. Einer davon lautete: „Fahre im Sommer nie mit offenem Fenster, denn die Männer meinen dann, du würdest der unteren sozialen Schicht angehören, weil du keine Klimaanlage besitzt.“

Zu jener Zeit gönnte sich Werner einige feine Kreuzfahrten und vergnügte sich in Miami Beach, Florida. Er war jung und gutaussehend, ein aufwärtsstrebender Ingenieur mit Anziehungskraft. In einem seiner Florida-Urlaube wurde er sogar von zwei Mädchen begleitet!

Wir haben einige nette Bilder von Werner, die ihn in seinem gepflegten rot-weißen Kapitänshemd und weißer Badehose zeigen. Dieses rot-weiße Oberteil habe ich gerade heute erst weggegeben, weil ich nun, sieben Monate nach seinem Tod, endlich stark genug bin, seine Kleidung auszusortieren. Ich war erstaunt, wie klein dieses Oberteil war. Ich stellte auch fest, dass seine Hemden aus den fünfziger Jahren Kragenweite 39 hatten, und auch die Hosen hatten normale Größe. Er hatte sich zwar Zeit seines Lebens für dick gehalten, aber als er im Mai 1951 in Toronto vom Schiff kam, war er ziemlich schlank. Er pflegte nur beste Markenkleidung zu tragen und alles sah nach ungefähr 40 Jahren immer noch fast wie neu aus.

Apropos alte Kleidung - Ich fand es interessant, dass die ganz alte Kleidung (es hing sowohl deutsche als auch amerikanische in seinem Schrank) in unterschiedlich gutem Zustand war. Die guten amerikanischen Marken hatten sich prima gehalten, während die deutsche Kleidung verfärbt und abgetragen war. Werner konnte recht böse werden, wenn ein Kleidungsstück, ungeachtet seines Zustandes, weggeworfen wurde. So ist er auch Edna und mir heute Nachmittag in seinem Lincoln Town Car erschienen und als Harrigan und ich mit Ann und Barney im Garten saßen, hörten wir, wie er - 'schepper!...krach!...' - im Haus mit Gegenständen geworfen hat.

Es gibt eine nette Geschichte von seinem ersten Urlaub als gepflegter Mittvierziger in Miami Beach. Werner erkundigte sich in allen besseren Hotels nach den Zimmerpreisen, fand sie jedoch zu teuer für sein Portemonnaie. Da er aber auf die feinen Hotelrestaurants und -strände nicht verzichten wollte, galt es, einen Kompromiss zu finden. Am besten gefielen ihm die vornehmen Hotels Deauville und Caroline, aber er übernachtete in einer einfachen kleinen Pension, die gegenüber des Deauville Hotels lag. Morgens zog er sich fein an (darunter trug er die Badehose), überquerte die Straße und genoss ein herrliches Frühstück im Restaurant des Deauville Hotels. Anschließend legte er sich wie selbstverständlich an den hoteleigenen Strand. Mittags und abends speiste er wieder im Hotel und zog sich dann in sein billiges Zimmer zurück.

Werner fühlte sich mit dem Deauville sehr verbunden. Viele Jahre später, gegen Ende seines Lebens, kehrte er noch ein Mal dorthin zurück und musste zu seiner Überraschung feststellen, dass die Zimmer gerade in Eigentumswohnungen umgebaut und nur für je 10.000 Dollar verkauft wurden. Das Konzept faszinierte ihn. Es reizte ihn zwar, eine Wohnung zu kaufen, jedoch kam es nicht dazu. Er war zu jener Zeit auf Grund seines Nierenversagens bereits sehr geschwächt und stürzte dort sogar in der Lobby, weil er das Gleichgewicht verlor. Ich half ihm wieder auf die Beine. Er sagte, er hätte gerne für uns eine Wohnung erworben, aber da er in Wil Mar in Michigan und Sun N Lake Towers in Florida ständig so viel zu tun hatte, wäre selten Gelegenheit gewesen, Zeit in dieser Wohnung zu verbringen. Außerdem hätte er Pelican Bay bei Naples der Miami Beach Gegend vorgezogen, da es an der Atlantikküste zunehmend von Menschen aus unteren Schichten wimmelte und die Kriminalitätsrate stieg.

Werner knauserte und sparte wo er nur konnte, um sein finanzielles Lebensziel zu erreichen. Wenn es allerdings um gutes Essen ging, machte er immer eine Ausnahme. Er

liebte es, die feinsten Restaurants zu besuchen und die erlesensten Speisen zu bestellen. Sein Lieblingsgericht war das Hochrippen-Endstück.

In Kanada fuhr Werner einen Ford, und als er für General Motors arbeitete, einen neuen Mercury. Seine wahre Liebe gehörte jedoch den Cadillacs. Zu Beginn seiner Tätigkeit beim General Motors Tech Center machte ihn einer seiner Vorgesetzten darauf aufmerksam, dass der Mercury auf dem GM Parkplatz beschämend für das Unternehmen sei. Also nahm Werner das von der Firma angebotene Mitarbeiterfahrzeug-Programm in Anspruch und kaufte einen hellblauen Cadillac. Von da an repräsentierte ein hellblauer Cadillac das ideale Auto für Werner. Zur Zeit seiner Ehe mit Dinora hatte er sogar einen hellblauen Cadillac als Cabriolet mit weißem Dach. Werner fotografierte dieses schöne Fahrzeug auf der Michigan Avenue aus einem traurigen Anlass: Ein Autofahrer hatte es gerammt und beträchtlichen Schaden angerichtet.

Werner blieb GM und Cadillacs sein ganzes Leben lang treu. Sein letzter hellblauer Cadillac steht derzeit in Sebring; allerdings, von einem Angestellten äußerst unpfleglich behandelt, in schlechtem Zustand. In meiner Ausfahrt in Michigan befindet sich der Lincoln Continental, den er seinerzeit von Mali anstelle von Zahlungen für das Pflegeheim bekommen hatte. Vier Personen, die Werner kannten und liebten, sagten unabhängig voneinander zu mir, dass ich Werner einen neuen hellblauen Cadillac kaufen solle, da er sicherlich mit mir damit herumfahren wolle.

Gegen Ende seines Lebens ließen Werners Kleidung und Körperpflege zu wünschen übrig. Ich hatte versucht, ihn zu Hygiene und guter Kleidung zu überreden, zu zwingen, und an sein Schamgefühl zu appellieren. Ich kaufte ihm einen ganzen Schrank voll schöner Kleidung. Mali kaufte ihm ein paar Florsheim Schuhe für 150 Dollar, ein halbes Dutzend Hemden von Harry's und Kosin's Big & Tall, und einen anthrazitfarbenen Anzug für 350 Dollar. Alles umsonst. Er trug kaum etwas von dem, was ich ihm geschenkt hatte und nicht ein einziges Stück von Malis Sachen. Wenn es Zeit für ein Bad war, gab es Krieg, den ich immer verlor.

Aus Gesprächen mit Dinora weiß ich, dass Werner in seinen Vierzigern und davor sehr elegant gekleidet war und sich auch regelmäßig gewaschen hat. Er trug damals feine Anzüge, weiße Hemden mit Krawatte, und teure Schuhe. Erst in den letzten 15 Jahren seines Lebens ließ die Körperpflege und die Art sich zu kleiden nach. Oft bat er mich, die Schuld für sein ungepflegtes Äußeres nicht Mutti zuzuschieben, denn sie habe ihn nicht so erzogen.

Astrid bemühte sich bis etwa 10 Jahre vor seinem Ableben sehr um Werners Erscheinung. Sie kaufte ihm oft teure deutsche Kleidung - Hemden, Anzüge, Jacken, und Hosen mit verstellbarem Bund, die sich seinem jeweiligen Umfang anpassten. Wenn er sie in Mühldorf besuchte, badete sie ihn und wusch ihm die Haare, damit er gut aussah und roch. Sie schenkte ihm Seifen zu 5 und 10 Dollar und teures Rasierzeug. Sie schämte sich nämlich sehr mit ihm in der Stadt, wenn er alte Shorts und abgetragene Sandalen trug. „Oh Gott, oh Gott!“ jammerte sie dann, „alle wissen, dass du mein Bruder bist! Du musst dich besser anziehen! Erwachsene Männer tragen keine knielangen Hosen in

Deutschland!” Werner knurrte dann vor sich hin und verließ das Haus in seinen bequemen Kleidern, während Astrid mit Tränen in den Augen um ihren Ruf in der Stadt bangte.

In noch tiefere Verzweiflung konnte Werner sie bringen, wenn er sich nicht nur weigerte, sich umzuziehen, sondern auch noch mit einem deutlich sichtbaren Urinfleck auf seinen Shorts von der Toilette kam. Da flippte Astrid völlig aus - wie ein Huhn bei der Schlachtung. Sie hielt ihn dann so gut sie konnte fest und holte in Windeseile und mit hochrotem Kopf den Haarfön aus dem Badezimmer, bevor er die Treppe hinunter und durch das Wartezimmer gehen konnte, wo die Patienten die nasse Hose sehen würden (Deutsche achten sehr viel mehr auf die Kleidung anderer Leute als Amerikaner). Sie zog Werner in die Nähe einer Steckdose und bearbeitete den Fleck mit Heißluft bis er verschwand. Höchst missbilligend schüttelte sie den Kopf, während Werner sie neckte und ihr das Haar zerzauste, bevor er sich in die Stadt aufmachte.

Unser erster gemeinsamer Besuch in Mühldorf war 1980. Werner kündigte unseren Besuch absichtlich nicht an, weil er Astrid nicht so viel Arbeit machen wollte. Er meinte, sie würde eine ganze Arbeiterkolonne mit der Wohnungsrenovierung beauftragen und sich stundenlang mit der Vorbereitung auf Werners neueste Verlobte quälen. Wir landeten gegen 19 Uhr in Frankfurt. Eigentlich hätten wir bereits am Vormittag ankommen sollen, waren aber aus unbekannten Gründen mit etlichen Stunden Verspätung in Detroit gestartet. Am Frankfurter Bahnhof kauften wir uns ein gutes großes Wiener Schnitzel, für das wir nur ungefähr 5 Dollar bezahlten. Es war interessant, die vielen Züge und das Kommen und Gehen der Menschen zu beobachten. Werner wollte gleich den nächsten Zug nach Mühldorf nehmen, der uns die Ankunft bei seiner Schwester erst nach Mitternacht ermöglicht hätte. Aber das ließ ich nicht zu. Ich hatte schon seit mehr als 24 Stunden nicht geschlafen, mein Haar war durcheinander und ich fühlte mich schmutzig. So wollte ich seiner Familie beim ersten Mal nicht gegenüberreten. Das war eines der wenigen Male während unseres gemeinsamen Lebens, wo ich mich konsequent durchgesetzt habe.

So begaben wir uns zu einem Hotel in Frankfurt, wo man uns sagte, dass das einzig freie Zimmer leider reserviert sei. Werner behauptete einfach, die Reservierung sei für ihn und ob Sie es glauben oder nicht, er kam damit durch. Ich fiel ins Bett wie ein Stein und schlief wie betäubt. Als ich am nächsten Morgen aus der Gemeinschaftsdusche im Gang kam und unzerknitterte Kleidung angezogen hatte, fühlte ich mich erfrischt und war bereit, die Familie kennen zu lernen. Die Bahnfahrt führte uns durch malerische Landschaften. Die meiste Zeit verbrachten wir im Speisewagen, wo wir etliche gute Gerichte probierten. Am Münchener Hauptbahnhof (es war gegen 18 Uhr) kauften wir einen Blumenstrauß für Mutti und bestiegen dann den Regionalzug nach Mühldorf. Ein Taxi brachte uns das kurze Stück zur Praxis von Dr. Diebl am Katharinenplatz neben der Katharinenkirche gleich außerhalb der Stadtmauer. Noch bevor wir aus dem Taxi ausgestiegen waren, hatte Dr. Diebl uns bereits erspäht. So schnell ihn seine Beine trugen, rannte er in die Wohnung und rief: „Besuch aus Amerika!” Mutti und Astrid waren völlig aus dem Häuschen. Astrid kam im Bademantel die Treppe herunter und erklärte ganz hektisch, dass ich noch nicht nach oben gehen könne, da Mutti im

Nachthemd war und so keinen Besuch empfangen wolle. Werner amüsierte sich über dieses Theater. Wir warteten also im Erdgeschoss bis Mutti sich angezogen hatte und gingen dann ins Wohnzimmer hinauf. Während des gemeinsamen Abendessens (es gab ein typisch deutsches Gericht) entschuldigte sich Astrid für das einfache Essen und erklärte, sie sei absolut nicht auf Gäste vorbereitet gewesen. Astrid legte sich sehr für mich ins Zeug, was ganz und gar nicht nötig war, da ich ein sehr einfacher und bescheidener Mensch bin.

Am nächsten Tag zeigte mir Astrid in Erwartung meiner Kommentare zu ihren exquisiten Kleidern den Inhalt ihres Kleiderschranks. Die Stücke waren in der Tat von bester Qualität und elegantem Schnitt. Was sie allerdings nicht wusste war, dass ich mich für Kleider nicht so sehr begeistern kann. Ganz besonders, da mein Geschmack nach fünf Jahren zusammen mit Werner schon viel einfacher und billiger geworden war.

Mutti redete unentwegt bis mir fast die Ohren abfielen - verstanden habe ich sehr wenig, da ich mir nur ein paar Brocken Deutsch selbst beigebracht hatte. Außerdem war ich noch mit der Gewöhnung an das Essen mit der linken Hand beschäftigt. Werner bestand strikt darauf und erklärte mir, dass man in Deutschland die Amerikaner anstarre und für Barbaren halte, weil sie ständig die Gabel von der linken in die rechte Hand wechseln.

Während meiner ersten beiden Aufenthalte bei Astrid stellte man mir ein Bett im ersten Stock zur Verfügung. Es befand sich im Bereich der Praxis, was bedeutete, dass ich morgens vor sieben Uhr gewaschen und angezogen sein musste. Eigentlich nicht meine Vorstellung von Urlaub. Außerdem gab es im Badezimmer der ersten Etage nur kaltes Wasser...Brr!

Werner riet mir, meine Kleider mitzunehmen und das Badezimmer oben in der zweiten Etage zu benutzen. Es war viel moderner ausgestattet und es gab heißes Wasser. Astrid fand es lustig, dass ich jeden Morgen duschen wollte. (Später erfuhr ich, dass in Deutschland ein anderer Hygienestandard herrscht als bei uns). Ich sagte zu Werner, dass ich ohne die tägliche Dusche so riechen würde, wie einige Frauen, an denen ich in der Stadt vorbeiging, und man dann bestimmt auch darüber reden würde. Denn Deutsche lieben es, über Leute zu reden und zwar bis zum Grad der Sezierung. Daran konnte ich mich nie richtig gewöhnen. Wenn ich Zeuge davon wurde, dass man über jemanden fürchterlich herzog, sagte ich zu Werner, „Sobald wir außer Hörweite sind, sind wir dran!“



Werner Wilhelm

Beim nächsten Besuch baten Werner und ich darum, gemeinsam in Wernerlis Zimmer schlafen zu dürfen. Werner bekam Wernerlis Bett in der komfortablen Ecke des

Zimmers, und für mich wurde das Hundebett aufgestellt. Lachen Sie nicht - es war sehr bequem...aber nur drei Tage lang. Dann holte Astrid einen Teil des Bettes weg, weil der Hund sich nicht an seinen neuen Schlafplatz gewöhnen konnte. Also bekam er die bequeme Matratze und mir blieb das Bettunterteil. Dieses war zugegebenermaßen weicher, als unsere in Amerika, es machte aber das Aufstehen beschwerlich, weil es so niedrig war. Ich rollte mich dann vom Bett auf den Boden und erhob mich von dort, auf Knie und Hände gestützt. Bei späteren Besuchen wurde uns ein Feldbett zur Verfügung gestellt, für das wir leider zu schwer waren. Mit den Spiralfedern im Rücken verbrachte ich miserable Nächte. Werner schlief jedoch alleine sehr gut auf diesem Feldbett, und so einigten wir uns zu meiner Freude darauf, dass ich es ihm überließ. Das war dann bis zu unserem letzten Besuch im März 1992 sein Gästebett.



Werner Wilhelm II

Bei diesem letzten Besuch machte ich meine erste Wintererfahrung mit einem deutschen Haushalt. Es war nicht gerade ein Vergnügen. Schlaf-, Ess- und Wohnzimmer waren beheizt... allerdings nur auf etwa 16 Grad, und nur tagsüber. Sobald es 21 Uhr schlug, stellte sich die Heizung automatisch ab und dann war bis sechs Uhr morgens Frieren angesagt. Der einzige Grund dafür, dass ab sechs Uhr geheizt wurde war der, dass die Patienten bereits ab 5 Uhr 45 eintrafen und nicht frieren wollten, besonders wenn sie sich zum Untersuchen ausziehen mussten. Alle Korridore waren mit Marmorböden ausgestattet, das machte den nächtliche Gang zur Toilette zu einem Gang durch eine Eishöhle. Die morgendliche Dusche im ungeheizten Badezimmer wurde durch das offen gehaltene Fenster (für frische Luft) noch unangenehmer. Brrr!!! Was sind wir Amerikaner doch verwöhnt! Werner empörte sich über die eisigen Temperaturen im Haus und sagte zu Astrid, sie solle die Heizung höher stellen. Astrid erklärte ihm, dass dies auf Grund der Automatik nicht möglich sei. „Quatsch!“ entgegnete Werner, „das kannst du mir nicht erzählen. Man braucht doch nur neue Werte einzugeben.“ Astrid ignorierte ihn einfach. Aber Werner ließ sich niemals und von niemandem lange ignorieren. Er war auch schon sehr krank und außerdem konnte er nicht vergessen, dass Astrid ihn um das Erbe seines Vaters betrogen hatte - das ließ er sie nun zum ersten Mal seit dem Tod seines Vaters spüren (Mutti war auch nicht mehr da, um ihn zurückzuhalten). Astrid konnte ihm dieses Mal nichts recht machen. Er schrie herum, hatte an allem etwas auszusetzen, zog Grimassen und warf ihr giftige Blicke zu. Astrid war ziemlich deprimiert, denn so hatte er sie noch nie behandelt. Er war immer charmant und pflegte seine kleine Schwester liebevoll zu necken. 'Häschen' nannte er sie immer und sie entgegnete, aus dem niedlichen Häschen sei doch mittlerweile vielmehr ein alter zäher Hase geworden. Darauf antwortete Werner, dass sie noch sehr gut aussehe und eine gute Figur habe. Bei diesem letzten Besuch blieben die Komplimente, die Zuneigung und

das Necken allerdings aus, es gab nur Missmut, Murren und Wutanfälle. Um Punkt neun Uhr ging Werner abrupt zu Bett, nachdem er zum Schlafen eine blaue Steppjacke angezogen und eine Pelzmütze aufgesetzt hatte. Astrid besitzt absolut keinen Sinn für Humor und dieses Verhalten brachte sie zur Weißglut - ganz besonders, wenn Kurt, Werner und ich abends unser Lieblingslied über ihr kaltes Haus anstimmten. Das ging so: 'Wenn meine Mutter bloß wüsste, wie schlecht es mir geht, Hose und Hemd zerschissen, ohne Knopf und Reißverschluss, und durch meine Jacke pfeift der Wind.' Werner fügte dann noch die folgende Zeile hinzu: 'und meine Ohren sind durchgefroren.' Astrid nahm dieses Lied sehr persönlich. Mit finsterner Miene winkte sie ab. Ich brach in brüllendes Gelächter aus, und sie machte mich darauf aufmerksam, dass der Text auch gegen mich gerichtet sei. Mich berührte das jedoch überhaupt nicht. Werner fühlte sich in seiner alten verschlissenen Kleidung wohl und ich hatte nicht die geringste Absicht zu nähen und zu stopfen. Wenn es zu arg wurde, kaufte ich ihm einfach neue Sachen. Astrid näht und stopft. Sie ist, im Gegensatz zu mir, sehr häuslich. Wenn es darum ging, seine Geschäfte mit ihm zu führen, einen Graben auszuschaufeln, die Ölquellen zu betreiben, oder einen Lastwagen quer durchs Land zu fahren, dann war ich die richtige Frau für Werner. Wenn er jemanden zum Kochen und Nähen gewollt hätte, hätte er entweder eine Hausfrau geheiratet oder mir erlaubt, zu Hause zu bleiben. Ich kann über mich selbst lachen, Astrid kann das nicht.

Astrid arbeitete sehr fleißig in der Praxis. Um sieben Uhr morgens ging sie hinunter (Kurt begann oft schon um sechs Uhr) und schleuste die Patienten durch Kurts Sprechzimmer. Um neun Uhr wurde gefrühstückt (Brötchen, Wurst, Käse und Kaffee). Das warme Mittagessen wurde um 13 Uhr eingenommen. Früher kochte Mutti immer, aber etwa sieben Jahre vor ihrem Tod begann sie an Arthritis zu leiden und war zu schwach, das Essen alleine vorzubereiten. Eine Zeit lang wurde eine Arzthelferin nach oben geschickt, um ihr beim Kochen zu helfen. Dann ging Astrid dazu über, Essen zu bestellen (meistens beim Wienerwald), und es von einer Praxishilfe abholen zu lassen. Es gab sehr gute Gerichte und Astrid hatte viel Arbeit gespart. Bei den letzten Besuchen konnte der arme Werner die feinen Speisen jedoch nicht mehr genießen, da der Magen ihm wegen des Nierenversagens Probleme bereite. Es war schon traurig, wie er sich den feinen Aufschnitt und den Käse besah, ohne etwas davon essen zu können. Zum Abendbrot gab es dasselbe wie zum Frühstück. Es wurde normalerweise um halb sieben eingenommen, während im Fernsehen die Nachrichten liefen.

Einmal bestellte Astrid eine schöne Auswahl an Fisch, den sie selbst zubereitete und Werner und mir servierte. Das einzige Problem bestand darin, dass wir schnell essen mussten, um unseren Zug noch zu erreichen. Als ich mit meiner Gabel in den Fisch stach (mit wenig Begeisterung, da Fisch nicht unbedingt zu meinen bevorzugten Gerichten gehört), fühlte ich eine Unmenge von Gräten...und wir sollten uns mit dem Essen beeilen?

Jedes Mal wenn wir abfahren, gab Astrid uns eine Tüte voll belegter Brote für die Reise mit. Das war praktisch, denn oft reisten wir nachts, wenn der Speisewagen geschlossen war, oder wir fuhren in den Osten, wo es gar keinen Speisewagen gab. Auf jeden Fall war es immer sehr teuer, im Speisewagen zu essen.

Wenn wir nachts reisten, suchte Werner gewöhnlich ein leeres Abteil, wo wir die Sitze ausziehen und schlafen konnten. Das klappte recht gut, wenn auch oft nur für einen Teil der Strecke. Aber wenn viele Menschen zustiegen, stürmten manchmal widerliche deutsche Matronen in unser Abteil und befahlen Werner, Platz zu machen, was meist Geschrei, Gezeter und Geschubse zur Folge hatte. Meist war Werner jedoch der Unterlegene, da diese Damen den Schaffner auf ihrer Seite hatten. Und obwohl er wusste, dass er keine Chance hatte, ließ er sich immer wieder auf die Auseinandersetzung ein.

Astrid genoss Achtung und Anerkennung im Ort und war deshalb besonders empfindlich was das Auftreten ihres Bruders, dem Elefanten im Porzellanladen, betraf. Am Bahnhof ereignete sich eine Begebenheit - und wenn sie davon erfahren hätte, wäre sie wahrscheinlich tot umgefallen. Der Bahnhof war für Dr. Diebl lebenswichtig, denn von dort kamen alle seine Patienten. Während der Sprechzeiten brachte jeder ankommende Zug Patienten zu ihm. Und alle langjährigen Patienten kannten Astrids Bruder, da sie ihn in der Praxis ein- und ausgehen gesehen hatten. Also...Werner und ich warteten an dem bewussten Tag am Mühldorfer Bahnhof auf den Zug nach München. Wie üblich, schubste Werner die dicken, älteren Frauen beiseite, um bei der Ankunft des Zuges als erstes einsteigen und den besten Platz ergattern zu können. Wenn er nicht in Fahrtrichtung saß, wurde ihm nämlich übel. Tja, die dicken, älteren Frauen wollten auch einen guten Platz haben und schubsten zurück. Als der Zug nun kam, wurde Werner wieder von zwei dicken Frauen zur Seite gestoßen, woraufhin er zurückschubste - und genau in Richtung auf den einfahrenden Zug! Mir blieb das Herz stehen! Im allerletzten Moment erlangten sie ihr Gleichgewicht wieder...und als Krönung bezeichnete er sie dann noch ganz laut als 'fette alte Kühe'!

Apropos Astrids Ansehen im Ort: Einmal ging ich mit ihr in einen Obst- und Gemüseladen. Astrid behandelte die Verkäuferinnen in dem Laden mit erhobener Nase und extremer Arroganz. Die Verkäuferinnen wussten nicht, wer Astrid war und spotteten hinter ihrem Rücken ihr Gehabe nach. Das fand ich höchst amüsant.

Am letzten Abend unseres allerletzten Aufenthaltes bei Astrid war Werner ziemlich unausstehlich. Er behauptete, man versuche ihn umzubringen, indem man ihm während der ganzen Zeit falsche Kost vorsetzte. An jenem Abend bestand er darauf, Suppe zum Abendbrot zu sich zu nehmen. Kurt Diebl und ich hielten dies für eine gute Idee. Auch Astrid stimmte zu und sagte, sie habe schon lange keine mehr gegessen. Dann entstand allerdings die Frage, welche man besorgen solle. Werner hatte Appetit auf Erbsensuppe. „Oh nein,“ entgegnete Astrid, „du darfst vor der Bahnfahrt nichts Blähendes essen. Das kannst du doch den Mitreisenden in deinem Abteil nicht zumuten!“ „Zum Teufel mit den Mitreisenden,“ schimpfte Werner, „ich will Erbsensuppe!“ „Die bekommst du aber nicht!“ murrte Astrid zurück, „Ich hole dir eine Spargelcremesuppe, die wird dir bestimmt schmecken.“ Werner ließ sich überzeugen und war ruhig. Dann kam Kurt an die Reihe. „Ich nehme Pilzcremesuppe,“ sagte er. Ich entschied mich für Kartoffelsuppe und Astrid wählte eine andere Sorte für sich. Nach dem Einkauf holte Astrid vier Kochtöpfe hervor und las die Anleitungen. Alle vier Suppen verlangten unterschiedliche Zubereitung. So musste zum Beispiel eine in kaltes, eine andere in kochendes Wasser

ingerührt werden. Eine sollte 10 Minuten kochen, eine andere durfte nur erhitzt werden und nicht kochen. Bald war Astrid völlig durcheinander. Es blubberte in allen vier Töpfen, aber am Ende war jede Suppe doch noch genießbar.



Werner Wilhelm & Charlotte Wilhelm

Gewöhnlich reisten wir Ende Mai nach Deutschland, gerade rechtzeitig zu Muttis Geburtstag, was sie sehr freute. Muttis Geburtstage liefen nach einem bestimmten Schema ab. Am Vorabend strahlte sie und war glücklich. Den gesamten Geburtstag war sie dann depressiv, missmutig, und nahe am Wasser gebaut. Werner brachte ihr immer einen Strauß Maiglöckchen aus seinem Garten in Utica mit. Ich pflückte sie, steckte sie in einen kleinen Kunststoffbehälter mit Wasser und wickelte sie in Alu-Folie ein. Sie liebte diese Blumen über alles und stellte sie sogar auf das Grab ihrer Eltern in Rosslau.



Bürgermeister, Werner, Kurt, Astrid
Charlotte



Werner & Charlotte



Charlotte



Sr. Anna & Charlotte



Werner & Charlotte

An einem ihrer Geburtstage schafften wir es nicht, am Abend zuvor anzureisen. Es war bereits Mittag, als wir in Mühldorf eintrafen, rechtzeitig zum großen Geburtstagsmahl. Unverzüglich nach unserer Ankunft am Bahnhof rief Werner aus einer Telefonzelle bei Mutti an und sagte, er sei in Utica und könne leider nicht zu ihrem 80. Geburtstag kommen. Charlotte war sehr enttäuscht und fing an zu weinen. Sie hatte fest mit seinem Besuch gerechnet. Werner entschuldigte sich vielmals und versprach, zu ihrem nächsten Geburtstag nach Deutschland zu kommen. „Wer weiß, ob es überhaupt noch einen weiteren Geburtstag geben wird,“ schluchzte sie. (Es gab auch wirklich keinen mehr - sie verstarb im Januar des folgenden Jahres.) Er wünschte ihr nochmals alles Gute zum Geburtstag und hing auf. Dann ließen wir uns von einem Taxi zu Astrid fahren und setzten uns zum Festmahl an den Esstisch. Mutti vergoss eine Flut von Freudentränen darüber, dass sie ihr Wernerchen bei sich hatte. Es war eine wunderschöne Geburtstagsfeier. Später kam noch der Bürgermeister von Mühldorf vorbei und trank ein Glas auf den 80. Geburtstag. Mutti und Astrid fühlten sich durch diesen Besuch geehrt - Werner fand es amüsant und bat mich, ein paar Bilder zu machen.

Ich fuhr gerne nach Mühlendorf. Astrid und Kurt haben ein sehr schönes Zuhause und wir waren immer gut aufgehoben...obwohl wir ihnen bereits nach wenigen Tagen auf die Nerven gingen. Während unserer Deutschland-Reisen diente dieses Haus als Stützpunkt, von dem aus wir andere Ziele anfahren. Man konnte jedes Mal die Erleichterung förmlich spüren, wenn wir morgens um halb fünf aus dem Haus gingen, um mit dem Zug an einen weiter entfernten Ort in Deutschland zu fahren. Als Mutti noch lebte, bestand der gesamte Besuch darin, dass alle Wilhelms redeten wie ein Wasserfall und einander aus Leibeskräften anbrüllten. Wir Nicht-Wilhelms saßen nur da und staunten über dieses Spektakel am Esstisch. Was mich immer wieder verblüffte war, dass bei den Wilhelms nur etwa 20% des Geschreis anzukommen schien - jeder war zu sehr damit beschäftigt, die nächste Attacke vorzubereiten. Wir vier Außenseiter (Kurt Diebl, Wernerli, ich und der Hund) saßen auf der Couch an der hinteren Seite des Esstisches - unser Kinn reichte gerade bis an die Tischplatte - und beobachteten von dort stundenlang den Wilhelmschen Faustkampf.

Mutti hielt nichts vom zeitigen Zubettgehen, während ich spätestens um 23 Uhr mein Bett brauche. Wenn ich erst nach Mitternacht einschlafe, fühle ich mich am nächsten Tag nicht wohl. In Deutschland hatte ich den 12-stündigen Flug und eine acht bis neun Stunden lange Bahnfahrt hinter mir, bevor mich dann schließlich auch noch der Fön in Mühlendorf umwarf. Deshalb war ich abends gegen 23 Uhr erschöpft. Aber bei Mutti musste ich ohne meine geregelte Nachtruhe auskommen. Sie ging nie vor drei Uhr morgens zu Bett und schlief dann bis elf Uhr vormittags. „Mutti, ich bin sehr sehr müde,“ sagte ich zu ihr, aber damit stieß ich auf keinerlei Verständnis. „Du bist noch jung, und ich bin eine alte Frau. Weißt du, es ist vielleicht jetzt das letzte Mal, dass wir uns auf dieser Erde sehen,“ erwiderte sie stets. Und dann ergoss sich der nächste Redeschwall auf deutsch über mich, von dem ich kaum etwas verstand. Ich hatte mir angewöhnt, zwischendurch einfach 'Ja' zu sagen, wenn sie aufschaute und mich mit ihren ausdrucksvollen, glänzenden Augen fragend ansah. Das funktionierte meist recht gut. Gelegentlich wäre allerdings 'Nein' die richtige Antwort gewesen und dann erregte sie sich, und wenn ich mich korrigierte und 'nein, nein' sagte, war sie mir wieder wohlgesonnen. Astrid wusste, dass meine Gedanken ganz woanders waren während Mutti in dieser für mich fremden Sprache auf mich einredete. Sie erinnerte ihre Mutter daran, dass ich kein Wort verstehe. Muttis Augen blitzten dann auf, wenn sie ihrer Tochter erklärte, dass ich selbstverständlich alles verstünde und erwartete dann meine Bestätigung. Glauben Sie mir, es war viel einfacher für mich, dies zu bestätigen als zuzugeben, dass ich nichts verstand, obwohl Astrid mein Heucheln nicht gut hieß. Sie erklärte mir kurz auf englisch, wovon Mutti gesprochen hatte. Dies fand Mutti wiederum nicht gut. Sie war der Auffassung, dass im Haus ausschließlich deutsch gesprochen werden solle, erstens damit ich die Sprache lerne und zweitens weil man schließlich in Deutschland und nicht in Amerika war. Astrid konterte, dass ich ja gar nichts verstehen könne, wenn sie es mir nicht auf englisch sagte.

Wenn ich das Gefühl hatte, dass bei Tisch eine interessante Unterhaltung im Gange war, bat ich Werner um eine grobe Übersetzung, damit ich wusste, wovon die Rede war. Werner tat das nicht gerne und sagte, ich solle besser zuhören. „Das Zuhören hilft mir nichts, wenn ich die Worte nicht kenne,“ erklärte ich ihm. Werner war ein miserabler und

fauler Übersetzer. Und Mutti regte sich jedes Mal auf, wenn er englisch mit mir sprach. Da stellte er sich aber dann auf meine Seite und sagte, ich müsste schon wenigstens wissen, worüber gesprochen werde. Natürlich behauptete Mutti dann, dass ich jedes Wort verstehe und nur vorgab, nichts zu verstehen, um alles mithören zu können.

Das ganze Geschrei überstieg oft die Toleranzschwelle des Psychiaters. Sobald wir mit dem Essen fertig waren gab er vor, in der Praxis noch einiges diktieren zu müssen. Wenn sich aber jemand auf Zehenspitzen in die Praxis schlich, konnte er Kurt dabei beobachten, wie er im Lehnstuhl gemütlich die Zeitung las und die Ruhe genoss. Ich erinnere mich daran, als er sagte, dass wir nur deshalb mit Wilhelms verheiratet sein konnten, weil wir ein völlig anderes Naturell besäßen. Bei zwei Partnern von der Wilhelm Sorte würde es nämlich Mord und Totschlag geben.

Ich liebte es, in Mühldorf einkaufen zu gehen, und Werner auch, solange er noch gesund war. Unser Lieblingsgeschäft war Schmiederer, ein Billig-Laden ungefähr wie unser 'Woolworth', in dem es alles Mögliche gab. Als Astrid erfuhr, dass wir zum einen bei Schmiederer waren, und zweitens dort etwas gekauft hatten, das wir dann in einer mit deren Namen bedruckten Plastiktüte durch die Stadt trugen, starb sie fast vor Peinlichkeit. Leute ihrer gesellschaftlichen Stellung betreten so ein Geschäft nicht, erklärte sie Werner. Und wenn man doch etwas von dort brauchte, so schickte man sein Personal. Werner und ich mochten diesen Laden aber und fanden immer schöne Souvenirs zum Mitnehmen. Als Astrid herausfand, dass wir dort billige Glaswaren und Besteck gekauft hatten, traf sie fast der Schlag. Solche Dinge kaufte man doch im Juweliergeschäft und nicht bei Schmiederer!



Charlotte Wilhelm & Werner Wilhelm

Einmal wollte Astrid zu Muttis Geburtstag 'auf fein machen' und lud uns in ein vornehmes Restaurant in Mühldorf ein. Es war oben auf einen Felsen gebaut und die Preise bewegten sich in astronomischen Höhen. Der Hund durfte mit, wie das in Deutschland für wohlgezogene Hunde üblich ist. Wir betreten das Restaurant und setzten uns an einen Tisch. Der Hund verschwand brav unter dem Tischtuch, legte sich hin und wartete geduldig auf seine Wurst. Kurz darauf kamen weitere Gäste, die sich an den Nebentisch setzten...es waren die Schmiederer-Eigentümer mit ihrem imposanten Schäferhund. Sogleich entstand ein Gerangel zwischen den Hunden und nur der Strenge der Hundehalter war es zu verdanken, dass die Tiere wieder unter Kontrolle gebracht werden konnten. Astrid ließ Werner dann hinter vorgehaltener Hand wissen, wer die Leute am Nebentisch waren. Das war ein Fehler, Astrid! Werner erhob sich, ging zum Nachbartisch, streckte ihnen die Hand entgegen, um sich ihnen vorzustellen, und verkündete lauthals, dass Schmiederer sein Lieblingsgeschäft sei. Astrid wäre am liebsten zum Hund unter den Tisch gekrochen, so peinlich war ihr das.

Ein anderes Mal, als Astrid ihren Bruder in ein feines Restaurant einlud, fand dort gerade ein Oktoberfest statt. Astrid suchte sich natürlich eines der teuersten Gerichte aus, während Werner sich die Speisekarte besah und sich dann für das Tagesangebot für 10,00 DM entschied: Schweinshaxe mit Sauerkraut. Das brachte Astrid wieder in große Verlegenheit. „Wie kannst du nur so ein billiges Arbeiteressen bestellen?“ rügte sie ihn, „wir haben doch auf unseren guten Ruf zu achten!“ Was ihrer Aufmerksamkeit jedoch entging war die Tatsache, dass die gemütlichen Bayern Astrids freundlichem dicken Bruder mit den kurzen Hosen viel mehr zugetan waren, als seiner vornehmen Schwester.

Einmal besuchten Werner, Dr. Diebl und ich ein österreichisches Fest in der Nähe von Kurts Heimatstadt Altötting. Es war sehr schön, mit wunderbarer Musik und köstlichem Essen in einem Bierzelt, das brechend voll war. An unserem Tisch saßen noch etwa ein Dutzend Deutsche und die Stimmung war bestens. Zwischen Bier- und Essenholen sah sich Werner dann die aufgebauten Stände an und entdeckte einen Spazierstock-Verkäufer. Werner hatte Probleme mit seinem Knie und war schon vorher auf der Suche nach einem Stock gewesen - hier wartete nun genau der richtige auf ihn: mit Whiskyfläschchen und Hupe versehen. So spazierte Werner jetzt mit seinem neuen Stock durch das Bierzelt und hupte, was das Zeug hielt. Dr. Diebl machte ihn darauf aufmerksam, dass die Leute ihn kannten und wahrscheinlich dachten, Werner habe nicht alle Tassen im Schrank. So ein Clown in der Begleitung des Doktors würde keinen guten Eindruck machen. Aber Werner war es ziemlich egal, was sich irgendwelche Leute dachten. Er hatte einfach nur großen Spaß.

Astrid und Kurt pflegten ihre Hunde draußen in der Natur spazieren zu führen. Oft fragten sie uns, ob wir sie denn nicht begleiten wollten. Werner lehnte natürlich jedes Mal ab und blieb lieber zu Hause bei Mutti, der das Gehen auch schwer fiel. Ich aber ging immer gerne mit und genoss die schönen Spaziergänge. Anfänglich hatten wir den herrlich ruhigen Weg durch den Wald, der direkt hinter ihrem Haus lag und zum Inn führte, genommen. Später mieden Astrid und Kurt diesen Weg und erklärten mir, dass sich dort in der Nähe Leute aus dem Balkan angesiedelt hätten, die ihre scharfen Hunde frei herumlaufen ließen. Mit dem Inn verbanden die Diebls auch unangenehme Erinnerungen, da ihr Hund Doni sehr krank wurde, als er einmal daraus getrunken hatte. Dr. Diebl spritzte Doni ein Antibiotikum, woraufhin der Hund tot zusammenbrach. Ich sagte zu Werner, dass Doni wahrscheinlich eine anaphylaktische Reaktion auf das Antibiotikum gezeigt hatte. Mein Werner musste das natürlich gleich den Diebls weitererzählen. Obwohl ihnen der Gedanke, dass sie vielleicht ihren Hund selbst umgebracht hatten, gar nicht gefiel, ließen sie diese Erklärung durchaus gelten.

Bezüglich Doni konnte ich schon vorher einmal meinen großen Mund nicht halten. Mir war aufgefallen, dass der Hund extrem haarte, und in seinem kurzhaarigen Fell bereits kahle Stellen zu sehen waren. Dann achtete ich darauf, was Doni zu fressen bekam. Ich sagte zu Werner, dass meiner Meinung nach die Ernährung mit Salamibrot den Haarausfall verursachte. Werner gab das sofort weiter. Mit einigen bösen Blicken in meine Richtung wurde dann das Futter umgestellt - und das Fell wuchs nach.

Ein Mal erhielten wir einen Brief, in dem uns Astrid sehr aufgeregt erzählte, dass sie beinahe ihren neuen Boxer Pami verloren hätte. Sie waren mit dem Auto unterwegs gewesen, Kurt am Steuer und Astrid mit Pami auf dem Rücksitz, als sie in einen Unfall verwickelt wurden (was in dieser Familie regelmäßig zwei Mal jährlich zu passieren schien). Vom Aufprall noch ganz benommen stiegen Kurt und Astrid aus dem Auto aus und ließen die Türen offen. Pami, von Natur aus schon nervös und feige, sprang in Panik hinaus und raste blind vor Angst in den Wald. Sämtliches Pfeifen und Rufen blieb erfolglos. Als die Dunkelheit hereinbrach, gab man die Suche auf. Astrid ließ einen Aufruf im Radio durchgeben und wenige Tage später meldete sich tatsächlich ein Finder. Es gab eine glückliche Wiedervereinigung. Die verletzte Pfote wurde versorgt und gutes Futter ließ das lange Fasten bald vergessen. Pamis Nerven lagen ein bis zwei Wochen lang völlig blank, aber dann stellte sich die gewohnte Routine 'fressen, schlafen, spazieren gehen' wieder ein.



Dr med Kurt Diebl & „Pami“

Einmal brachte ich für Jenny, dem Boxer nach Doni und vor Pami, ein quietschendes Spielzeug mit. Der Hund zeigte großes Interesse, aber das Quietschen war zu viel für Astrids und Kurts Nerven. Astrid konfiszierte das Spielzeug und sagte, Jenny dürfe nicht damit spielen. Es würde bei der Hündin eine Scheinschwangerschaft auslösen und zu allen möglichen medizinischen Komplikationen führen. Werner und ich mussten lachen, denn die einzigen Komplikationen waren Astrids und Kurts Nerven.

Als Werner und ich einmal die Hauptstraße des Nobelortes Mühldorf entlang spazierten, fiel uns ein wunderschöner deutscher Schäferhund auf. Werner sprach den Besitzer an und erfuhr, dass der Hund bestens ausgebildet war. Wir erhielten eine Kostprobe. Der Mann nahm die Hundeleine ab, befahl dem Hund, sitzen zu bleiben, und verschwand um die Ecke. Der Hund wurde zwar sichtlich nervös, als er sein Herrchen nicht mehr sah, rührte sich aber nicht von der Stelle. Der Mann kam zurück und führte uns noch einige andere Kommandos vor. Wir waren sehr beeindruckt.



Dr med Kurt Diebl & Dr med Werner Diebl

Gelegentlich, und zwar wenn er vom Internat oder später von der Universität zu Hause auf Besuch war, bekamen wir den Sohn von Astrid und Kurt zu sehen, Kurt Werner,

besser bekannt als Wernerli. An diesem Jungen konnten wir eindeutig feststellen, dass Astrid und Kurt hinter unserem Rücken schlecht über uns sprachen. Denn Wernerli konnte uns nicht in die Augen schauen und versuchte immer, uns auszuweichen. Das Kind war noch zu jung, um sich verstellen zu können und war unsicher, wie er sich in Gegenwart von Menschen verhalten sollte, die seine Eltern als Feinde bezeichneten.

Mit zunehmendem Alter, als er dann studierte, konnte er besser mit der Situation umgehen, und sich, allerdings immer nur kurz und in Gegenwart seiner Eltern, mit seinem Onkel Werner unterhalten. Vier Stunden war die längste Zeit, die er mit uns verbrachte. Das war als wir, Wernerli, Werner, Kurt, und ich zum See fuhren, und Astrid mit Mutti zu Hause blieb. Astrid sagte, sie wolle Mutti nicht alleine lassen, aber ich glaube, sie wollte ein bisschen Ruhe von uns haben, weil wir ihr auf die Nerven gingen. Wir vier machten einen schönen Ausflug. Auf der Fahrt zum See ging Kurt etwas aus sich heraus und erzählte, wie die Wilhelms ihm Zeit seiner Ehe das Leben schwer gemacht hatten. So erfuhren wir, dass Mutti in seinen persönlichen Unterlagen im Schreibtisch seiner Praxis herumgewühlt und Melanies Klage wegen Vertragsbruches gefunden hatte, und dass sie daraufhin die Hochzeit absagen und abreisen wollte. Er erzählte von Auseinandersetzungen, die Dr. Wilhelm bei Kurt zu Hause provoziert hatte, und wie er von ihm erniedrigt worden war. Kurt hatte damals deutlich gemacht, dass er es nicht dulde, in seinem eigenen Haus so behandelt zu werden. Daraufhin muss Dr. Wilhelm so wütend geworden sein, dass er seine Sachen packte und zum Bahnhof marschierte. Mutti packte dann ebenfalls ihre Sachen und folgte ihm.

Werner hatte es Dr. Diebl nie vergessen, dass er sich gegen Dr. Wilhelm auf seine Seite gestellt hatte, was bei einem so willensstarken Mann wie Dr. Wilhelm keine Kleinigkeit war. Nach diesem Vorfall wurden Werner und Kurt dicke Freunde. Werner mochte Dr. Diebl sehr gerne und hat immer nur Gutes über ihn zu sagen gehabt.

Nach einer anderen Auseinandersetzung im Haus der Diebls zwischen Dr. Diebl und Dr. Wilhelm konnte Mutti ihren Mann auf dem Weg zum Bahnhof beruhigen und ihn dazu bewegen, zurück zu kommen. Viele Jahre später, als Dr. Wilhelm schon lange tot war, trug Dr. Diebl immer noch eine Menge Frust und Ärger über Dr. Wilhelm in sich. Dr. Diebl ist ein sehr netter, liebenswürdiger, eher passiver Mensch. Jeder, der ihn kennen lernt, schließt ihn ins Herz. Seine Mutter war überzeugte Katholikin gewesen und er hatte sie sehr geliebt. Auch sein Vater war ein sehr ordentlicher Mann gewesen. Ich kannte Kurt von allen unseren Besuchen als freundlich lächelnden, zufriedenen Menschen. Aber im März 1992, als wir zum letzten Mal bei ihm und Astrid waren, machte er einen sehr angespannten Eindruck. Er sprach über das Unrecht, das er seiner Mutter angetan hatte, weil er sich in den Anfangsjahren seiner Ehe nicht gegen das Verhalten Astrids aufgelehnt hatte. Astrid hatte seine Mutter nicht gut behandelt und jetzt, wo sie tot war, gab es keine Möglichkeit mehr, dieses Unrecht wieder gut zu machen. Er sagte, er habe damals seine Mutter für die Liebe zu seiner Frau aufgegeben, aber er frage sich nun, was das wohl für eine Liebe sein kann, für die man seine Mutter aufgibt.

Ich dachte eigentlich, dass Kurt glücklicher sein würde, wenn Charlotte nicht mehr bei ihm und Astrid wohne, aber gerade das Gegenteil schien einzutreten. Traurigerweise verschlechterte sich die bislang so glücklich scheinende Ehe.

Wernerli studierte Medizin. Als wir das letzte Mal aus Mühldorf wegfuhrten, nahm er sich ein paar Stunden von der Universität frei, um seinen Onkel Werner persönlich zu verabschieden. Er holte uns am Münchner Hauptbahnhof von der Regionalbahn ab, lud unser Gepäck auf einen Wagen und begleitete uns zu dem Gleis, wo der Frankfurter Zug stand. Wernerli stieg mit uns ein und unterhielt sich bis kurz vor der Abfahrt angeregt mit seinem Onkel. Auf Grund von Problemen, die weit in die Zeit vor der Geburt Wernerlis reichten, hatte Werner nie besonders viel für seinen Neffen übrig. Viele sagten, dass es Eifersucht war, weil Wernerli ihn verdrängt und ihm die Zuneigung seiner Eltern weggenommen hatte. Als Werner nach Amerika ausgewandert war, hatte er das Gefühl, er sei für Mutti und Vati nun 'aus den Augen - aus dem Sinn' und sie hätten stattdessen all ihre Hoffnungen in Wernerli gesetzt. Folglich war Wernerli ein unschuldiges Opfer, eingezwängt zwischen zwei Generationen, die nie in der Lage waren, ihre Probleme zu lösen.

Bei unserem letzten Besuch in Mühldorf nahm mich Astrid in Bekleidungsgeschäfte mit, die sich in Nebenstrassen des Ortes befanden, und wo ich feststellte, dass wir ganz unterschiedliche Auffassungen von 'guter Kleidung' hatten - ganz besonders, nachdem ich einen Blick auf die Preisschilder geworfen hatte. In meiner Größe wurde nichts angeboten, und ich war in keinem Falle bereit, 200 DM für etwas zu bezahlen, das mir nicht richtig passte. Astrid war ziemlich enttäuscht darüber, dass ich ihre Begeisterung nicht teilen konnte.

Wir wollten auch noch eine handgearbeitete Spitzentischdecke für Edna, die meinen Hund in Pflege hatte, besorgen, die Suche in sämtlichen Geschäften verlief jedoch erfolglos. Schließlich kauften wir eine von Hand bestickte Tischdecke, über die sich Edna dann sehr freute.



Werner & Sandy Wilhelm

Von Astrid bekam ich jedes Mal, wenn ich in Mühldorf war, ein teures Abschiedsgeschenk, z.B. alte, handgearbeitete Engel, oder ein schönes Armband, das Vati einmal Charlotte geschenkt hatte, und beim letzten Mal eine goldene Halskette mit drei Diamanten. Von Mutti bekam ich früher immer 500 DM für Kleidung, womit ich mir einmal ein schönes, wenn auch etwas altmodisches, graues Wollkostüm kaufte. Ich habe es sehr gerne getragen, leider passte es mir dann ein paar Jahre später nicht mehr.

Mutti pflegte Werner das Flugticket zu erstatten, flüsterte ihm aber ins Ohr, Astrid nichts davon zu sagen. Das Geld entnahm sie dem Bündel von Scheinen, das sie von ihrer Rente in der Kommode angespart hatte. Werner nahm es mit ungutem Gefühl an. Einerseits war es ihm nicht recht, ihr persönliches Geld zu nehmen, und andererseits war er voller Ressentiments gegen Mutti und Astrid, weil sie ihm sein gesamtes Erbe von seinem Vater vorenthalten hatten und ihm nun ein paar Krümel zuwarfen, für die er Dankbarkeit hätte zeigen sollen.

Wenn wir zu Besuch waren, redete Mutti ohne Punkt und Komma. Wie bereits erwähnt, gehe ich gerne gegen 23 Uhr zu Bett, auf jeden Fall noch vor Mitternacht, egal wo ich bin. Aber Mutti war bis drei Uhr morgens voll in Fahrt. An einem Abend war ich schrecklich müde. Ich ging ins Bad, schlich in unser Zimmer, zog mein Nachthemd an und legte mich hin. Ungefähr eine halbe Stunde später kam Werner herein, gefolgt von Mutti, die unablässig auf ihn einredete. Werner zog sich bis auf die Unterhose aus und stieg ins Bett. Mutti ignorierte sein innerhalb von fünf Minuten deutlich vernehmbare Schnarchen. Sie redete eifrig weiter. Ich blieb liegen und wartete. Sie musste es doch merken! Nichts dergleichen. Sie fand kein Ende. Es muss etwa eine halbe Stunde vergangen gewesen sein, als ich dann sagte: „Oh Mutti, ich bin so müde!“ Das interessierte sie überhaupt nicht. „Wenn du das nächste Mal kommst, bin ich vielleicht schon tot,“ entgegnete sie, „deshalb müssen wir die Zeit nutzen und uns unterhalten!“ Ich verstand nicht, warum wir nicht zu einer vernünftigen Zeit zu Bett gehen und die Unterhaltung morgens beim Frühstück fortsetzen konnten. Also redete sie weiter, bat mich aber, mich aufzusetzen, während ich ihr zuhörte. Hervorragend! „WERNER!!!“ knurrte ich und sagte zu ihm auf Englisch: „Wach sofort auf!! Wenn ich das hier ertragen muss, stehst du mir gefälligst bei. Wenn du dann von dem Mist genug hast, schickst du sie ja vielleicht zu Bett.“ Werner murmelte irgendetwas wie „Störe mich nicht, ich will schlafen, sei gut zu Mutti, sie ist eine alte Frau, möglicherweise sehen wir sie nie mehr wieder.“ „WERNER!!! Verdammt noch mal, mach was! Diese Frau redet in einer fremden Sprache auf mich ein wie ein Wasserfall und ich verstehe höchstens 15%.“ „SCHNARCH, SCHNARCH!“ war alles, was ich aus Werner herausholen konnte. Wunderbar. Es war nun drei Uhr morgens und die gute Frau hatte in den vergangenen vier Stunden nicht ein Mal abgesetzt, um Luft zu holen. Meine Ohren klingelten vom Schnarchen aus der anderen Ecke von jemandem, der seinen Tiefschlaf genoss. Plötzlich begann sich das Zimmer zu drehen. Dieses Gefühl hatte ich zuletzt erfahren, als ich als Fünfjährige die Mandeln entfernt bekam und ich mit Äther betäubt wurde. Mutti nahm ich bei dieser Karussellfahrt gar nicht mehr wahr. Dann tauchte sie wieder vor mir auf. Sie hatte einen eigenartigen Ausdruck in ihrem Gesicht und stellte mir eine Frage, die ich nicht verstand. Ich bat sie zu wiederholen, was sie mich bereits zwei Mal gefragt hatte. Sie wurde ärgerlich, denn sie bestand ja darauf, dass ich alles verstand. Ich konnte mich auch gar nicht auf ihre Worte konzentrieren, da das sich drehende Zimmer nicht anhielt und mich das sehr ablenkte. Plötzlich steckte sie ihre Finger in meinen Mund und zog an meinen Zähnen. Sie wollte wissen, ob meine Zähne echt waren! WERNER!!! Was nun? Deine Stiefmutter hat ihre Finger in meinem Mund!!! Oh, ich sollte das als Kompliment auffassen, weil sie schon in Vatis Praxis immer großes Interesse an Zähnen gezeigt hatte? Ich sollte mich darüber freuen, dass sie um drei Uhr morgens ihre Finger in meinem

Mund hatte, während die Welt sich um mich herum drehte? Klar! Jeder, dem ich diese Geschichte erzähle, sagt ich hätte kräftig zubeißen sollen.

Nachdem Mutti ihre Finger aus meinem Mund genommen hatte, wurde sie erneut ärgerlich. Denn ich legte mich auf meinem Feldbett hin, schloss die Augen und hoffte inständig, dass sie und ihre Finger nun gehen würden und ich noch ein wenig Schlaf bekam, bevor Astrid zum Frühstück rief. Als sie unser Zimmer endlich steifen Schrittes verließ, konnte ich ihre Gedanken förmlich hören: 'Was hat sich Werner nur für eine unhöfliche Frau ausgesucht, die noch nicht einmal mit einer netten alten Dame, die sich bereits an ihrem Lebensabend befand, ein Gespräch führen will!'

Mutti war eine Lebenskünstlerin und Kämpferin. Sie war sehr intelligent und stand Vati, bis er kurz vor seinem Tod in den Ruhestand ging, tagtäglich in der Praxis zur Seite. Sie redete viel, drückte sich aber gebildet aus. Ich bin davon überzeugt, dass sie unmittelbar nach ihrer Geburt in Rosslau zu reden begonnen hatte, genau so wie sie auch redete, als sie starb. Es war an einem kalten Wintertag im Januar. Astrid saß gerade an Muttis Bett und wie üblich, prasselte ein Wortschwall auf sie ein. Dann hielt Mutti an, um Luft zu holen. Als sie ihren Satz nicht sofort weiterführte, sah sich Astrid ihre Mutter etwas genauer an. Sie war tatsächlich inmitten eines Satzes gestorben! Wie passend.

Mutti wäre ein paar Jahre vorher schon beinahe gestorben. Damals erhielt Werner einen hysterischen Anruf von Astrid. „Mutti stirbt, Mutti stirbt!“ schrie sie am Telefon. Werner befand sich zu jener Zeit gerade inmitten einer Krise mit seinem Pflegeheim und war absolut nicht abkömmlich. Nach einer Woche auf der Intensivstation stabilisierte sich Muttis Zustand. Während ihres Krankenhausaufenthaltes telefonierte Werner häufig mit Mutti. Anfänglich hörte sie sich sehr schwach an, was sich jedoch allmählich besserte. Nach ihrer Entlassung war sie verändert und recht vergesslich. Der Verdacht auf eine Hirnschädigung drängte sich auf. Mit der Zeit wurde es immer schlimmer und ihre ständigen Wiederholungen trieben Kurt zur Verzweiflung. Muttis Tod waren etliche durch ihre Verwirrung und Vergesslichkeit ausgelöste Begebenheiten vorausgegangen, die sehr an Astrids und Kurts Nerven gezehrt hatten. Deshalb nahm Astrid das Ableben ihrer Mutter dann relativ gelassen auf. Es geschah sozusagen zur richtigen Zeit.



Werner flog zu Muttis Beerdigung nach Deutschland. Bedingt durch Probleme mit seinem Pflegeheim traf er in letzter Minute in Frankfurt ein. Er nahm sich einen Mietwagen und fuhr dann im Formel-1-Stil nach Kassel, wo bei seinem Eintreffen die

Beerdigungszeremonie gerade begann. Werner war ziemlich sauer auf Wernerli, weil er ihn nicht vom Frankfurter Flughafen abgeholt hatte.

Exakt zu der Zeit, als diese Beerdigung in Kassel vonstatten ging, ereignete sich etwas Eigenartiges. Ich war zu Hause im blauen Haus in Utica und fragte mich, ob mir Mutti wohl ein Zeichen ihrer weiterlebenden Seele zukommen lassen würde. In dem Moment begann sich der Helium-Ballon, der schon lange regungslos an der Esszimmerdecke hing, zu bewegen. Langsam schwebte er zu mir hin und blieb bei mir stehen. Weder vorher noch nachher hatte sich dieser Luftballon in irgendeine Richtung bewegt. Werner blieb ungefähr eine Woche in Deutschland und erzählte mir dann die Details der feierlichen Beerdigung. Niemand hatte anschließend auch nur ein einziges Mal von Vatis, Muttis, oder sonst jemandes Geld gesprochen. Später tauchte dann ein Schriftstück auf, wonach Astrid gemäß Charlotte Nauels handgeschriebenem Testament Alleinerbin war. Ganz schön gewieft. Aber Astrid wusste nicht, welche Trümpfe sie in der Hand hatte und verspielte: Hätte sie nämlich nach dem Tod des Vaters oder der Mutter mit Werner geteilt, wäre sie nach Werners Ableben eine von Werners Haupterben geworden. Da sie ihn aber um das gesamte Erbe seines Vaters betrogen hatte, schloss Werner sie von seinem Nachlass, der bedeutend größer war, als der seines Vaters oder seiner Stiefmutter, aus. Werner sagte oft, wie sehr sich Astrid verrechnet habe - wäre sie ihm gegenüber ehrlich gewesen, so hätte sie nach Werners Tod viel mehr bekommen, als die beiden Hälften von Vati ausmachten.



Werner Wilhelm bei Dr Wilhelm's Ruhestätte

Mutti war davon überzeugt gewesen, dass es kein Leben nach dem Tod geben könne. Sie muss wohl ziemlich überrascht gewesen sein, als sie den Tod überlebte. So wie wir Mutti kannten, war sie bestimmt gleich wieder auf den Beinen (wenn auch auf Stern-Beinen) und sauste umher. Und das war bestimmt auch das Ende von Vatis Ruhe. (Nachdem Vati am 3. Oktober 1970 gestorben war, ging Mutti anfangs täglich zu seinem Grab. Sie setzte sich auf eine Bank und redete stundenlang unablässig auf das Grab ein, bei Wind und Wetter. Manchmal wurde Astrid von Bekannten angerufen, sie solle Mutti nach Hause holen, damit sie keine Lungenentzündung bekäme. Vati war also dem Redeschwall ausgesetzt, als er in die Ewigkeit einging und dann noch einmal, als Mutti ihm dorthin folgte.)

Bei unserem vorletzten Besuch in Mühldorf hatten wir auf der Rückreise jede Menge Gepäck. Werners Gesundheit war zu der Zeit bereits stark angegriffen, sodass ich das Gepäck alleine bewältigen musste. Wernerli brachte uns glücklicherweise zum Mühldorfer Bahnhof und half uns mit den Koffern. Normalerweise muss man das Gepäck über etliche Stufen zur Unterführung hinuntertragen, durch diesen Tunnel gehen, und am

richtigen Bahnsteig alles wieder über genau so viele Stufen hinaufschleppen. Werner sah mit solch kläglichem Gesichtsausdruck auf diese Stufen, dass ein netter Bahnbeamter Mitleid mit ihm hatte und ihm erlaubte, das Gleis zu überqueren. Jemand öffnete das Waggonfenster und nahm die Gepäckstücke an, die von außen gereicht wurden. Das war eine große Hilfe. Werner war wohl böse auf seine Schwester und ihre Familie, weil sie uns nicht zum Münchner Flughafen gebracht hatten. Nun mussten wir also den Zug nehmen (und für das letzte Stück noch den Bus) und das Gepäck bis zum Flughafen vier Mal hinein- und heraushieven. Ich trug jeweils zwei Koffer ein paar Schritte voraus, setzte sie ab, ging zurück, und holte die nächsten zwei. Als dann alle Koffer etwa drei Meter weiterbewegt waren, fing ich wieder vorne mit den ersten beiden an. Was in den vielen Koffern drin war? Sie werden es nicht glauben...übriggebliebene Hershey Schokolade und Life Savers Bonbons. Ich war ziemlich ärgerlich, als ich herausfand, was ich da durch ganz Deutschland geschleppt hatte. Es war ganz bestimmt keine Kleidung für Werner, denn er trug während des gesamten Aufenthaltes immer das Gleiche - wie eine Uniform. (Als Geist behielt er übrigens denselben Standard. Jeder sieht ihn in denselben Kleidern - ein blau-weiß kariertes Hemd mit feinen roten Streifen, dunkle kurze Hose und Sandalen. Aber es wird vielleicht doch noch besser, dort drüben, denn heute sah ich ihn sogar mit einem blau-weißen Nadelstreifen-Sakko, dunkelblauer langer Hose und Socken, jedoch immer noch in seinen geliebten Sandalen.)

Als wir am Flughafen aus dem Bus ausstiegen, war Werner schon völlig mitgenommen und nicht mehr weiter belastbar. Ich sah mich um und ein unangenehmes Gefühl beschlich mich: der Flughafen war voller Polizisten mit Maschinengewehren. Aber ich verstand, denn Werners Schwester hatte uns erzählt, dass vor nicht allzu langer Zeit am Oktoberfest in München ein Bombenanschlag verübt worden war. Ich suchte verzweifelt nach einem Rollstuhl oder auch nur einem Gepäckwagen, irgendetwas wo ich Werner hineinsetzen konnte, wie sein Neffe das gemacht hat. (Wernerli ließ Werner auf einen Gepäckwagen aufsteigen und schob ihn damit wie mit einem Einkaufswagen in Windeseile zum Zug.) Werner saß auf dem Bordstein während ich suchte, und dann entdeckte ich einen Rollstuhl. Ich schmiss Werner hinein, stapelte das Gepäck auf ihn drauf (hoffend, dass er noch genügend Luft bekam), und los ging es zum Abflug-Gate. Werner saß zwar in einem Rollstuhl, aber das versetzte ihn in keiner Weise in eine nachteilige Position, was das Argumentieren betraf. Er glänzte in der lauten Auseinandersetzung mit dem Sicherheitspersonal, weil sein Film durchleuchtet werden sollte. Eine sture Deutsche mit großer Klappe gegen einen sturen Deutschen mit großer Klappe. Aber ich kann Ihnen versichern: niemand hat jemals einen Schrei-Wettbewerb gegen Werner gewonnen. Und diese widerliche Sicherheitsangestellte auch nicht. Die Frau hatte am Ende Tränen in den Augen. Ich war mit den Nerven völlig am Ende und hatte auch Tränen in den Augen, weil mir die Situation so peinlich war. Aber das war eigentlich normal und passierte immer, wenn Werner aufgebracht war. SEHR VIEL später fand ich einige dieser Episoden dann doch witzig.

Das größte Fiasko veranstaltete Werner einmal vor dem Abflug am Zoll, als er eine unzählige Menge schnapsgefüllter Pralinen bei sich hatte (beste deutsche Schokolade). Man sagte ihm, dass er diese Pralinen wegen der Füllung nicht mit an Bord nehmen dürfe. Werner präsentierte einen Wutanfall, mit dem er einem Fünfjährigen Konkurrenz hätte machen können. Rotes Gesicht und Geschrei, alles was dazu gehört. Aber das

Personal gab nicht nach. „Die Maschine ist abflugbereit - wenn Sie mitfliegen wollen, müssen Sie die Pralinen abgeben!“ erklärte man ihm. „Ich soll euch fetten Schweinen die Schokolade zum Essen hier lassen? Die Hölle werde ich tun!“ brüllte Werner, riss die Schachteln kaputt, warf alles auf den Teppichboden, trampelte darauf herum und hinterließ eine klebrige Schweinerei. Das war nun wirklich zu viel des Guten. Werner wurde vor die klare Wahl gestellt, den Boden zu säubern oder verhaftet zu werden. „Ich bin zu dick - ich kann mich nicht bücken und sauber machen,“ erwiderte Werner. „Pech! Entweder Sie machen sauber, oder wir lassen Sie abholen!“ Also putzte Werner. Und ich musste mir ungefähr einen Monat lang Beschimpfungen anhören...weil ich nicht dort war, und für meinen süßen kleinen Fünfjährigen sauber gemacht habe. Ich war nicht dabei, ich bekam nur die Information aus erster Hand.

Astrid wohnt am komfortabelsten von allen, die ich in Deutschland kenne, außer dass die Heizung abends um neun Uhr ausgeht. Im Wohnzimmer und im Bad stehen fast jeden Tag die schönen großen Fenster offen, was für viel frische Luft im Haus sorgt. Da es in Deutschland nicht so viele Insekten gibt wie in Amerika, sind keine Fliegengitter installiert. Ich habe aber nicht eine einzige Mücke gesehen und auch keine anderen Insekten - mit einer Ausnahme: in einem Jahr gab es ganz besonders viele Bienen. Da kam dann die Fliegenklatsche zum Einsatz. Es war schon erstaunlich, wie zielsicher diese gehandhabt wurde. Sie erwischten sie immer, Übung macht den Meister. Werner konnte nicht begreifen, wie wegen jeder einzelnen Biene immer wieder aufs Neue emotional so viel Aufhebens gemacht werden konnte. Für mich war es eine angenehme Abwechslung. Wernerli zog jedes Mal die beste Show ab. Er liebte es, eine Biene als erster zu entdecken und zu erledigen.

Bei einem von Werners Deutschland-Besuchen, die er ohne mich machte, gab ihm Kurt ein Spezial-Weizenkeim-Müsli zum Abnehmen. Dieses sollte an Stelle einer Mahlzeit gegessen werden, es machte satt, hatte wenig Kalorien, kein Cholesterin und kein Fett. Bei der Zollkontrolle wollte man Werner dieses Müsli wegnehmen, da die Einfuhr von Agrarprodukten verboten ist. Werner bettelte und flehte den Beamten an, es aus gesundheitlichen Gründen mitnehmen zu dürfen. Er legte dar, dass er 130 Kilo wog und unbedingt abnehmen müsse. Der Beamte ließ sich erweichen. Aber Werner schien nicht besonders viel von dem Zeug gehalten zu haben, denn als er neun Jahre später starb, warf ich die Schachtel weg, die noch dreiviertel voll war.

Mutti schrieb uns jedes Jahr (bis sie dann zu alt wurde) zur Vorweihnachtszeit einen Brief, in dem stand: 'Advent, Advent, ein Lichtlein brennt, ...dann steht das Christkind vor der Tür'. Ich fand den Spruch so nett. Werner erzählte, dass Mutti immer einen Adventskranz gebastelt hatte und es dann jeden Sonntag bei Kerzenlicht Kaffee und Kuchen gab. In den letzten zwei Jahren seines Lebens bat er mich, dasselbe zu tun. 1991 war ich zu beschäftigt, krank, und von meiner Chemotherapie mitgenommen, aber 1992 band ich ihm einen schönen Kranz mit Engeln, die sich aufgrund der Hitze von den brennenden Kerzen drehten. Es gefiel ihm sehr gut. Er kochte Tee für uns und servierte einen Kuchen, den er in der Tiefkühltruhe gehabt hatte. Anschließend gab es Morgan David Wein. Das war einer der schönsten feierlichen Anlässe, die er uns in den vielen gemeinsamen Jahren geboten hatte.

Kurt und Astrid gingen fast nirgendwo ohne ihren Hund hin. Manchmal schmuggelten sie ihn sogar in das Nervenkrankenhaus, wenn sie Kurts Patienten besuchten. Natürlich war er auch bei unseren Wochenend-Ausflügen dabei. Auf dem Heimweg kehrten wir immer in ein nettes Gasthaus auf ein Sonntagsmahl ein. Alle Hunde, die Astrid und Kurt besaßen, waren gut erzogen und legten sich sofort unter den Tisch. Obwohl der Hund weder zu hören noch unter dem Tischtuch zu sehen war, brachte der Wirt nach unserem Essen meistens noch ein Stück Extrawurst, das dann auch unter dem Tischtuch verschwand.

Ich liebte es, Sonntag nachmittags in der Gaststätte zu sitzen und zu beobachten, wie am Stammtisch bei Unmengen von Bier Skat gespielt wurde. Da herrschte so viel Enthusiasmus. Die Karten wurden mit Wucht auf den Tisch geknallt und der Spielverlauf löste starke emotionale Reaktionen aus.

Bei meinem ersten Besuch in Mühldorf wurde davon gesprochen, dass Werner dem Onkel von Kurt zu großem Dank verpflichtet war. Kurz bevor Edgar starb, hatte er in der Zeitung die Mitteilung gefunden, dass die Frist zur Beantragung von Reparationszahlungen für verlorenes Eigentum in der Ostzone bald ablief. Sofort rief er Kurt an und bat ihn, Werner in Amerika zu kontaktieren, damit die Ansprüche schleunigst geltend gemacht würden. Werner reichte unverzüglich und gerade noch rechtzeitig einen allgemeinen Antrag auf Entschädigung ein und erhielt in den darauffolgenden Jahren mehr als 300.000 Dollar. Dafür war er Onkel Edgar äußerst dankbar. Wir waren sehr traurig, dass wir ihn nicht mehr lebend antrafen, als wir das nächste Mal nach Deutschland reisten. Alle, die ihn kannten, stimmten darin überein, dass Onkel Edgar ein sehr guter Mensch gewesen war.

Werner und das Telefon: Astrid tat alles, was in ihren Kräften stand, Werner von ihrem Telefon fernzuhalten. Sie erklärte, dass es ein Geschäftstelefon sei, und das Finanzamt rebellieren würde, wenn Hunderte von D-Mark für Gespräche nach Amerika auf der Abrechnung erschienen. Also ging Werner zum Mühldorfer Postamt und telefonierte in Ruhe von dort. Aber manchmal wartete er, bis Astrid und Kurt zur Visite ins Krankenhaus führen, schlich sich dann in die Praxis hinunter und wählte Amerika an - hauptsächlich die Pflegeheime. Er ließ sich bei diesen Gesprächen viel Zeit. Ich habe eine herrliche Aufnahme von ihm gemacht, wie er da saß und gegen den Himmel blickte, während der Zähler raste. Bei Nahgesprächen liefen die Einheiten ganz langsam KLICK.....KLICK.....KLICK. Aber bei Amerika-Gesprächen ging es KLICKKLICKKLICKKLICK!!! Zu gerne hätte ich Astrids Gesicht gesehen, wenn die Rechnung ins Haus flatterte, oder, noch besser, wenn sie nach Hause gekommen wäre und diesen Zähler klicken gehört hätte. Ich wette, sie hätte ihren lieben kleinen Shorts-Sandalen-Bruder gezwungen, die Telefonrechnung zu schlucken.



Astrid, Charlotte, Dr Kurt Diebl & Werner Wilhelm

Astrid und Kurt haben hinter der Praxis einen kleinen aber sehr schönen Hof. Er grenzt an der einen Seite an die über 500 Jahre alte Katharinenkirche, an der anderen Seite an das Nachbargrundstück, und schließt hinten mit einem Eisenzaun und einem Tor ab. Oft stellen sie Tisch und Stühle auf und essen draußen. Wir haben dort wunderbare Nachmittage genossen.

Für formelle Anlässe wird der Salon in der ersten Etage als Esszimmer benutzt. Er liegt auf der gleichen Ebene wie die Praxis und wird wegen der Patienten abgeschlossen. In diesem Raum befinden sich Astrids wertvollste Dinge: Möbel, Meißener Porzellan, Silber, und auch die silbernen Instrumente aus der Praxis von Astrids Vater. Nur einige Male im Jahr, zu besonderen Anlässen, wird in diesem Raum gespeist. Ein Teil des Porzellans ist so wertvoll, dass Astrid es gar nicht benutzt. Am Boden liegen die echten Teppiche, die ihr Vater des Nachts über die deutsch-deutsche Grenze getragen hatte. Außerdem gibt es dort unbezahlbare mittelalterliche Statuen und Gemälde, die eine katholische Nonne aus der Kirche entwendet und Astrid gegeben hat.

Astrid ist eine mustergültige Hausfrau. Ihr Haus ist stets ordentlich und sauber. Das meiste macht sie selbst, zum Teil engagiert sie eine Praxishilfe. Sie liebt exquisiten Porzellan, feine Bestecke und edle Sammelobjekte, und bewahrt alles fein säuberlich in Vitrinen und anderen Schränken auf.

Unter Kurt Diebls Patienten gab es viele, die von Geburt her psychisch krank waren, und einige davon stellten sogar eine Bedrohung für ihn und seine Familie dar, besonders die Patienten mit paranoider Schizophrenie. Manchmal hatte selbst Kurt, der sich nicht schnell fürchtet, Angst. Er erzählte von einem Patienten, der so böse war, dass man meinte, dem Teufel persönlich gegenüber zu stehen. Das Satanische blitzte buchstäblich aus seinen Augen. Und wegen Patienten wie diesem gibt es in Kurts Wohnung geladene Schusswaffen, von denen der friedliebende Kurt jedoch hofft, sie niemals benutzen zu müssen.

In all den Jahren seiner Ehe mit Astrid habe ich nie gehört, dass irgendjemand ein schlechtes Wort über Kurt gesprochen hätte. Niemand...außer mir. Was ich nämlich nicht begreife ist, wie ein Psychiater, der weiß, wie Arglist und Täuschung über eine lange Zeit hinweg einen Menschen halb auffressen können, es tolerierte, dass seine Frau Werner und ihren Onkel Kurt so betrog. Jedes Mal, wenn wir zu Besuch kamen, war Astrid schrecklich angespannt und nervös. Besonders als ich das erste Mal mitkam, lebte sie in Panik, ob ich sie vielleicht auf das ihrem Bruder zustehende Erbe ansprechen

würde. Werner hätte zwar ganz gern eine Konfrontation gesehen, aber ich machte ihm klar, dass es sich hier um eine Sache zwischen ihm und seiner Schwester handle, die aus einer Zeit lange bevor wir uns kennen lernten stammte und ich mich nicht einmischen wolle.

Im Rückblick denke ich nun, dass es wahrscheinlich doch besser gewesen wäre, wenn ich diese Angelegenheit damals bei meinem ersten Besuch im Jahre 1980 angesprochen hätte. Dann wäre die Sache zur Klärung auf den Tisch gekommen und man hätte eine Lösung suchen müssen. Anschließend hätten Werner und seine Schwester einander viel mehr genießen können, ohne dass die Sache ständig an ihren Herzen nagte. Wenn sie sich allerdings geweigert hätte, ihrem Bruder etwas zu geben, hätte es auch das Ende Werners Beziehung zu Astrid und Mutti bedeuten können. Genau dieses Risiko wollte er nie eingehen, da er emotional stark an die beiden gebunden war.

Einmal fuhr Kurt mit Werner und mir zu einem berühmten Ausflugsort in Österreich. Wir besichtigten die dortige 500 Jahre alte katholische Kirche, deren Inneres für alle, unabhängig von der Religion, überwältigend ist. Das Fotografieren in der Kirche war verboten, man konnte sich jedoch in den benachbarten kleinen Geschäften Ansichtspostkarten kaufen. Ich hätte schrecklich gerne ein Bild von einem etwa 1m großen Teufel gehabt, der Teil der 500 Jahre alten Wandmalerei war. Es war der glücklichste und freundlichste Teufel, den ich je gesehen hatte, ganz anders als die uns bekannten Darstellungen. Er sah kindlich aus und hatte einen süßen Gesichtsausdruck. Diesem kleinen Kerl wäre ich überall hin gefolgt! Leider gab es davon keine Postkarte und die Kirche war geschlossen, als wir aus den Geschäften kamen. Nächstes Mal werde ich sicherlich mit einem Bild von diesem kleinen Kerl nach Hause kommen.

Bei einem anderen Ausflug nach Österreich bog Kurt plötzlich in eine Nebenstraße und hielt vor einer unauffälligen Kapelle. Wir stiegen aus und gingen in das kleine bescheidene Gebäude. Werner erklärte mir, dass vor vielen Jahren das 'Stille Nacht, heilige Nacht' in dieser Kirche komponiert und gesungen worden war. Die Sage geht, dass dieses Weihnachtslied entstand, weil eine Maus die Saiten der Orgel angeknabbert hatte und man ein Lied für den Heiligen Abend brauchte.

Mehrmals besuchten wir die St. Bartholomä Kapelle am Wolfgangsee. Diese Gegend, in der der deutsche Adel im 13. Jahrhundert die Jagd abzuhalten pflegte, ist für ihre Schönheit berühmt.

Einer unserer Ausflüge führte uns auch an Salzburg vorbei. Kurt erklärte uns, dass Salzburg von den Angriffen Napoleons verschont geblieben war, weil die Stadt abgelegen und nicht sichtbar von der Fernverkehrsstraße liegt. Wir fuhren daran vorbei und man konnte tatsächlich nicht ahnen, dass da eine Stadt war.

Während unserer Aufenthalte in Mühlendorf lud mich Astrid einige Male in ein rustikales Gasthaus oder in eine Eisdiele ein. Sie gab sich große Mühe, mir den Besuch so angenehm wie möglich zu machen. Wenn diese gestohlene Erbschaft nicht so bedrohlich zwischen uns gestanden wäre, hätten wir wirklich wunderbare Tage verbracht. Aber alle saßen wie auf einer Zeitbombe in der Befürchtung, das Thema Erbschaft könne jeden

Moment explodieren. Werner war sehr verletzt und konnte seine Enttäuschung schlecht verbergen.

Einmal führte mich Astrid in ein Museum, das in einem der Türme untergebracht war. Es faszinierte mich, denn die ausgestellten Gemälde und Artefakte waren uralt und sehr gut erhalten.

Werner und ich gingen bei jedem Besuch zum Beten in die Katharinenkirche, die direkt an Dr. Diebls Haus angrenzt. Inzwischen ist diese Kirche geschlossen, es finden keine Gottesdienste mehr statt und das Hauptschiff ist mit einem Eisengitter abgeriegelt. Dr. Diebl ging auch ab und zu für ein Gebet in diese Kirche. Bei der Heiligen Messe ließ er sich aber niemals blicken, weil er sonst mehr als 10.000 Dollar Kirchensteuer hätte zahlen müssen, wogegen Astrid sich sträubte. Als Astrid und Kurt von Werners Tod erfuhren, ließen sie dort eine Messe für ihn lesen. Diese Geste freute mich sehr, weil uns diese Kirche viel bedeutete. Jedes Jahr zu Werners Todestag organisierten Astrid, Kurt und Wernerli einen weiteren Gedenkgottesdienst.

Alle unsere Deutschland-Reisen führten uns zuerst zu Astrid, besonders als Mutti noch lebte, denn Werner hing sehr an Charlotte, ob er es sich selbst gegenüber zugab oder nicht. Und er liebte Astrid. Beide überschütteten ihn mit Aufmerksamkeit und Zuwendung und Werner aalte sich darin. In ihrer Gegenwart wurde er wie ein kleiner Junge. Diese beiden Frauen hatten eine umwerfende Macht über ihn. Mit größtem Erstaunen beobachtete ich, wie sich dieser sonst so starke und entschlossene Mann beim Betreten jenes Hauses regelmäßig in einen fünfjährigen Jungen verwandelte. Wenn sie ihm zu nahe traten, begann er zu schreien und führte sich mit seinen Wutanfällen ebenfalls auf wie ein Fünfjähriger. Die beiden Frauen brüllten dann zurück und wir Nicht-Wilhelms standen diesem Geschrei, bei dem keiner den anderen zu hören schien, fassungslos gegenüber.

Nach vier bis fünf Tagen hatte man genug von uns. Astrid bekam dann eine schlimme Migräne und litt schrecklich. Dies signalisierte Werner, dass es nun an der Zeit war, uns zu verabschieden. Wir fuhren dann meist für ein paar Tage (nach dem Fall der Mauer für eine ganze Woche) nach Ostdeutschland. Wir informierten Astrid jedes Mal über unsere Einreise in den Osten und die geplante Ausreise, damit sie etwas unternehmen konnte, falls wir festgehalten würden. Einmal vergaßen wir, sie noch vom Westen aus anzurufen. Wir fanden gleich hinter der Grenze in Ost-Berlin eine lange Reihe von 12 oder mehr Telefonzellen. Nachdem Werner in sieben versucht hatte, zu Astrid durchzukommen, gab er verärgert auf und wir setzten unsere Reise fort. Der Hintergrund der erfolglosen Anrufversuche war der, dass man nur dann vom Osten in den Westen und umgekehrt telefonieren konnte, wenn ein Staatsbeamter zum Mithören des Gespräches zur Verfügung stand. Wenn Werner von zu Hause nach Ostdeutschland anrief, kam er gelegentlich durch, wenn es bei uns halb fünf Uhr morgens war.

Onkel Kurt wohnte im Osten, in Derenburg am Harz, Halberstrasse 11. Er holte uns fast jedes Mal an der Grenze ab und machte mit uns eine geführte Reise durch die kommunistische Zone. Kurt war ein aufgeschlossener, fröhlicher und sehr

zuvorkommender Mensch. Er liebte das Reisen, ganz besonders, wenn er Begleitung hatte. Als wir das erste Mal in der DDR waren, durften wir uns nur einen Tag lang dort aufhalten und mussten das Land vor Mitternacht verlassen. Wir waren mit Kurt im Bahnhofsrestaurant verabredet, wo wir uns stundenlang unterhielten, aßen und das Zusammensein genossen. Für mich war es etwas schwierig, da ich zu jener Zeit fast gar kein Deutsch verstand und Werner nur sehr widerwillig übersetzte. (Er war sogar stolz darauf, dass ich mir im Laufe der Zeit ohne seine Hilfe vieles selbst beigebracht hatte.) Zu diesem Treffen in Ost-Berlin hatte Werner die Einreisroute über Bebra, Eisenach und Erfurt gewählt, da diese Bahnstrecke durch Werners alte Heimat führte und er im Vorbeifahren wenigstens ein wenig von der Weimarer Gegend sehen konnte, in der er aufgewachsen war.

Bei unserem zweiten Besuch war Werner etwas mutiger und beantragte einen zweitägigen Aufenthalt für uns in der DDR. Es wurde genehmigt. Erst bat er um eine Einreisegenehmigung zur Leipziger Messe, weil er dies für einen plausiblen Grund hielt, aber mit gelangweiltem Gesichtsausdruck machte man ihn darauf aufmerksam, dass die Messe bereits vorbei war. Werner verschluckte seinen Kaugummi. Dann bat er um eine Einreisegenehmigung für zwei Tage. Werner hatte ein mulmiges Gefühl, weil er ja damals unter Beschuss um vier Uhr morgens aus der DDR geflüchtet war, und seitdem ein Haftbefehl gegen ihn existierte. Doch die Sehnsucht nach seiner Heimat besiegte sowohl seine als auch meine Angst, und wir wagten es. Bald stellten wir fest, dass die Kommunisten kein großes Interesse an Werner zeigten. Er bedeutete keine Gefahr für sie, sondern war nur ein dicker Amerikaner mit den Taschen voller Westgeld, das der jämmerlichen Wirtschaft mehr als willkommen war.

Onkel Kurt gab uns 100 Ostmark für die zwei Tage, die wir in der DDR waren. An beiden Tagen verbrachten wir die meiste Zeit im Zug, weil Werner sich so seine alte Heimat am besten ansehen konnte. Die ostdeutsche Bahn verfügte auch über einen Speisewagen, wo man gut essen konnte. Werner pendelte unzählige Male zwischen dem Speisewagen und unserem Abteil hin und her und brachte Unmengen von köstlichen Dingen mit. Am Ende des zweiten Tages waren wir so vollgeessen, dass absolut nichts mehr ging - Werner sagte schmunzelnd, ihm sei schon schlecht von dem vielen Essen. Als wir die DDR verließen, hatten wir noch fast die Hälfte des Geldes von Onkel Kurt übrig. Von dieser Reise gibt es noch eine nette kleine Geschichte: Im Speisewagen stand eine Theke mit Stühlen. Dort saßen vier junge Ostdeutsche, die reichlich tranken, und wenn Werner etwas für uns holte, wie Milch, Knabberzeug, ein Wiener Schnitzel, usw., musste er immer an diesen jungen Männern vorbeigehen. Eigenartigerweise wurden sie jedes Mal höllisch laut, wenn Werner seine Bestellung abgegeben hatte und beruhigten sich dann, bis er wieder zurück kam. Gegen Ende unserer Bahnfahrt sprach Werner die jungen Männer an, weil er wissen wollte, weswegen sie denn so in Aufruhr gewesen seien. Da erfuhr er, dass sie so viel Spaß damit hatten, Wetten abzuschließen, was Werner denn wohl als nächstes bestellen würde. Einer der Männer überreichte Werner einen Zehnmark-Schein und sagte, er habe bei diesen Wetten viel Geld gewonnen und wolle ihm hiermit etwas davon abgeben.

Ein anderes Mal verbrachten wir ungefähr eine Woche in der DDR und fuhren im Zug mit Onkel Kurt von Ost-Berlin nach Weimar. Werner war müde und stopfte unser Hab und Gut nachlässig auf die Gepäckablage über uns. Dann lümmelte er sich auf den Sitz. In einer Kurve kurz vor Weimar machte der Zug einen Ruck und Werners große Thermoskanne kam angefliegen. Um ein Haar hätte sie einen jungen Ostdeutschen am Kopf getroffen. Die ostdeutschen Fahrgäste hatten uns anhand der Kleidung bereits als Amerikaner identifiziert und als die Thermoskanne angefliegen kam, sagte der beinahe getroffene Mann: „Hilfe, eine Bombe aus Wien!“ Seine mitfahrenden Freunde brachen in Gelächter aus. Ich fand es bemerkenswert, dass da die Angst vor einem Angriff der Österreicher herrschte, denn wir im Westen halten uns doch für friedliebende Menschen und hatten eigentlich nur Angst vor einem Angriff der Russen.

Wir verbrachten ein paar Tage in Bad Kostritz, einem wunderschönen ostdeutschen Erholungsort, eine Haltestelle nach Naumburg. Das dortige Hotel gefiel mir am besten von allen, die ich in der DDR kennen gelernt habe. Leider konnten wir nur ein einziges Mal in diesem Hotel wohnen, weil es anschließend für Amerikaner nicht mehr zugelassen war. Ich hätte so gerne wieder dort gewohnt, aber Werner konnte sich überhaupt nicht dafür begeistern, weil wir vom Bahnhof anderthalb Kilometer zu Fuß dorthin gehen mussten. Mich bezauberte dieses Hotel mit seiner Romantik. Bad Kostritz war früher, zur Zeit von Werners Eltern, ein sehr berühmter Kurort (Werners Eltern hatten ihre Hochzeitsreise dorthin gemacht). Das Hotel liegt in diesem malerischen Ort an einem Fluss und der Fußweg zum Bahnhof führt durch einen wunderschönen Tierpark. Das Hotel hieß Hotel Forwards. Da das Telefon am Bahnhof nicht funktionierte, konnte Werner kein Taxi anrufen, und wenn wir eines gerufen hätten, wäre es wahrscheinlich gar nicht gekommen. So unzuverlässig war alles in Ostdeutschland. Sie erinnern sich bestimmt an die Geschichte, als Werner das gestörte Telefon mehrere Tage hintereinander erfolglos dem Bahnhofsvorsteher meldete, und seine Kusine ihm dann erklärte, dass das Telefon zwar schon etwa ein halbes Jahr nicht funktionierte, aber eine Reparatur sinnlos war, weil kaum jemand in der DDR ein Telefon besaß. Und dass der Taxifahrer gegenüber vom Bahnhof wohnte und man ihn dort persönlich aufsuchen musste.

Im Hotel Forwards gab es einige recht moderne westliche Schallplatten, zu denen die jungen Leute ausgelassen tanzten. Sie liebten diese englischen Lieder und sangen begeistert mit. Am besten kam das Lied 'High, high, high society' an. Werner und ich mussten schmunzeln. Diese jungen Leute lebten in der DDR und konnten sich bestimmt nicht vorstellen, was 'high society' bedeutete.

Wir nahmen dann den Bus nach Naumburg anstelle der Bahn. Die Fahrkarten kosteten weniger und Werner wollte unterwegs einen anderen Ausblick genießen, wo er nun endlich wieder einmal an der Geburtsstätte der Wilhelms war. Werner bestand darauf, meinen Reisepass in seine Obhut zu nehmen, da er sichergehen wollte, dass ich ihn nicht verlor. Nach einer kurzweiligen Fahrt auf der wir uns mit dem Busfahrer und einigen der Fahrgäste unterhalten hatten, stiegen wir in Naumburg aus. Wir besuchten Tante Martha und verbrachten den ganzen Tag bei ihr. Als wir uns dann auf den Weg zum Zug nach Bad Kostritz aufmachten, stellte Werner fest, dass er seine Aktentasche inklusive der

Reisepässe verloren hatte! Da standen wir nun mitten in der DDR - ohne Pässe! Kurt Bamberg, Werners Cousin, fuhr zur örtlichen Polizeidienststelle und meldete den Verlust der Aktentasche samt Reisepässen. Ich stand Todesängste aus, denn das Allerletzte, was ein Ausländer in einem kommunistischen Staat braucht, ist die Aufmerksamkeit der Behörden. Und noch dazu, wenn man das Land vorher verbotenerweise unter Beschuss verlassen hatte und ein Haftbefehl ausstand. Zu unserer großen Erleichterung erfuhren wir von der Polizei, dass sich der Finder gemeldet und Namen und Anschrift hinterlassen hatte. Mittlerweile war es 23 Uhr. Wir hatten keine andere Wahl, als nach Hause zu fahren und den Finder am folgenden Tag aufzusuchen. (Der Mann hatte die Tasche festgehalten, um von den reichen Amerikanern einen schönen Finderlohn zu kassieren. Werner gab ihm 50 Dollar und zu Weihnachten schickten wir ihm ein Päckchen.)

In rasanter Fahrt brachte uns Kurt zum Bahnhof, da der letzte Zug in wenigen Minuten abfuhr. Gerade als wir den Bahnsteig erreichten, setzte sich der Zug in Bewegung. „Schnell! Spring auf!“ rief Werner mir zu und machte einen großen Satz auf die Metalltreppe. Er hielt sich am Geländer fest und ich hatte somit gar keinen Platz, ihm zu folgen. Ich hatte unheimlich große Angst, wollte aber auch nicht am Bahnhof zurückbleiben. Ich hielt den Atem an und sprang auf den sich allmählich schneller bewegenden Zug. Glücklicherweise hatte Werner inzwischen Platz gemacht, sodass ich sicher in das Innere des Zuges klettern konnte. Uff!!

Endlich im Zug, sahen wir uns vor das nächste Problem gestellt. Ohne Aktentasche keine Fahrkarten. „Macht euch keine Sorgen,“ sagte Kusine Andrea, „auf diesem Stück wird nicht kontrolliert, der Schaffner kommt erst kurz vor Jena.“ Und wir wurden auch tatsächlich zwischen Naumburg und Bad Kostritz nicht nach unseren Fahrkarten gefragt. In Westdeutschland wäre das anders gewesen!

Als wir später ein Mal nach Jena fuhren, sah ich Andreas Behauptung bestätigt. Erst zwischen Jena und Gera schien der Schaffner zum ersten Mal aus dem Nichts aufzutauchen. Eine Frau hatte weder Fahrkarte noch Geld bei sich und wurde am nächsten Bahnhof unter viel Geschrei hinausbefördert. Als der Zug wieder anfuhr, stand sie am Bahnsteig und schimpfte immer noch aus Leibeskräften. Ich wette, dass sie dann in den nächsten Zug einstieg und ihre Gratisfahrt fortsetzte.

Da fällt mir noch ein anderes Bahn-Erlebnis ein, nämlich als wir aus der DDR kommend in den Zug nach Westdeutschland umstiegen. Werner war gerade dabei, das Gepäck in den Zug einzuladen. Bekanntlich halten sich deutsche Züge unbeirrbar pünktlich an den Fahrplan, und sobald der Minutenzeiger auf zwölf stand, setzte sich der Zug in Bewegung - ohne uns, aber mit der Hälfte unseres Gepäcks. Werner schrie so laut er nur konnte und der Schaffner warf unser Gepäck aus dem fahrenden Zug. Werner trug das mit Fassung und sagte zu mir „Ich habe dir ja gesagt, dass die deutsche Bahn die Abfahrtszeiten auf die Minute genau einhält.“ Ich durfte dann die verstreuten Gepäckstücke einsammeln. „Sch...!“ sagte er, „das wäre so eine gute Verbindung gewesen - wegen diesem dummen Gepäck haben wir es nicht geschafft.“ (Tja Werner, wenn du nicht zehn Koffer voller Schokolade, Kakao und Kaffee gehabt hättest, wäre es zu schaffen gewesen.)

Die deutsch-deutsche Grenze zu überqueren war jedes Mal ein furchterregendes Erlebnis. Bei der Ausreise aus der DDR kamen wir immer nach Mitternacht am Grenzübergang an. Wir dösten, befanden uns in einer Art Halbschlaf. Der Zug wurde langsamer, hielt und war innerhalb von Sekunden hellerleuchtet. Es war blendend weißes Licht, wie man sich nach der Bibelbeschreibung die Engel vorstellt. Aber glauben Sie mir, diese ostdeutschen Kommunisten waren alles andere als Engel! Sie stürmten herein und durchkämmten den gesamten Zug. Mit Taschenlampen leuchteten sie sogar die Unterseite der Waggons nach Flüchtlingen aus. Vielen Menschen gelang die Flucht aus der DDR ja auch. Die dicken Bertas unter den Grenzbeamten sagten allen, die sich zu widersetzen versuchten, den Kampf an. Diese Frauen waren absolut ohne Reiz und Charme. Man verhielt sich am besten ganz ruhig und vermied damit die Gefahr, in Haft genommen zu werden. Sie schoben die Koffer auf der Gepäckablage von unten hoch, um festzustellen wie schwer sie waren und wählten zu öffnende Gepäckstücke ganz nach Lust und Laune aus. Am meisten schikanierten sie die Ostdeutschen, nicht so sehr die Fahrgäste aus dem Westen. Aber Charlotte Nauel Wilhelm legte sich mit ihnen an, als sie ihre mitgeführte, 'kostbare' ostdeutsche Währung abgeben sollte. „Ha! Euer Geld ist überhaupt nichts wert - es ist noch nicht einmal so viel wert, wie das Papier, auf dem es gedruckt ist!“ sagte sie zu der Grenzbeamtin, von der sie sich nicht einschüchtern ließ, da sie selbst genauso kräftig gebaut war. Die Familie Wilhelm versuchte Charlotte zu beruhigen, da niemand Lust hatte, Charlotte aus dem Gefängnis auszulösen. Die dicke Berta sagte zu Charlotte, sie könne das Geld entweder für Souvenirs ausgeben, oder aber in einen Umschlag stecken, und diesen mit einer DDR Adresse versehen. „Ha! Eure Souvenirs könnt Ihr behalten und wenn ich das Geld in einen Umschlag stecke, landet es ungeachtet der Anschrift sicherlich in euren diebischen Taschen!“ entgegnete Mutti. Wie durch ein Wunder kam Mutti ohne den Umweg über den Knast davon.

Werner bekam an der Grenze immer Angst. Er sagte zu mir, dass wir unter den vielen anderen Leuten im Zug sicherer seien, als wenn wir die Grenze alleine im Auto überquerten. Rudi bekräftigte das, denn als er ein Mal in die DDR fuhr, sperrte man ihn mit seinem Auto über fünf Stunden lang in einer Garage ein. Er war damals auf der Fahrt müde geworden, hatte dann am Straßenrand geparkt und eine Weile geschlafen. Anschließend setzte er seine Reise fort. Auf Grund ihres Kontrollsystems fiel den misstrauischen Kommunisten Rudis verspätete Ankunft am Zielort sofort auf und sie versuchten ihn zu einer Aussage zu zwingen.

Werner war an der Grenze immer außerordentlich höflich. Er händigte beide Pässe aus und antwortete für mich, wenn Fragen gestellt wurden. Er spielte die Rolle eines netten älteren Herrn in abgetragenen Shorts, einem alten schmutzigen Hemd, Sandalen ohne Socken, und einem 3-Tage-Bart. Er ging mit Stock und man war deshalb zuvorkommend zu ihm. Wenn er wollte, konnte er ein exzellenter Schauspieler sein.

Direkt hinter der Grenze in Richtung Westen hielt der Zug immer nochmals an für den Fall, dass sich doch eine Person unter den Waggons versteckt hatte. Ab und zu gelang es nämlich jemandem, unentdeckt durch die Grenzkontrolle zu kommen und in die Freiheit zu fliehen.

Die ostdeutschen Polizisten wurden an den Bahnhöfen von deutschen Schäferhunden mit Maulkorb begleitet. Im Gegensatz zu den vielen scharfen Schäferhunden, die ich in Westdeutschland sah, hatten diese Hunde ganz freundliche Augen. Nach dem Fall der Mauer suchte die deutsche Regierung Menschen, die einen ostdeutschen Wachhund aufnehmen. Werner bat mich, einen zu nehmen, aber ich entgegnete, dass Bär alt und krank sei und sich wahrscheinlich nicht mit einem fremden Hund im Haus abfinden würde.

Seit 1945, als Tante Martha Wilhelm Bamberg es gut hieß, dass die Kommunisten Werners Mama Zschippach weggenommen hätten, empfand Werner für diese Tante Ablehnung. Werner konnte es sein Leben lang nicht vergessen. Onkel Kurt Wilhelm riet Werner, es als dummes Geschwätz abzutun und Martha zu vergeben, da sie nicht wisse, was sie redet. Sie würde öfter dumme Bemerkungen von sich geben und die Familie würde sie einfach ignorieren. Wenn wir in Naumburg waren, besuchten wir Tante Martha mehrmals in der Roßbacher Straße 2a. Sie war eine dieser verkrampften unzufriedenen Frauen, denen man es nicht recht machen konnte. Werner kündigte ihr immer den Tag unsere Ankunft mit der Bahn an. Die weit über 70-jährige Martha, die an Knochenkrebs litt, marschierte dann etwa 800m zum Bahnhof, erkundigte sich nach den ankommenden Zügen aus dem Westen, und hielt bei der Ankunft jedes Zuges Ausschau nach ihrem Neffen. Das Abholen klappte aber nie, da Werner immer erst spät ankam, wenn sie die Hoffnung bereits aufgegeben hatte. Jedes Mal bereitete sie uns jedoch noch ein ausgezeichnetes warmes Abendessen zu (üblicherweise gibt es in Deutschland kaltes Abendbrot). Das freute uns ganz besonders, da sie nach dem Tod ihres Mannes (er war 1944 in Apolda von einer Bombe getroffen worden) sehr arm war. Neben ihrer winzigen Rente zog sie ihr eigenes Gemüse und hielt Hasen um zu überleben. Wir wussten, dass unser Besuch eine große Belastung für sie bedeutete. Während sie mit dem Kochen beschäftigt war, sahen wir uns ihren Garten an - Blumen, Gemüse und Hasenstall. Sie hatte immer acht oder neun Hasen und schlachtete die älteren, wenn Junge geboren waren. Mehrmals täglich schnitt sie mit einer Sichel Futtergras, das sie in die Käfige stopfte. Werner flüsterte mir zu, dass der Garten in weit besserem Zustand gewesen war, als Großmutter Rosa Müller Wilhelm noch lebte und damals auch mehr Hasen gehalten worden seien.

An der Rückseite des Naumburger Grundstücks sah sich Werner innerlich aufgewühlt die Garagen an, in denen Großvater Wilhelm früher seine Steinmetz-Werkstatt gehabt hatte. Kurt hatte sogar noch weitere Garagen angebaut, und vermietete diese an seine Nachbarn. Die Mieteinnahmen steckte er sich ein, obwohl es eigentlich unser Eigentum war. Wir erfuhren, dass Garagenvermietung mehr einbrachte als Wohnungsvermietung, weil dafür keine Mietbindung herrschte. Wir fanden auch heraus, dass Onkel Kurt die Mietkonten und die Übertragungsurkunde so manipuliert hatte, dass Martha und ihre Kinder die Mieteinnahmen kassieren konnten, obwohl es sich hier um das Eigentum und daraus resultierendes Einkommen von Werner und seiner Schwester Astrid handelte. Ein Mal rächte es sich an der Familie Bamberg: Für eine großartige Parade zwangen die Russen alle Eigentümer, darunter auch die Bambergs, ihre Häuserfronten mit neuem Stuck zu

verzieren. Die vordere Seite sieht nun also ganz gut aus, während am hinteren Teil des Hauses alles abbröckelt.



Wilhelm Familie Rossbacher Strasse 2 a Haus

Meist nahmen wir die Straßenbahn zu Tante Martha, manchmal gingen wir aber auch zu Fuß, nicht nur um 20 Pfennig zu sparen, sondern auch aus Sentimentalität, weil Werner diesen Weg früher oft mit seinen Großeltern gegangen war. Direkt vor dem Naumburger Bahnhof gab es riesengroße Spruchbänder mit kommunistischen Parolen, die Werner und ich bei unseren häufigen An- und Abreisen immer schmunzelnd lasen. (Werners Urgroßvater August hatte zusammen mit seinem Sohn August das Haus in Naumburg gebaut. Werners Vater und dessen Geschwister wurden alle hier geboren. Das Haus hatte Werners Vater Dr. med. Werner Wilhelm gehört, der seine Geschwister nach dem Tod der Eltern auszahlte. Martha wurde insgesamt ganze drei Mal ausgezahlt, da er ihr immer Geld gab, wenn sie sich in einer ernststen Notlage befand.) Deshalb war mein erster Traum von Werner nach seinem Tod passend: Ich sah ihn auf der Eingangstreppe des Naumburger Bahnhofs stehen. Er war auf dem Weg zum Haus seiner Wilhelm-Großeltern und sagte zu mir, ich solle Astrid brieflich von seinem Tod benachrichtigen. In diesem Traum antwortete ich ihm, dass er sehr gut aussah und es ihr eigentlich selbst mitteilen könne. (Wie ich Werner kenne, hat er dies bestimmt auch getan. Wichtige Neuigkeiten hatte er immer gern selbst und als erster übermittelt.)

In der ersten Zeit brachte ich für Susanne und Andrea jedes Mal ein großes Paket voll neuer Kleidungsstücke mit. Aber, genau wie Astrid sagte, es war nie gut genug. Etwas ärgerlich stellte ich dieses Kleider-Projekt später ein. Ich erinnere mich an das eine Mal, als ich Kleidung für beide mitgebracht hatte, Andrea jedoch seit dem letzten Besuch so viel zugenommen hatte (was ich ja nicht ahnen konnte), dass ihr nur wenige Teile passten und somit Susanne fast alles bekam. Andrea war zwar enttäuscht, aber Kurt Bamberg, ihr Vater, der stündlich betrunken wurde, war richtig verärgert, weil seine Tochter zu kurz gekommen war. Je mehr er trank, desto mürrischer wurde er. Jener Abend war außerordentlich unangenehm für mich. Werner fiel außer Tante Marthas guter Küche gar nichts auf. Selbst Annerose wirkte etwas verkrampft an jenem Abend und ich fühlte mich ziemlich unwohl.

Bei unserem ersten Besuch im Jahr 1980 führte uns Tante Martha in den Naumburger Dom. Erstaunlicherweise ging sie persönlich mit uns den steilen Weg auf der anderen Seite des Hauses hoch. Immerhin war sie schon über 70, nicht bei bester Gesundheit und

beträchtlich übergewichtig. Aus Sparsamkeitsgründen war sie es jedoch all die Jahre gewöhnt, überall zu Fuß hin zu gehen. Noch mehr erstaunte mich Werner, der ohne einen Ton des Protests bereit war, diesen langen und steilen Weg zurückzulegen. Bei mehr als drei Metern auf ebener Straße äußerte er normalerweise lautstark sein Missfallen. An jenem Tag war er sehr still und höflich. Geduldig folgte er Tante Martha des Weges. Sobald wir wieder ebenen Boden unter den Füßen hatten, fielen wir weit hinter Martha zurück. Ich hatte bemerkt, dass sie von Werners Besuch nach so langer Zeit gerührt war und schlug Werner vor, einen schnelleren Schritt einzuschlagen, neben ihr zu gehen und den Arm um sie zu legen. Das tat er auch prompt und Tante Martha war sichtlich erfreut über dieses Zeichen von Zuneigung, obwohl sie ein Mensch war, der nicht besonders gut mit Gefühlen umgehen konnte. Der Naumburger Dom war überwältigend. Der prächtige Bau stammt aus dem Mittelalter, das Innere ist jedoch im Vergleich zu den katholischen Kirchen in Bayern ungewöhnlich kahl. In den Kirchen, die ich in Bayern gesehen hatte, bildet der Altar den Mittelpunkt. Aber in diesem Dom gab es keinen zentralen Punkt - ich war mir dort nie sicher, wo eigentlich vorne war. Jede Seite ist sehenswert, ohne dass vorne oder hinten bestimmt werden könnte. Am interessantesten ist wohl die Figur der Ute mit ihrem Mann, die aus dem 12. Jahrhundert stammt. Am Anfang des 20. Jahrhunderts war das Gesicht der Ute mutwillig zerstört worden. Die deutsche Regierung ließ eine öffentliche Ausschreibung zur Restaurierung laufen, und der Auftrag wurde schließlich an Werners Großvater, den meisterhaften Bildhauer August Wilhelm II, vergeben. Das bedeutete eine große und bis heute gehegte Ehre für die Familie.

Der Naumburger Dom wurde, wie gesagt, im 12. Jahrhundert erbaut, und die Arkaden zu den beiden Innenhöfen haben etwas Faszinierendes an sich. Werner war deshalb besonders davon angetan, weil der Weg zum Naumburger-Dom-Realgymnasium seinen Vater täglich unter diesen Arkaden hergeführt hatte. Diese Schule wurde damals nur von Kindern aus reichen und vornehmen Familien besucht. Für Werners Vater machte man eine Ausnahme, weil die Lehrer schon früh erkannten, dass der Junge außergewöhnlich intelligent war.

Noch etwas Interessantes zum Naumburger Dom: Bis zur Reformation war er natürlich katholisch. Als damals ein Mitglied der Kirche verlauten ließ, dass die Katholiken den Dom wahrscheinlich an die Lutheraner verlieren würden, wurde er ausgelacht und erhielt zur Antwort, dass es viel wahrscheinlicher sei, dass eine Katze das extrem hohe Kirchendach erklimme, als dass die Kirche lutherisch werde. Nach ihrem Sieg setzten die Lutheraner dann kurze Zeit später eine Katze aus Metall auf das Dach. Werner zeigte mir diese Katze und sagte, das sei doch wohl eine unverschämt selbstgefällige Geste der Lutheraner gewesen.

Der Friedhof liegt nahe am Dom und wir besuchten ihn, nachdem wir die Architektur des Domes, Ute und Ekkehard, sowie die anderen Figuren bewundert hatten. Diese Figuren waren damals in Lebensgröße angefertigt worden, sind interessanterweise aber nur etwa 1,20 m groß. Ein Zeugnis davon, dass die Menschen während der vergangenen 900 Jahre fast einen halben Meter größer geworden sind.



Der Friedhof ist sehr alt und typischerweise germanisch angelegt. Anders als bei uns gibt es dort kein Gras. Die Grabfelder liegen in geraden Reihen rechts und links von unbefestigten Wegen. Vor den aufrecht platzierten Grabsteinen sind Blumen und Efeu gepflanzt. Oft sind auf den Grabsteinen mehrere Namen zu lesen, denn jedes Grab wird für drei Verstorbene angelegt, die übereinander beerdigt werden. Betonierte Gruften sind nicht üblich, der Holzsarg wird direkt in die Erde hinunter gelassen. Wenn der Sarg in ungefähr sieben bis zehn Jahren zerfällt und das Grab sich senkt, weiß die Familie, dass nun wieder Platz für eine neue Leiche ist. Bei einer anstehenden Beerdigung gräbt der Totengräber so weit in die Tiefe, bis er auf einen Sarg oder auf Knochen stößt; das können also ein, zwei oder drei 'Etagen' sein, je nachdem, wie weit der Zerfall der alten Särge und Knochen fortgeschritten ist. Die Wilhelms haben drei nebeneinander liegende Gräber mit jeweils drei Verstorbenen, und drei eingravierten Namen auf jedem Grabstein. Tante Martha ist nun als vierte in eines dieser Gräber dazu gekommen. Ein Grab muss nach Ablauf von 20 Jahren erneut gekauft werden, sonst entfernt die Friedhofsverwaltung den Grabstein und verkauft den Platz anderweitig.

Als wir den Friedhof verließen, kam uns Anneroses 14-jährige Tochter Susanne auf ihrem Fahrrad entgegen. Sie war auf dem Heimweg von der Schule. Wir stellten uns direkt vor dem Friedhof an die Straßenbahn-Haltestelle, denn Werner hatte genug vom Gehen und die Straßenbahn fuhr ja bis zu Tante Marthas Haus in der Roßbacher Straße 2a. Zur Straßenbahn in Naumburg gibt es eine nette kleine Geschichte. Die Straßenbahnstrecke hatte viele Jahre lang, nämlich seit ihrer Einführung, in einem großen Kreis von und zum Bahnhof geführt. Auf dieser Strecke passierte in den achtziger Jahren ein unterirdischer Abwasser-Rohrbruch. Aus Angst, die Straße könne einbrechen und die Straßenbahn verschlingen, wurde die Strecke gesperrt. Die Reparatur des Abwasserrohres erwies sich als undurchführbar, da in der DDR kein passendes großes Ersatzrohr aufzutreiben war. Daraufhin setzte man zwei Straßenbahnen ein, das heißt, man musste vor dem defekten Rohr aussteigen, das betreffende Straßenstück zu Fuß zurücklegen, und dann in die andere Straßenbahn einsteigen. Kurz vor dem Fall der Mauer lösten die Kommunisten das Problem, indem sie vier kleine Rohre statt eines großen einsetzten.

In Erinnerung an seine Kindertage ging Werner oft mit mir zu Fuß vom Bahnhof bis zum Haus seines Großvaters. Als die Straßenbahn am Haus in der Roßbacher Straße vorbeikam, erzählte er mir die Geschichte, als sein Großvater tagsüber auf ihn aufpasste und klein Werner schrecklich unruhig ständig wissen wollte, wann seine Großmutter denn endlich nach Hause käme. Opa Wilhelm war von der vielen Fragerei genervt. Er hob den kleinen Werner auf seinen Schoß und ließ ihn die vorbeikommenden

Straßenbahnen zählen und genau hineinschauen, ob er die Großmutter entdecken könne. Zu seiner Erleichterung war sie dann tatsächlich bald in einem dieser Straßenbahn-Waggons und nahm ihm den anstrengenden kleinen Werner ab.

Für den Naumburger Bahnhof hegte Werner immer tiefe Nostalgie. Jedes Mal, wenn er aus dem Zug gestiegen war und das Bahnhofsgebäude betrat, fühlte er sich zu Hause. Ich habe ja erzählt, dass mir Werner in meinem ersten Traum nach seinem Tod bezeichnenderweise an der Eingangstreppe zu diesem Bahnhof erschienen war. Im Hause seiner Großeltern hatte er sich immer willkommen und wohl gefühlt.



Werner Wilhelm & Eberhard Seibicke in Mertendorf

Dort sind wir früher auch mit Onkel Kurt ausgestiegen. Einmal trugen Kurt und ich das Gepäck, und Werner die Aktentasche. Werner ging zum Telefon und wollte die Seibickes anrufen. Die Rufnummer hatte er, jedoch nicht die Ortskennzahl. Also wählte er die Vermittlung und fragte nach der Vorwahl. Die Person in der Vermittlung hatte keine Ahnung von der Vorwahl für Mertendorf. „Es liegt bei Eisenburg,“ erklärte Werner. Das brachte die Vermittlung auch nicht weiter. Es standen dort keine Telefonbücher zur Verfügung - um die Nummer musste man sich schon selbst kümmern. „Warum fragen Sie denn nicht den Teilnehmer nach der Vorwahl?“ kam es vom anderen Ende der Leitung. „Wie bitte soll ich denn die Seibickes ohne Vorwahl anrufen und fragen?“ sagte Werner gereizt. „Gehen Sie sie doch besuchen!“ lautete der hilfreiche Vorschlag der Vermittlung. Ja, sehr hilfreich. Typisch Kommunismus. Inkompetenz gekoppelt mit Gleichgültigkeit. Telefonieren ist bei uns nicht üblich - wenn Sie trotzdem telefonieren wollen, dann ist das Ihr Problem, nicht unseres.

In seiner Aufregung schrie Werner so in den Hörer, dass fast der Putz von den Bahnhofswänden fiel. Ich drehte mich um und sah die vielen Leute, die stehen geblieben waren und Werner verwundert anstarrten. Es war in der DDR absolut unbekannt, dass sich jemand so sehr über das Telefon aufregte. Ein Telefon war doch gewissermaßen nur Dekoration, wie ein Blumentopf, und völlig uninteressant, da niemand ein Telefon zu Hause besaß. Die Regierung hatte bei den Seibickes nur deshalb ein Telefon eingerichtet, weil sie das örtliche Postamt führten, nicht zur privaten Annehmlichkeit. Während ich mir also die Menschen um uns herum besah, entdeckte ich Werners Cousin Kurt Bamberg. Er war sturzbetrunken und stolperte unter den Arkaden entlang in unsere Richtung. Sobald er Werner erkannte, machte er eine Kehrtwendung und ward den ganzen Abend nicht mehr gesehen. Es war kurz vor Mitternacht, als er dann endlich im Wilhelmschen Haus auftauchte. Natürlich sagte ihm Werner, dass ich ihn am Bahnhof hatte weglaufen sehen, und stellte ihn zur Rede. Kurt Bamberg stritt das Weglaufen ab, es

sei ihm vielmehr ganz plötzlich eingefallen, dass er einen Termin bezüglich der Dachreparatur hatte. Ja, ja, sicher.

Aber als wir das letzte Mal in Naumburg waren, behandelte uns Kurt außerordentlich zuvorkommend. Er bereitete sogar einen Hasen für uns zu und bot Werner sein bestes Bier an. Damit Werner nicht fror, lief der Kachelofen im Wohnzimmer auf Hochtouren - es war so heiß, ich konnte kaum atmen. In dem unbeheizten Schlafzimmer nebenan fror ich allerdings sehr. Glauben Sie mir, man kletterte wirklich nur dann unter dem Federbett hervor und ging durch das kalte Haus zur Gemeinschaftstoilette für fünf Familien, wenn man GANZ GANZ dringend musste.



Eberhard Wilhelm

Bei einem Besuch bei den Bambergs als Martha noch lebte, sagte ich zu Werner, dass die Wände dieses Hauses seit Onkel Erhards Tod im Jahr 1942 nicht ein einziges Mal gestrichen worden wären. Das Wohnzimmer war mittlerweile dunkelgrau, unter anderem vom Ruß des Kachelofens. Wie so oft, konnte Werner seinen großen Mund nicht halten und gab diese Beobachtung gleich an die Bambergs weiter. Beim darauffolgenden Besuch empfing uns ein frisch tapeziertes Wohnzimmer.

Onkel Kurt erzählte den Bambergs, dass ich an Stammbaumforschung interessiert war und gerne Bilder der Wilhelmschen Vorfahren sehen würde. Tante Martha holte daraufhin das Familienalbum hervor und gestattete mir, die alten Aufnahmen zu fotografieren. Nach Werners Tod ließ ich diese Fotos auf 20x25cm vergrößern.

Bei den Bambergs hingen wunderbare Bilder an den Wänden, einige davon hatte August Wilhelm gemalt. Außerdem gab es Marmorsäulen, die August in seinen jungen Jahren selbst angefertigt hatte. Astrid war scharf auf diese Kunstwerke, aber da sie bei den Bambergs nicht in besonders hoher Gunst stand, bezweifle ich, dass sie jemals an diese Dinge kommt.



Rosa Mueller Wilhelm

An einer Wand des Wohnzimmers stand Oma Rosa Wilhelms Klavier. Wenn ich es sah, hatte ich das Bild vor Augen, wie Rosa vor langer Zeit zu festlichen Anlässen an diesem Klavier saß und das 'Lobet den Herrn' spielte. Auch Dr. Wilhelm spielte als Kind auf diesem Klavier.

Das Haus beinhaltete auch feinste Skulpturen von dem jungen und dem alten August Wilhelm. Vorne vor dem Eingang ist das 'Letzte Abendmahl' in Stein gehauen, und hinten auf der Terrasse, eine Eule. Als Werner klein war, wünschte er sich sehnlichst, diese Eule zu besitzen.



Werner Wilhelm an Rossbacher Strasse in Naumburg

Als wir auf unserer letzten Reise zu den Wilhelms aus dem Bahnhof kamen, erwartete uns eine angenehme Überraschung. Direkt neben dem Bahnhofsgebäude war ein neuer moderner Glasanbau entstanden, wo man Bratwurst, Bier und kalte Getränke kaufen konnte. Ich aß drei Würste mit Brötchen und Werner zwei, weil es so gut schmeckte und wir außerdem nicht wussten, ob es bei den Bambergs etwas zu essen geben würde. Die Standard-Begrüßung lautete nämlich immer: „Ah, wir haben gar nichts zum Essen im Haus!“ Neben dieser neuen Imbissstube, gab es noch einen zweiten völlig ungewohnten Anblick: Sechs nagelneue Mercedes-Taxis auf der gegenüberliegenden Straßenseite! Unter den Kommunisten war auf Leben und Tod kein Taxi zu bekommen, und wenn dann doch ein Mal ein Wunder geschah, war es ein 2-Zylinder Wartburg oder ein Trabi, die dahin tuckerten und so viel blauen Rauch ausstießen, dass es nur ganz wenigen Fahrgästen nicht übel wurde!



Anne Rose Hahn, Susanne Hahn Weber, Werner Wilhelm, Martha Bamberg & Kurt Wilhelm